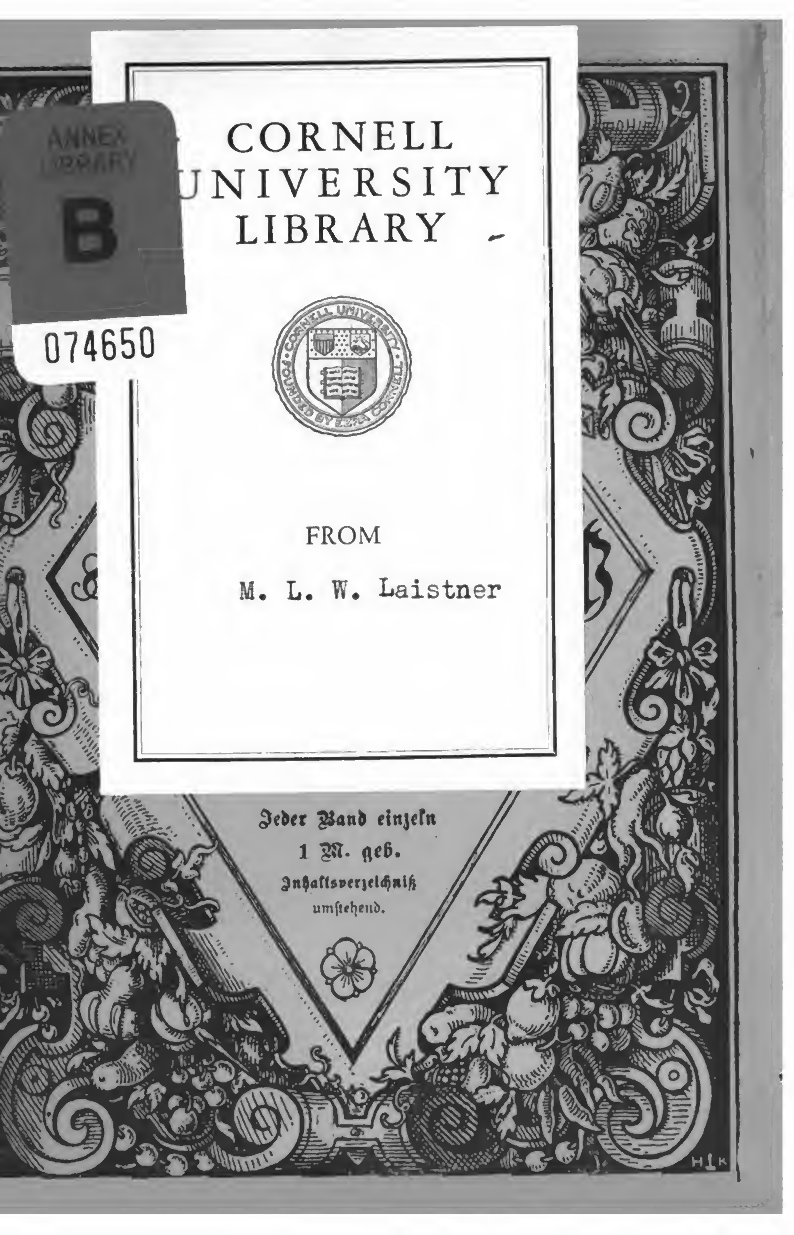
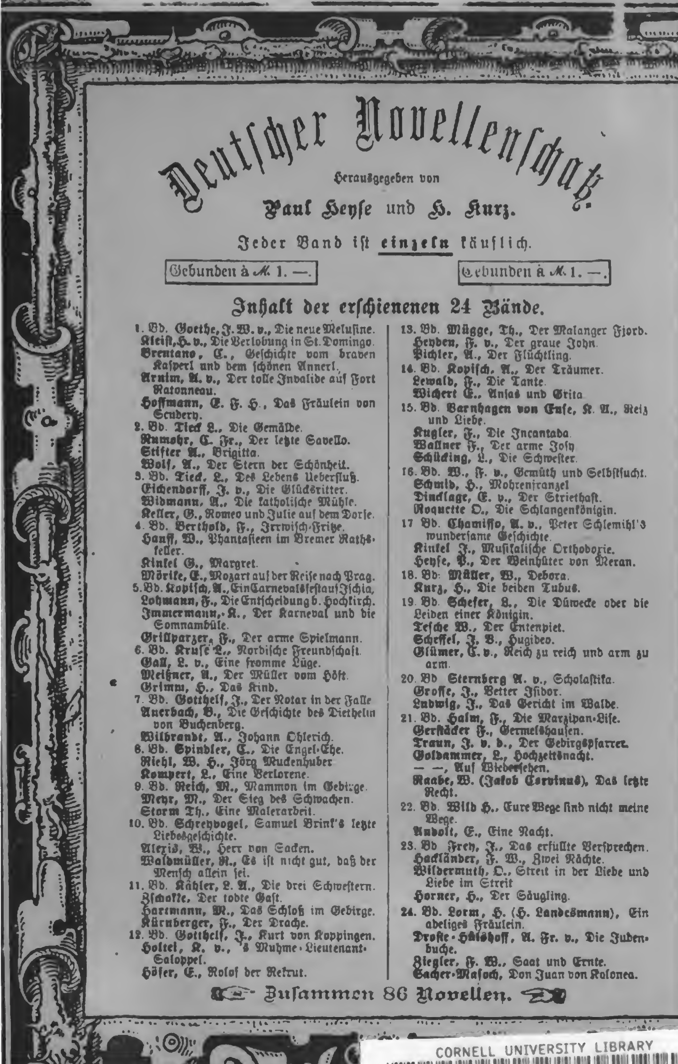
NEUER DEUTSCHER NOVELLENSCHATZ : BD. HERR IM HAUSE, VON...




Jeder Band einzeln
1 M. geb.
Inhaltsverzeichniß
umstehend.



Deutscher Novellenschatz.

Herausgegeben von

Paul Heyse und H. Kurz.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden à M. 1. —. Gebunden à M. 1. —.

Inhalt der erschienenen 24 Bände.

1. Bd. **Goethe, J. W. v.,** Die neue Melusine.
Kleist, H. v., Die Verlobung in St. Domingo.
Brentano, C., Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl.
Arnim, A. v., Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.
Hoffmann, E. T. A., Das Fräulein von Scudery.

2. Bd. **Tieck L.,** Die Gemälde.
Rumohr, C. Fr., Der letzte Savello.
Stifter A., Brigitta.
Wolf, A., Der Stern der Schönheit.

3. Bd. **Tieck, L.,** Des Lebens Ueberfluß.
Eichendorff, J. v., Die Glücksritter.
Widmann, A., Die katholische Mühle.
Keller, G., Romeo und Julie auf dem Dorfe.

4. Bd. **Berthold, F.,** Irrwisch-Fritze.
Hauff, W., Phantasieen im Bremer Rathskeller.
Kinkel G., Margret.
Mörike, E., Mozart auf der Reise nach Prag.

5. Bd. **Kopisch, A.,** Ein Carnevalsfest auf Ischia.
Lohmann, F., Die Entscheidung b. Hochkirch.
Immermann, K., Der Karneval und die Somnambüle.
Grillparzer, F., Der arme Spielmann.

6. Bd. **Kruse L.,** Nordische Freundschaft.
Gall, L. v., Eine fromme Lüge.
Meißner, A., Der Müller vom Höft.
Grimm, H., Das Kind.

7. Bd. **Gotthelf, J.,** Der Notar in der Falle
Auerbach, B., Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg.
Wilbrandt, A., Johann Ohlerich.

8. Bd. **Spindler, C.,** Die Engel-Ehe.
Riehl, W. H., Jörg Muckenhuber
Kompert, L., Eine Verlorene.

9. Bd. **Reich, M.,** Mammon im Gebirge.
Meyr, M., Der Sieg des Schwachen.
Storm Th., Eine Malerarbeit.

10. Bd. **Schreyvogel,** Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte.
Alexis, W., Herr von Sacken.
Waldmüller, R., Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

11. Bd. **Kähler, L. A.,** Die drei Schwestern.
Zschokke, Der todte Gast.
Hartmann, M., Das Schloß im Gebirge.
Kürnberger, F., Der Drache.

12. Bd. **Gotthelf, J.,** Kurt von Koppingen.
Holtei, K. v., 's Muhme-Lieutenant-Saloppel.
Höfer, E., Rolof der Rekrut.

13. Bd. **Mügge, Th.,** Der Malanger Fjord.
Heyden, F. v., Der graue John.
Pichler, A., Der Flüchtling.

14. Bd. **Kopisch, A.,** Der Träumer.
Lewald, F., Die Tante.
Wichert E., Ansas und Grita

15. Bd. **Varnhagen von Ense, K. A.,** Reiz und Liebe.
Kugler, F., Die Incantada.
Wallner F., Der arme Josy
Schücking, L., Die Schwester.

16. Bd. **W., F. v.,** Gemüth und Selbstsucht.
Schmid, H., Mohrenfranzel
Dincklage, E. v., Der Striethast.
Roquette O., Die Schlangenkönigin.

17 Bd. **Chamisso, A. v.,** Peter Schlemihl's wundersame Geschichte.
Kinkel J., Musikalische Orthodoxie.
Heyse, P., Der Weinhüter von Meran.

18. Bd: **Müller, W.,** Debora.
Kurz, H., Die beiden Tubus.

19. Bd. **Schefer, L.,** Die Düwecke oder die Leiden einer Königin.
Tesche W., Der Entenpiet.
Scheffel, J. V., Hugideo.
Glümer, C. v., Reich zu reich und arm zu arm.

20. Bd **Sternberg A. v.,** Scholastika.
Grosse, J., Vetter Isidor.
Ludwig, J., Das Gericht im Walde.
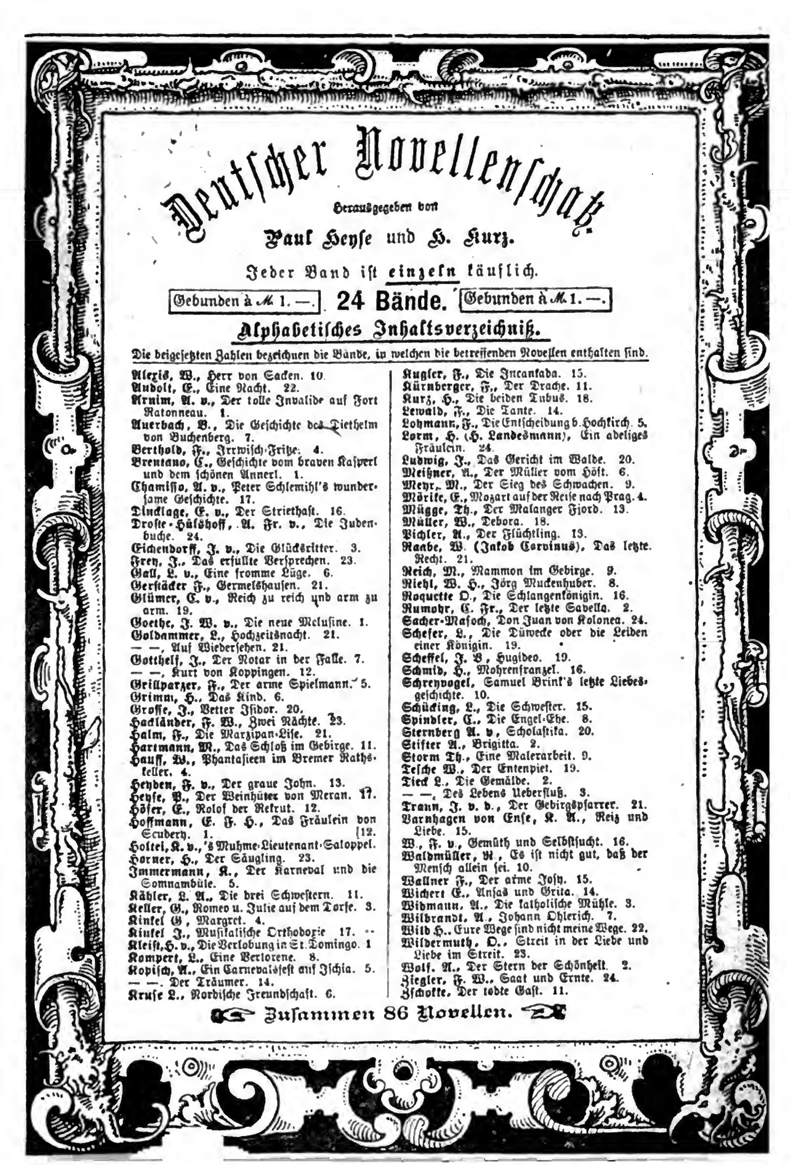
21. Bd. **Halm, F.,** Die Marzipan-Lise.
Gerstäcker F., Germelshausen.
Traun, J. v. d., Der Gebirgspfarrer.
Goldammer, L., Hochzeitsnacht.
— —, Auf Wiedersehen.
Raabe, W. (Jakob Corvinus), Das letzte Recht.

22. Bd. **Wild H.,** Eure Wege sind nicht meine Wege.
Andolt, E., Eine Nacht.

23. Bd **Frey, J.,** Das erfüllte Versprechen.
Hackländer, F. W., Zwei Nächte.
Wildermuth, O., Streit in der Liebe und Liebe im Streit
Horner, H., Der Säugling.

24. Bd. **Lorm, H. (H. Landesmann),** Ein adeliges Fräulein.
Droste-Hülshoff, A. Fr. v., Die Judenbuche.
Ziegler, F. W., Saat und Ernte.
Sacher-Masoch, Don Juan von Kolomea.

☞ Zusammen 86 Novellen. ☜


Deutscher Novellenschatz
Herausgegeben von
Paul Heyse und H. Kurz.
Jeder Band ist einzeln käuflich.
Gebunden à M. 1.—. 24 Bände. Gebunden à M. 1.—.
Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.
Die beigesetzten Zahlen bezeichnen die Bände, in welchen die betreffenden Novellen enthalten sind.
Alexis, W., Herr von Sacken. 10.
Audolt, E., Eine Nacht. 22.
Arnim, A. v., Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau. 1.
Auerbach, B., Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg. 7.
Berthold, F., Irrwisch-Fritze. 4.
Brentano, C., Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. 1.
Chamisso, A. v., Peter Schlemihl's wundersame Geschichte. 17.
Dincklage, E. v., Der Striethast. 16.
Droste-Hülshoff, A. Fr. v., Die Judenbuche. 24.
Eichendorff, J. v., Die Glücksritter. 3.
Frey, J., Das erfüllte Versprechen. 23.
Gall, L. v., Eine fromme Lüge. 6.
Gerstäcker F., Germelshausen. 21.
Glümer, C. v., Reich zu reich und arm zu arm. 19.
Goethe, J. W. v., Die neue Melusine. 1.
Goldammer, L., Hochzeitsnacht. 21.
— —, Auf Wiedersehen. 21.
Gotthelf, J., Der Notar in der Falle. 7.
— —, Kurt von Koppingen. 12.
Grillparzer, F., Der arme Spielmann. 5.
Grimm, H., Das Kind. 6.
Grosse, J., Vetter Isidor. 20.
Hackländer, F. W., Zwei Nächte. 23.
Halm, F., Die Marzipan-Lise. 21.
Hartmann, M., Das Schloß im Gebirge. 11.
Hauff, W., Phantasieen im Bremer Rathskeller. 4.
Heyden, F. v., Der graue John. 13.
Heyse, P., Der Weinhüter von Meran. 17.
Höfer, E., Rolof der Rekrut. 12.
Hoffmann, E. T. A., Das Fräulein von Scudery. 1.
Holtei, K. v., 's Muhme-Lieutenant-Saloppel. 12.
Horner, H., Der Säugling. 23.
Immermann, K., Der Karneval und die Somnambüle. 5.
Kähler, L. A., Die drei Schwestern. 11.
Keller, G., Romeo u. Julie auf dem Dorfe. 3.
Kinkel G., Margret. 4.
Kinkel J., Musikalische Orthodoxie 17.
Kleist, H. v., Die Verlobung in St. Domingo. 1
Kompert, L., Eine Verlorene. 8.
Kopisch, A., Ein Carnevalsfest auf Ischia. 5.
— —, Der Träumer. 14.
Kruse L., Nordische Freundschaft. 6.
Kugler, F., Die Incantada. 15.
Kürnberger, F., Der Drache. 11.
Kurz, H., Die beiden Tubus. 18.
Lewald, F., Die Tante. 14.
Lohmann, F., Die Entscheidung b. Hochkirch. 5.
Lorm, H. (H. Landesmann), Ein adeliges Fräulein. 24.
Ludwig, J., Das Gericht im Walde. 20.
Meißner, A., Der Müller vom Höft. 6.
Meyr, M., Der Sieg des Schwachen. 9.
Mörike, E., Mozart auf der Reise nach Prag. 4.
Mügge, Th., Der Malanger Fjord. 13.
Müller, W., Debora. 18.
Pichler, A., Der Flüchtling. 13.
Raabe, W. (Jakob Corvinus), Das letzte Recht. 21.
Reich, M., Mammon im Gebirge. 9.
Riehl, W. H., Jörg Muckenhuber. 8.
Roquette O., Die Schlangenkönigin. 16.
Rumohr, C. Fr., Der letzte Savello. 2.
Sacher-Masoch, Don Juan von Kolomea. 24.
Schefer, L., Die Düwecke oder die Leiden einer Königin. 19.
Scheffel, J. V., Hugideo. 19.
Schmid, H., Mohrenfranzel. 16.
Schreyvogel, Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte. 10.
Schücking, L., Die Schwester. 15.
Spindler, C., Die Engel-Ehe. 8.
Sternberg A. v., Scholastika. 20.
Stifter A., Brigitta. 2.
Storm Th., Eine Malerarbeit. 9.
Tesche W., Der Entenpiet. 19.
Tieck L., Die Gemälde. 2.
— —, Des Lebens Ueberfluß. 3.
Traun, J. v. d., Der Gebirgspfarrer. 21.
Varnhagen von Ense, K. A., Reiz und Liebe. 15.
W., F. v., Gemüth und Selbstsucht. 16.
Waldmüller, R., Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. 10.
Wallner F., Der arme Josy. 15.
Wichert E., Ansas und Grita. 14.
Widmann, A., Die katholische Mühle. 3.
Wilbrandt, A., Johann Ohlerich. 7.
Wild H., Eure Wege sind nicht meine Wege. 22.
Wildermuth, O., Streit in der Liebe und Liebe im Streit. 23.
Wolf, A., Der Stern der Schönheit. 2.
Ziegler, F. W., Saat und Ernte. 24.
Zschokke, Der todte Gast. 11.
Zusammen 86 Novellen.



Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig.

Neuer Deutscher Novellenschatz.

Herausgegeben von

Paul Heyse und L. Laistner.

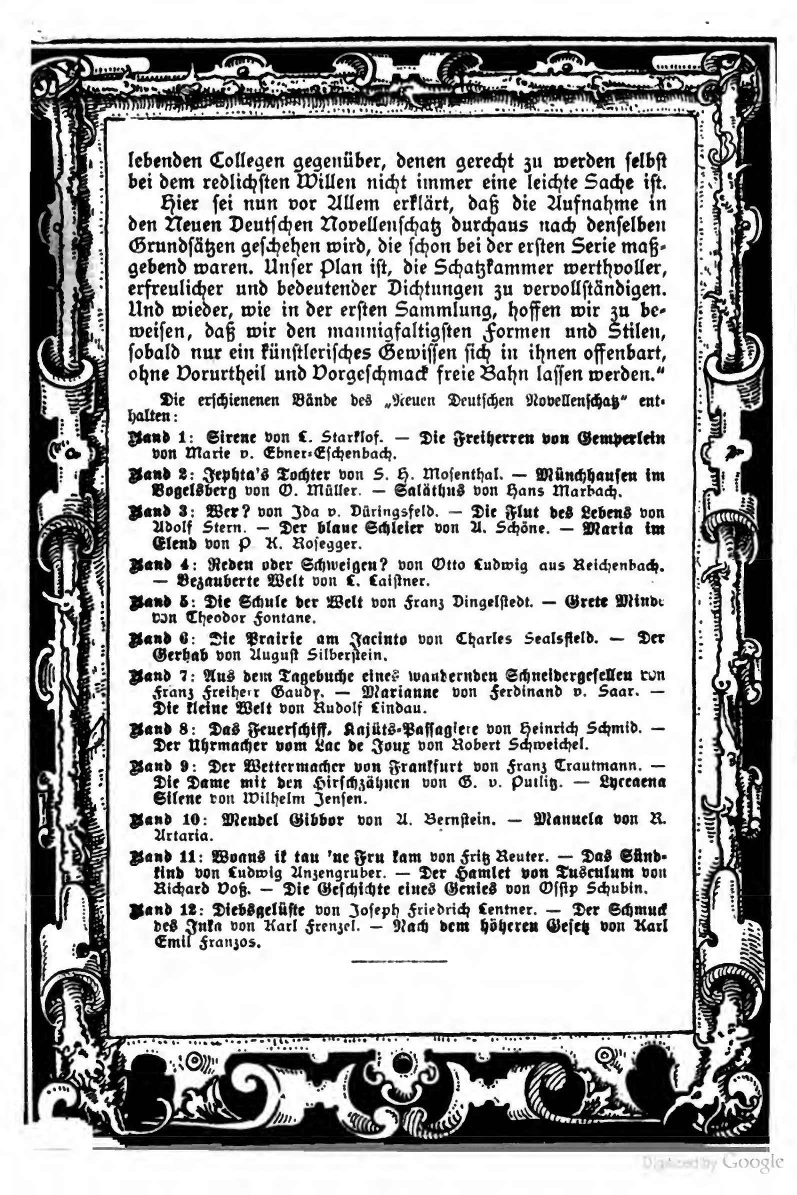
Jeder Band ist einzeln käuflich.

Elegant gebunden.	Preis per Band 1 M.

Paul Heyse führt diese neue Serie mit folgenden Worten ein:

„Der Deutsche Novellenschatz, hat in seinen 24 Bänden eine ansehnliche Zahl von Novellisten der Vergangenheit und Gegenwart versammelt und einen Ueberblick über die reiche Ernte auf diesem Felde der Dichtung gewährt, der, wenn wir nach dem Erfolge schließen dürfen, dem großen Lesepublikum wie all Jenen, die sich ästhetischen und literarhistorischen Studien widmen, gleich willkommen war. Der Tod des einen Herausgebers, dessen ausgebreiteter Kenntniß und feinem dichterischen Sinne das Unternehmen so viel verdankte, hemmte damals die Fortsetzung, ehe auch nur die namhaftesten unter den zeitgenössischen Erzählern sämmtlich zu Wort gekommen waren.

So war es mir gar erwünscht, durch den Hinzutritt eines jüngeren Freundes, der selbst als Novellist sich hervorgethan und zu der gleichen künstlerischen Confession, wie mein verstorbener theurer Gefährte, sich bekennt, neuen Muth zur Fortführung unseres Unternehmens zu gewinnen. Denn daß inzwischen die Schwierigkeit der Auswahl wie das Gefühl der Verantwortlichkeit sich erheblich gesteigert haben, muß auf den ersten Blick einleuchten. Vielfache, rein äußerliche Umstände, vor Allem das massenhafte Umsichgreifen der Wochenschriften, haben die Schaffenslust auf diesem Gebiete ins Unabsehliche vermehrt; und da von den schon verstorbenen Dichtern nur noch wenige in jenen 24 Bänden fehlen, stehen die Herausgeber fast ausschließlich ihren mit-



lebenden Collegen gegenüber, denen gerecht zu werden selbst bei dem redlichsten Willen nicht immer eine leichte Sache ist.

Hier sei nun vor Allem erklärt, daß die Aufnahme in den Neuen Deutschen Novellenschatz durchaus nach denselben Grundsätzen geschehen wird, die schon bei der ersten Serie maßgebend waren. Unser Plan ist, die Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen. Und wieder, wie in der ersten Sammlung, hoffen wir zu beweisen, daß wir den mannigfaltigsten Formen und Stilen, sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart, ohne Vorurtheil und Vorgeschmack freie Bahn lassen werden."

Die erschienenen Bände des „Neuen Deutschen Novellenschatz" enthalten:

Band 1: **Sirene** von L. Starklof. — **Die Freiherren von Gemperlein** von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Band 2: **Jephta's Tochter** von S. H. Mosenthal. — **Münchhausen im Vogelsberg** von O. Müller. — **Saläthus** von Hans Marbach.

Band 3: **Wer?** von Ida v. Düringsfeld. — **Die Flut des Lebens** von Adolf Stern. — **Der blaue Schleier** von A. Schöne. — **Maria im Elend** von P. K. Rosegger.

Band 4: **Reden oder Schweigen?** von Otto Ludwig aus Reichenbach. — **Bezauberte Welt** von L. Laistner.

Band 5: **Die Schule der Welt** von Franz Dingelstedt. — **Grete Minde** von Theodor Fontane.

Band 6: **Die Prairie am Jacinto** von Charles Sealsfield. — **Der Gerhab** von August Silberstein.

Band 7: **Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen** von Franz Freiherr Gaudy. — **Marianne** von Ferdinand v. Saar. — **Die kleine Welt** von Rudolf Lindau.

Band 8: **Das Feuerschiff. Kajüts-Passagiere** von Heinrich Schmid. — **Der Uhrmacher vom Lac de Joux** von Robert Schweichel.

Band 9: **Der Wettermacher von Frankfurt** von Franz Trautmann. — **Die Dame mit den Hirschzähnen** von G. v. Putlitz. — **Lycaena Silene** von Wilhelm Jensen.

Band 10: **Mendel Gibbor** von A. Bernstein. — **Manuela** von R. Artaria.

Band 11: **Woans ik tau 'ne Fru kam** von Fritz Reuter. — **Das Sündkind** von Ludwig Anzengruber. — **Der Hamlet von Tusculum** von Richard Voß. — **Die Geschichte eines Genies** von Ossip Schubin.

Band 12: **Diebsgelüste** von Joseph Friedrich Lentner. — **Der Schmuck des Inka** von Karl Frenzel. — **Nach dem höheren Gesetz** von Karl Emil Franzos.

Neuer Deutscher

Novellenschatz.

Herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Ludwig Laistner.

Band XIII.

München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1886.

Inhalt.

Seite

Herr im Hause.

Von Margarethe von Bülow.

Novellen von Margarethe v. Bülow. Mit einem Vorwort von Julian Schmidt. Berlin, Wilh. Hertz 1885.

Der Einleitung, welche Julian Schmidt diesem posthum erschienenen Novellenbande vorausgeschickt, entnehmen wir folgenden Bericht über Leben und Sterben der Verfasserin:

„Am 2. Januar dieses Jahres" — 1885 — „hörte Margarethe v. Bülow, die mit ihrer Schwester auf dem Rummelsburger See Schlittschuh lief, den Nothschrei eines eingebrochenen Knaben; sie eilte sofort hinzu, sprang in die Oeffnung, hob den Knaben empor, der auch gerettet wurde, sie selbst aber versank plötzlich unter dem Eise, wahrscheinlich von einem Herzschlag getroffen. Vergebens versuchte ihre Schwester sie zu retten: das heldenmüthige Mädchen war todt, als sie unter dem Eis hervorgezogen wurde.

„Margarethe hat einen Theil ihrer Kindheit in Smyrna zugebracht, wo ihr Vater Generalconsul war. Nach dem Tode desselben lebte sie mit Mutter und Geschwistern auf dem mütterlichen Gute Ingersleben bei Neudietendorf. Im siebzehnten Jahre wurde sie zu ihrer weiteren Ausbildung in eine Pension nach England gegeben, von wo sie nach ungefähr einem Jahr zurückkehrte. Die Mutter war zur Brüdergemeinde getreten, vielleicht eine schöne Freistätte für Den, der sich in gewissem Sinne ausgelebt hat, aber wenig befriedigend für ein junges feuriges Gemüth. — —

„Schon in unglaublich früher Jugend hatte sie zu schreiben angefangen; es war ihr ein unabweisbares Bedürfniß, was sie innerlich erregte oder ihr von außen entgegentrat, künstlerisch abzurunden. In den letzten Jahren hielt sie sich in Berlin auf, um in anregendem Umgang ihren Geschmack auszubilden und nach neuen Stoffen zu suchen. — Sie war, als sie starb, noch nicht 24 Jahre alt."

Das dichterische Vermächtniß dieses ungewöhnlichen Talentes liegt in dem kleinen von der Schwester Margarethe's zusammen-

gestellten Bande vor. Sechs Novellen, ungleich an Reife, hie und da an die Vorbilder erinnernd, an denen die junge Kraft sich emporrankte, an Turgenjeff — besonders in der ersten Erzählung, der unselbständigsten — an Hermann Grimm, dessen Eigenart in den Naturschilderungen und dem bequemen Parlando der Dialoge vielleicht von Einfluß auf ihre Darstellung war. Zugleich aber regt sich in allen Zügen ihre eigenste Kraft, das feinste Gefühl für seelische und elementare Stimmung, eine in solcher Jugend seltene Selbstbeherrschung, leidenschaftliche Scenen nicht in breiter Ueberschwänglichkeit, sondern mit sparsamen Naturlauten sich entwickeln zu lassen, überhaupt eine Vorliebe für verhaltene Herzenstöne, für gedämpfte, zurückgestaute Seelenkämpfe, Flammen, die aus dichter Aschenkruste aufschlagen, glimmende Sinnlichkeit und gebändigte Naturkraft. Was noch vermißt wird, hätten die Jahre der leidenschaftlich Emporstrebenden unfehlbar gebracht. Was in diesen Erstlingen schon voll geglückt ist, läßt uns wieder einmal dem alten Räthsel gegenüber verstummen, wie oft in der „sinnvoll geordneten" Welt ein Wesen von der Natur mit den seltesten Gaben ausgestattet und ehe es sich ausgelebt, der Vernichtung durch einen tragischen Zufall preisgegeben wird. H.



I.

An der niedrigen Kirchhofsmauer eines märkischen Dorfes stand ein schlanker, schmächtiger Jüngling von vielleicht siebzehn Jahren und schaute auf den großen Teich hinunter, der die Mitte der ziemlich regellos zusammengestellten Häuser bildete. Es war früh im Jahre — obschon in den ersten Tagen nach dem Osterfeste —, und der Dorfteich trug eine weißgraue, nasse Eisdecke, undurchsichtig, rissig — den Knaben eine rechte Herzenslust — die mit aller Kraft versuchten, das Eis unter ihren Füßen zu zerbrechen.

Ist denn Niemand hier, der diesem unsinnigen Treiben ein Ende machen möchte? dachte der Jüngling an der Mauer, und seine reinblauen Augen, die er langsam, wie unter einem Drucke, aufschlug, sahen nervös blinzelnd umher. Die breiten, mit Häusern dünnbesetzten Straßen blieben stumm und leer.

Der junge Mann schaute wieder angestrengt nach den kleinen Schreiern auf dem Eise — er fühlte dunkel die Nothwendigkeit in sich aufsteigen, sie selbst zu vertreiben — aber er wußte, daß er es ungeschickt machen würde, daß sie vielleicht seinen Worten nicht einmal Gehör schenken möchten. Er wandte gewaltsam den Blick auf einen großen, sehr

großen Obstgarten ihm zur Linken; die krummen, blätterlosen Bäume standen in langen, geraden Reihen, sonst war nichts in dem weiten Gartenland zu sehen, kein Strauch, kein Weg, keine Bank.

Hier werden diese kleinen Schlingel wohl im Sommer Obst stehlen, dachte der junge Mensch, Hans Wronkow war sein Name. Seltsam, er liebte die Kinder und konnte doch nicht recht mit ihnen verkehren — er fürchtete sich vor ihnen.

Aber der Blick auf den öden Obstgarten war nicht befriedigend; Wronkow drehte sich völlig um und sah über die Mauer in den Kirchhof hinein. Wie draußen die Häuser, so vereinzelt standen hier die Grabsteine. Dagegen war der ganze Boden von Maulwurfshügeln durchzogen. Darüber standen die Gerippe dürrer Trauereschen — hier und dort umzog Epheu eine schiefe Grabplatte — da, dicht an der Mauer, befand sich ein Kindergrab. Wronkow konnte die Aufschrift lesen; es war ein kleiner Knabe, der hier ruhte.

Vielleicht verunglückt — möglicherweise im vorigen Jahre auf dem morschen Eise! dachte Wronkow. Und da war es, als zöge ihn etwas bei den Händen und Füßen nach dem Teich hinunter; erst ging er, dann lief er, und nun stand er am Ufer und rief die Kinder mit seiner weichen, musikalischen Stimme an. Sie sahen sich nach ihm um, im ersten Augenblick betroffen; dann fing ein kleiner, dicker, sehr dummer Stöpsel zu lachen an, und sofort lachten sie alle.

Hans Wronkow wurde roth und schloß die Augen. Er konnte nichts auf der Welt weniger vertragen, als ausgelacht zu werden. Doch aber fing er nach einem kurzen Schweigen an, mit Beweisgründen seine Ermahnungen zu belegen.

Plötzlich brach er kurz ab, denn es war ein Frauenzimmer ziemlich dicht neben ihm stehen geblieben. Sie hatte die beiden Henkelkörbe, die sie trug, auf den Boden gesetzt und sah ihn verwundert an. Ihre blauen Augen hatten etwas Düsteres, zum Theil wohl durch die starken Brauen, die um ein Beträchtliches dunkler waren als das Haar. Das ganze magere Gesicht trug in seiner scharfen Zeichnung einen alten Ausdruck, und doch mußte man sich sagen, daß es noch sehr jung war. Die Gestalt des Mädchens war breit gebaut, eckig, unentwickelt, aber Fuß und Handgelenk, sowie der bloße Unterarm zeigten sich, zwar von der kalten Luft stark geröthet, doch in selten schöner Form.

Hans Wronkow sah jedoch nur ein Paar sehr lebendige Augen, die ihn mit gelassenem Staunen musterten und ein starkes Gefühl von Abneigung und Widerstreben in ihm erweckten.

Was wollen Sie denn eigentlich? fragte das Mädchen.

Jene Jungen von dem Eise herunterjagen, wo sie ganz sicherlich zu Schaden kommen werden.

Das Mädchen wandte sich nach dem Teich um.

Mag schon sein — wollt ihr euch wohl gleich nach Hause scheren, Lausejungen ihr!

Und als die Kinder diesem sanften Ruf nicht sofort folgten, sprang sie selbst auf das krachende Eis, faßte den ersten der jungen Uebelthäter beim Aermel und verabfolgte ihm ein paar schallende Ohrfeigen. Wart', ich will euch hören lehren! Und nun macht zu, fix!

Sie trieb die Kinder vor sich her, bis in die Mitte des Platzes, dann kam sie langsam zu Wronkow und den Körben zurück. Ihre Art, obgleich sie erfolgreich gewesen, hatte ihm nicht gefallen. Warum mußte sie, die nicht einmal in Zorn oder Aufregung war, sofort schimpfen und schlagen!

Sie sind nicht von hier? fragte das Mädchen, indem sie zögernd die beiden Henkelkörbe wieder aufnahm.

Nein, und als sie ihn erwartungsvoll ansah, fuhr er widerwillig fort: ich bin der Sohn des Försters Wronkow. Mein Vater ist eben ins Pfarrhaus hinübergegangen, und ich warte hier auf ihn.

Waren Sie Ostermontag in Dahmsdorf zum Tanz?

Ich! Er sah so entsetzt aus, daß sie anfing zu lachen; dann aber bezwang sie sich rasch und fragte ernsthaft: Sie wollen wohl Pfarrer werden?

Nein, aber ich werde niemals tanzen.

Warum nicht?

Niemals! sagte er abermals, ohne sich auf Gründe einzulassen. Sie schwieg, es fiel ihm wieder auf, daß sie ihn so rücksichtslos gerade ansah, als ob er ein Bild sei, nicht ein Mensch.

Indessen richtete sie sich plötzlich aus ihrer einigermaßen nachlässigen Haltung auf und warf einen raschen, unfreundlichen Blick nach links die Straße hinunter.

Da kommt der Mensch mal wieder, pfui Teufel!

Wronkow folgte der Richtung ihrer Augen und sah einen schlanken Ulanen eiligen Schrittes an der Mauer des Obstgartens daherkommen. Der Soldat war eine so hübsche, glänzende Erscheinung, daß Wronkow sich zweifelnd an das Mädchen wandte: Den meinen Sie?

Ja doch schon. Er ist eine Widerwärtigkeit.

Sie stand auf dem Sprung; sobald der Soldat in den Platz einbog, begann sie einen kurzen, energischen Lauf nach der andern Seite, noch ein Ende Straße, dann zum Dorfe hinaus, den gebogenen Weg hinunter, der ziemlich steil in den Thalgrund führte. Das Dorf Laptow nämlich liegt hoch auf einer Art Plateau mit herzlich schlechtem Ackerboden.

Wronkow sah des Mädchens lange, blonde Zöpfe hin- und herfliegen, sah, wie die Henkelkörbe ihr rechts und links an die elastisch springenden Beine stießen — dazu flog der kurze, dunkle Rock, und die Holzschuhe klappten auf dem Pflaster.

Wie kann man in diesen Schuhen so laufen? dachte er, als das unruhige Bild den Hügel hinuntertauchte.

Der Ulan schien anfangs die Absicht zu haben, dem Mädchen nachzugehen, änderte aber die Richtung und kam auf Wronkow zu, der, mit der ihm eigenen Unlust, sich vom Platz zu bewegen, noch immer in der Nähe des Teiches stand.

Sind Sie von der Bekanntschaft der Jette? fragte der Soldat, nachdem er gegrüßt.

Wronkow verneinte eilig.

Ei, zum Kuckuk, was hat sie denn mit Ihnen hier herumzustehen, das dumme Ding, was keinem den guten Tag gönnen will?

Wronkow zog die Schultern in die Höhe, und sein nach unten gekrümmter Mund drückte so lebhaft aus, wie wenig ihm an der Gunst des erwähnten Mädchens gelegen sei, daß der Soldat beruhigt schien und dem jungen, blonden Menschen einen zweiten Blick gelassener Betrachtung schenkte. Wronkow seinerseits fühlte sich dazu getrieben, dem Mann vor ihm in das blasse Gesicht zu sehen, um mit einer unklaren Empfindung von Widerwillen die Augen sofort niederzuschlagen — dann wieder aufzusehen, gleichsam auf der Jagd nach dem vorigen unangenehmen Gefühl, und sobald er's gethan, wiederum den Blick zu senken. Er hätte gern gewußt, was das eigentlich war. Der Soldat hatte sehr feine Züge, so wie sie ein gedankenloser Bleistift öfter hervorzubringen pflegt, als die umsichtige Natur. Unter seinen feinen dunklen Brauen lagen ein Paar schimmernde braune Augen, die klug blickten, aber matt und von grünlichen

Ringen unterstrichen waren. Von den Nasenflügeln zum Munde ging ein schlaffer Zug — dieser selbst zeigte, trotz des Schnurrbartes, eine starke, etwas hängende Unterlippe, während das Kinn klein und rund war und die Kiefern so wenig entwickelt, daß die Gesichtsform ein schönes, längliches Oval bildete.

Die Jette Benz ist ein ganz besonderes Mädchen, sagte er zu Wronkow, kaum eingesegnet — du lieber Gott, sie mag vierzehn Jahre alt sein — aber was die zusammenschafft, ich meine, was die arbeiten kann, das ist nicht zu glauben. Es ist bei ihrem Vater, dem Tagelöhner, keine Frau im Hause, da hat sie eben die Geschwister aufbringen müssen und das Ganze zusammenhalten. Jetzt kann sie abkommen, weil die zweite, die Guste, heranwächs't, na, versteht sich, daß sie Jeder im Dorfe haben wollte, aber mein Vater hat sie gekriegt; sie ist unten bei uns in der Mühle einstweilen zur Aushülfe, nach den Feiertagen wird sie wohl ganz hinunterziehen.

Also Sie sind von der Untermühle?

Jawohl, bin auch selbst Müller. Sobald es aus ist mit dem Dienst, soll ich — er seufzte leicht — die Sache übernehmen. Staubiges Handwerk, wie? Was sind oder werden Sie? Förster — Sie sind doch schon dem Wronkow seiner?

Wronkow nickte. Ich werde Lehrer.

Lehrer? Gott soll mich bewahren, lieber todt auf dem Fleck! Na, stehen sich ganz gut hier. Dreihundert das Jahr und fünfzehn Morgen Land, nicht? Da kann einer schon leben.

Wronkow zog verletzt die Stirn zusammen. Er war noch zu jung, um von der Frage um das tägliche Brod etwas hören zu wollen. Der Andere lächelte überlegen. Welch ein Narr! dachte er.

Nun sagen Sie mir aber nur, was die Jette von Ihnen wollte, begann er dann wieder und sah den jungen Mann fast lauernd an.

Wronkow blinzelte; der widerliche Eindruck war in diesem Augenblick so stark, daß er sich gern entfernt hätte. Er schwieg einige Augenblicke und sah zu Boden — welches Recht hatte dieser Mensch, so unverschämt in ihn zu dringen! Es war, als ob der Andere ihm die Gedanken von dem zarten Gesicht abläse.

Wenn Sie es wissen wollen, das Mädchen werd' ich heirathen, sobald ich die Mühle übernehme. Tüchtig ist sie, und schön wird sie auch. Darauf kenn' ich mich. Weil ich aber nicht alle Tage aus der Hauptstadt kommen kann, um nach dem Wege zu sehen, muß ich ihn rein halten. So, nun haben Sie Bescheid und nun antworten Sie gefälligst.

Was meint das Mädchen dazu? fragte Wronkow mit einer Ironie, die nicht sichtbar wurde; im Gegentheil, er sah roth und verlegen aus bei seiner Frage.

Der Soldat lachte. Na, so grün — da machen Sie sich nur keine Sorge drum, Herr Wronkow.

Diesmal war der junge Mann so beleidigt, daß er sich wirklich umwandte und mit kurzem Gruß davonging.

Wenn's der Frau Recht ist, wollen wir Sie zu Gevatter bitten! rief der Soldat ihm spottend nach, und Wronkow biß den Mund zusammen und fühlte eine warme Empfindung für das Mädchen in sich aufsteigen, so, als ob sie in Gefahr sei.

Wer wird da helfen? dachte er. — Aber der alte Förster kam endlich aus dem Pfarrhaus und stieg mit seinem Sohne in den kleinen Wagen, der vor dem Gasthof hielt. Fort ging es, Hügel auf und ab auf den sandigen Haidewegen, in denen bisweilen noch der Schnee lag; die Dohlen schrieen im Walde — die kalten Winde fegten über die frischen

Lichtungen. Und der junge Wronkow beschäftigte sich still mit dem eigenthümlichen Gesicht des Laptower Mädchens, bis es sich unvergeßlich in sein Gedächtniß einprägte, aber es verging manches Jahr, ehe er in das Dorf auf der Höhe zurückkehrte.

II.

Aber er kam zurück. Es war im Winter, als die Laptower einen neuen Schullehrer anstellen sollten, da erschien Hans Wronkow dort, ein schlanker, bartloser Mann mit frauenhaft zarter Gesichtsfarbe und einem seltsam ernsten Blick in den schönen, blauen Augen. Ihn persönlich kannte keine Seele im Dorfe, trotzdem hatte sich, als seine Wahl in Frage kam, eine Partei für und eine andere gegen ihn gebildet — weil das einmal nicht anders möglich ist. Die für ihn waren, empfingen ihn mit aller Huld, die Anderen setzten ihm kampfesfrohen Widerstand entgegen, aber Beides erwies sich als verlorene Mühe. Hans Wronkow trat sein Amt mit einer Engelsunschuld an, die gar nicht ahnt, daß Menschenaugen rechts und links auf ihre Schritte gerichtet sind. Die Wohlmeinenden wurden es endlich müde, dem zurückhaltenden jungen Mann entgegenzubringen, was er nicht zu schätzen schien; sie sahen mit Genugthuung, daß er vor aller Welt tadellos dastand und hörten auf, sich mit ihm zu beschäftigen. Die Andern, als sie erfahren hatten, daß Wronkow im Schweigen und Achselzucken ein unerreichbarer Held war, gaben sich ebenfalls zufrieden, und so wurde er das, wofür er sich selbst von Anfang an gehalten hatte: übersehen und vergessen.

Wronkow's Vater war gestorben, einen Freund hatte er nie gehabt, weil sein allzu zartes Empfinden überall beleidigt wurde. Er fiel gleichsam aus einem Leiden in das

andere, und wenn er allein war, quälte ihn mehr noch als die Einsamkeit das Bewußtsein, daß er und er allein die Schuld davon trage. Die Kinder im Dorfe hatten ihn sehr lieb, weil er mit Geduld ersetzte, was ihm an Strenge gebrach; auch die jungen Mädchen schauten ihm öfter wohlgefällig nach, wenn er mit gesenktem Blick und zierlichem Gang seines Weges wanderte. Aber das alles bemerkte er gar nicht, sondern lebte wie ein Einsiedler dahin.

Der Einzige, mit welchem er verkehrte, war ein alter kränklicher College in dem Dorfe Dahmsberg, das zwei Meilen von Laptow entfernt lag. Diesen pflegte er, sobald es das Wetter erlaubte, zu besuchen; aber das war nicht oft, denn die Winterschulen sind erst mit Dunkelwerden zu Ende, und dann konnte er den weiten Weg durch die öde Haide nicht mehr unternehmen.

Es war an einem Mittwoch Nachmittag, im Monat Februar, da nahm er Hut und Mantel vom Kleiderhaken, schloß die Schule ab und ging an dem langen Obstgarten vorbei, über den Platz und jenseits zum Dorfe hinaus.

Herr Lehrer, 's wird schneien, rief ihm ein größerer Knabe zu, der mit einem Schiebkarren daher kam. Wronkow dankte lächelnd, ohne recht darauf zu hören. Oben, wo von der Höhe aus der Weg gabelförmig ins Thal ging, blieb er einen Augenblick zögernd stehen. Der Weg links stieg drüben wieder auf und verschwand erst nach mehreren Biegungen in einem lang hingestreckten Stück Kiefernwald; der rechts tauchte sofort in einer waldigen Schlucht unter. Aber gerade diesen, abschon er ein Stück seines Weges abschnitt, hatte Wronkow bisher stets vermieden, denn er führte durch den Hof der Laptower Untermühle.

Er wußte in der Mühle Bescheid, obgleich er niemals eine Frage darnach gethan hatte; er wußte, das die Arbeit im besten Gange war, er hatte sogar einmal die Müllerin,

die Alles leitete, in ihrem Einspänner vor dem Gasthause halten sehen und war abgebogen, um dieser Frau nicht zu begegnen, vor deren Tüchtigkeit und Geschäftskenntniß die Männer umher Achtung zeigten, während ihr eigener Mann, der Müller Kulick, von früh bis spät betrunken war.

Und jetzt sah Wronkow wieder mit zusammengebissenen Lippen in die Schlucht hinunter, sah dann auf seine Uhr und schlug den weiteren Weg ein.

Die Felder lagen gelb und öde; die Moorwassertümpel in den Bodenvertiefungen waren mit einer dünnen Eisdecke überzogen, aus der die Stumpfen von Binsen und Schilf unruhig hervorstarrten. Hier und dort zeigte sich am Wegrain, am Hügelabhang eine Schneewehe, einsame alte Kiefern streckten knirschend ihre schönen Zweige dem herbeisausenden Sturm entgegen; der aber verschleierte strichweise die Thäler in Sandwirbel und Schneetreiben, um gleich darauf eine schwere Wetterwolke über den Himmel zu reißen und der kalten, lieblosen Februarsonne zu einem Durchblick auf die ernste Haidelandschaft zu verhelfen.

Wronkow verfolgte seinen Weg, theilweise, wenn der Wind ihm entgegenblies, mit geschlossenen Augen. Er konnte sich niemals merken, daß Haidewege, die unter einander gleich sind wie die Hühnereier, eines Menschen volle Aufmerksamkeit erfordern. Er ging — und ging lange schon auf Feld- und Holzwegen, ohne es zu wissen; und als das Schneetreiben dichter wurde und um ihn her die Luft erfüllte, blieb er stehen und dachte: Ich kehre lieber um.

Er kehrte auch um, aber wohin? Eine hohe Fichtenwand, die er plötzlich vor sich sah, ließ ihn abermals wenden. Nun ging er einigemale im Kreise, wurde von allen Seiten durchnäßt, stolperte in eine Wassergrube, deren Eis er durchbrach, und wandte endlich seine Richtung einem dumpfen Rauschen und Klopfen zu, das er nicht allzu fern vernahm.

Jetzt ging er über eine breite Holzbrücke und sah vor sich einige Gebäude liegen. Hier war es auch, wo gerauscht und geklopft wurde. Ein Hund schlug im Hause an, mit dunklem, langsamem Bellen, ein kleiner Kläffer stimmte sofort ein. Wronkow hatte zu seines Vaters Leidwesen die Hunde niemals leiden mögen, sie schienen ihm unreinlich und zudringlich, er konnte sie nicht verstehen.

Indessen öffnete er ungehindert die Hausthüre des Hauptgebäudes und trat in einen dämmerigen Flur. Am Ende desselben stand die Thüre in einen Raum offen, den Feuerlicht, sowie ein angenehmer Duft von Kiefernharz und Kaffee als Küche kennzeichneten.

Wer ist da? tönte eine volle, laute Frauenstimme ihm entgegen. Statt aller Antwort zeigte er sich selbst in der Küchenthür.

Ist es erlaubt, sich hier etwas zu trocknen und den Sturm vorübergehen zu lassen? Die Frau am Herde wandte sich langsam nach ihm um, sah ihn an und schwieg, obschon die Lippen sich zu einer Antwort öffneten, und auch er schwieg und trat einen Schritt zurück.

Diese Frau war sehr groß, Wronkow mußte ihr ganz gerade in die Augen sehen; ihre Größe aber machte das schöne Ebenmaß ihrer Gestalt umsomehr ins Auge fallend. Dem Gesicht war der Ausdruck der Ueberlegenheit so stark aufgeprägt, daß er den runden, schönen Linien natürlich schien. Ruhe und Gleichgültigkeit sprachen aus jedem Zuge, bis auf die Augen, in denen es jetzt aufleuchtete — freundlich oder böse — oder beides.

Kommen Sie her, sagte sie nach einigen Augenblicken wohlwollend, hängen Sie ihren Mantel dort über die Leine und stellen Sie sich an das Feuer. Sie können auch trockene Sachen haben.

Bin ich in der Laptower Untermühle? fragte er zögernd, und ein Frösteln durchlief ihn dabei.

Ja! erwiderte die Frau, man wird hier ebenso gut trocken, wie anderswo!

Und dann fuhr sie freundlich fort, indem sie ihn andauernd betrachtete: Warum kamen Sie nicht einmal, Herr Wronkow?

Ich wußte ja nicht ... er senkte den Blick und entledigte sich des Mantels. Sie griff darnach und faßte auch seine starre, rothe Hand, hing den Mantel mit einer geschickten Bewegung fort und zog den Gast näher zum Feuer hin. Dann hielt sie seine Hand zwischen ihren beiden und sagte: Sie sehen doch noch aus wie damals, genau so — — als ob ich Sie vergessen hätte!

Wirklich? Sie erinnern sich noch?

Wie heute!

Merkwürdig, auch ihm war es so genau in der Erinnerung geblieben, das erste Mal, daß sie sich sahen. Und während seine Hand in der ihren langsam erwarmte, fragten seine Augen: Wie ist's denn gekommen? Aber ihre stumme Antwort war: Was geht's dich an?

Ja, sie hat Recht, dachte er, was geht's mich an? Dann stand er abseits und sah, wie sie die Milch aufs Feuer setzte, dann ein gewaltiges Brod aus dem Schrank holte und mit der all ihren Bewegungen anhaftenden Sicherheit dicke Scheiben davon abschnitt. Wronkow sah auf ihre Hände, sie waren stark ausgearbeitet, breit und muskulös — aber er dachte nicht darüber nach, ob sie schön seien oder nicht, er dachte daran, daß ihm seit den ersten Kinderjahren Niemand in solcher Weise die Hände gewärmt hatte, wie vorhin die Müllerin. Und sie muß doch jünger sein, als ich! — Das sah und hörte man ihr freilich nicht an.

Sie ließ ihn ein Glas Grog trinken und sah mit Wohlgefallen zu. Ich weiß schon, sagte sie, Sie sind solch ein unpraktischer Mensch, der vom hellen Tage nichts weiß. Damals schon hab' ich Ihnen das angesehen, obgleich ich noch so dumm war, wie eine blinde Katze. Ich dachte: wenn ich dich doch unter meines Vaters Kindern hätte, und müßte für dich schaffen! Sie waren unfreundlich, na, das war mir damals so gleichgültig, wie jetzt. Was sollen sich die Leute auch immer Artigkeiten sagen? Dazu langt's schließlich mit der Zeit doch nicht. Was brave Menschen sind, die thun wohl einmal etwas für einander, aber Worte, nein. — Richtig, ich hatte damals von der Pathe eine Tasse erhalten, weiß und rosa, da ist es mir immer vorgekommen, als ob die Tasse Ihnen gliche. Was das für ein Unsinn war, nicht? Ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam ... Dort steht sie ja noch im Schrank! — Sie holte die Tasse herunter und drehte sie kopfschüttelnd in der Hand. Wie man so närrisch sein kann — kindsdumm, und ein Jahr später ...

Sie brach kurz ab. Eine niedrige Thür an der Seite der Küche hatte sich geöffnet, und eine weißbestaubte Gestalt trat daraus hervor an das Herdfeuer.

Guten Abend zusammen.

Sie wollen wohl Ihren Kaffee haben, Brinkey; hab' ich's schon versäumt? fragte die Müllerin.

Der Geselle lachte, wobei er seine beiden Reihen Zähne zeigte, sein Mund war groß, doch aber ein hübscher Mund.

Da ist der Lehrer von Laptow gekommen, um den Sturm abzuwarten.

Seh's schon, werd' ihn wohl kennen. Bin manchesmal an Ihnen vorübergekommen, ohne daß Sie mich gesehen hätten, Herr Lehrer — das macht eben, wenn die Leute soviel im Kopf haben.

Er sah mit einem schlauen Blitzen in den zusammengezogenen Augen auf Wronkow und machte sich dann über Kaffee und Butterbrod her, welches die Müllerin ihm zurechtstellte. Sein Appetit war nicht schlecht, trotzdem bemerkte sie: Es schmeckt Ihnen ja gar nicht, Brinkey.

Ach nun, so, so, erwiderte Der kauend. Dieser Geselle war, das wußte man, der Müllerin rechte Hand — Einige behaupteten, noch mehr. — Er stand überall in gutem Ruf, und sie sagten, er könne nicht mehr für die Mühle thun, und wenn er der Eigenthümer selbst wäre.

Ist der Müller zurück? fragte die Frau, nachdem sie auch Wronkow mit Kaffee versorgt hatte.

Brinkey schüttelte den Kopf: Wird schwerlich heut heimkommen.

's könnt' ihm wohl was zugestoßen sein in dem Sturme, wie?

Ach was, in der Stadt ist er liegen blieben, das . . . der Geselle warf einen raschen Blick auf den Gast und schwieg.

Wronkow aber mußte, obgleich er sich dagegen wehren wollte, immer an das denken, was die Leute sagten, und diese Beiden darauf hin beobachten. Er schämte sich, aber er konnte es nicht ändern; ohne daß er's wußte, hing sein Herz daran, die Ueberzeugung zu erlangen, daß die Leute nicht Recht hatten.

Er sah so sehr scharf, wenn er einmal die Augen aufmachte; es war bisweilen, als ob er einen Fremden bis in die verstecktesten Empfindungen begleiten könne, aber das kam selten, denn es wurde ihm zu schwer, sich von dem drückenden Gefühl des eigenen Zustandes zu befreien und seine Aufmerksamkeit gänzlich nach außen zu richten.

Er sah, daß sich die Müllerin mit auszeichnender Freundlichkeit an den Gesellen wandte, aber es war jedesmal der=

selbe Blick und Ton — der, wenn er länger anhielt, kühl, zerstreut wurde. Wronkow gab es sofort auf, die Frau zu verstehen. Aber ihn um so besser — niemals noch hatte er, was ein Anderer zu verbergen meinte, so rasch und leicht gelesen. Er sah, daß Jener, während er so gleichmüthig sprach, heißhungrig nach dem Lächeln verlangte, das die Frau ihm verkürzt hatte; er sah, wie Jener die Minuten des Zusammenseins dehnte, er sah, daß Brinkey's Gesicht seinen Ausdruck log und der wahre unter den halbgeschlossenen Lidern verborgen lag — und wie er das sah, rann es ihm ganz heiß durch die Adern, als ob er diese fremden, neuen Gefühle dem Andern abgestohlen habe. Sein Kopf fing an zu schwindeln, es war ihm, als müsse er selbst sonderbar aussehen, fieberhaft. — Wenn sie mich nur jetzt nicht ansehen, dachte er, und lesen von mir ab, was Der dort verheimlicht! Und weil die Angst stieg, lief er zum Fenster und riß es auf, der Sturm fuhr hinein und warf einige Zinndeckel auf den Ziegelboden — draußen rauschte der Fluß eilig nach den Mühlenrädern hin. So laß dir doch Zeit, du kommst noch schnell genug in die Tiefe.

III.

Einmal in der Nacht erwachte der Lehrer von dumpfen, regelmäßigen Schlägen, deren Ursprung er sich nicht deuten konnte. Er lauschte einige Zeit mit offenen Augen, indem er nach dem Fenster sah; durch die stark bereiften Scheiben schien, eben aufdämmernd, kalte, graue Helligkeit. Aber Wronkow fand keine Erklärung für den Lärm und schlief darum wieder ein. Den nächsten Morgen, als er in den Hof trat, um nach dem Wetter zu sehen, fand er sein Scheitholz in regelrechten kleinen Stücken aufgehäuft.

Was soll das heißen? dachte er und ging nach der Küche, wo Hintze, sein Knecht und einziger Mitbewohner des Hauses, den Kaffee kochte. Dieser Knecht war sehr träge und darum auch unreinlich, aber er konnte kochen, und das machte ihn für den Lehrer, der keine Frau im Hause haben wollte, unentbehrlich. Hintze hatte rasch gemerkt — obgleich er im Ganzen schwer etwas begriff —, daß er in der Schule nach Belieben thun und lassen konnte, was er wollte; Wronkow empfand zwar jede Vernachlässigung aufs Empfindlichste, aber er konnte sich nicht entschließen, dem mürrischen Menschen einen Verweis zu geben.

Hintze, sagte er jetzt, wer hat das Holz klein gemacht?

Das Holz — welches Holz?

Unser Holz im Hofe draußen.

Der Knecht öffnete den Mund weit und ließ die Kaffeemühle ruhen.

Ich nicht, sagte er nach einer Weile.

Das glaube ich, bemerkte Wronkow, aber wer war es?

Hintze sann einige Augenblicke nach, wobei er ausgesprochen blödsinnig aussah und sagte dann: Wird sich sein Geld schon holen, und wenn nicht — na, dann mag's der Teufel thun, ist mir auch gleich.

Wronkow wandte sich ab, aber es gehörte mehr Aufmerksamkeit dazu, als der Knecht ihm schenkte, um zu sehen, daß er ärgerlich war.

Nach der Schule, um Mittag, ging er aus dem Dorf bis dahin, wo der Weg sich auf der Höhe gabelte, und sah in die Schlucht hinunter, wie er es jetzt alle Tage that.

Er sah den Kiefern auf die grünen Köpfe; drüber wölbte sich der Himmel tiefblau, denn es war ein klarer Tag, der das Morgenlicht bis in den Mittag hineinzog. Der Frost lag auf den Hecken, den kahlen Landbäumen und Stoppeln am Hügelhang. Im Westen hing ein röthlicher

Duft über dem Waldstreifen und schien von dort aus wie ein Schleier auch über das leichte, grauliche Gewölk am Horizont zu gehen.

Auf dem harten Boden rumpelte ein Fuhrwerk daher. Wronkow hörte es in der Schlucht, lange ehe es daraus hervortauchte. Es war ein Wagen aus der Untermühle mit einem fetten braunen Pferd bespannt, und Brinkey, der Geselle, ging nebenher. Er pfiff laut und knallte ab und zu mit der Peitsche — als er den Lehrer gewahrte, grüßte er freundlich schon von ferne.

Guten Tag, Herr Lehrer. Wie steht's bei Ihnen.

Dann, als Wronkow sich ihm näherte, reichten sie sich flüchtig, kaum berührend, die Hände. Wronkow sah heute im vollen Licht besser als neulich, welch ein kräftiger, wohlgewachsener Mensch der Geselle war — unwillkürlich kam ihm der Gedanke, daß er in einem Ringkampf gegen Jenen den kürzeren ziehen würde. Indessen wanderte er mit ihm dem Dorfe wieder zu, und weil er nicht nach der Müllerin fragen mochte, erzählte er dem Gesellen, was ihm mit seinem Holze begegnet war.

Brinkey lachte; als er aber sah, daß der Lehrer wirklich in Aufregung darüber gerieth, bemerkte er gutmüthig: Na, ich will's Ihnen nur sagen, ich hab' mir den Spaß gemacht, weil ich eben gerade nichts zu thun hatte.

Sie? Wronkow blieb kurz stehen und wurde roth bis unter das blonde Haar.

Ich merk's schon, sagte der Geselle, blieb ebenfalls stehen und ließ den Wagen allein weitergehen — ich merke schon, 's ist Ihnen nicht recht. Na, da nehmen Sie's für diesmal nicht übel, es war ja nur so ein Spaß.

Wronkow gelang es, diesem unverkennbaren Wohlwollen gegenüber ein Lächeln zu ermöglichen, aber seine Empfindung war der Wuth viel ähnlicher, als dem Vergnügen.

Wie konnte ein Mensch sich erfrechen, ihm Wohlthaten aufzunöthigen?! Was gab Diesem ein Recht, für ihn, Wronkow, zu arbeiten? — Er konnte auch nicht danken, er konnte mit dem besten Willen eben nur verzeihen.

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her, das Pferd mit dem Wagen immer langsam voraus.

Die Müllerin läßt Ihnen sagen, Sie möchten doch wieder vorbeikommen, wenn Sie das nächste Mal nach Dahmsberg gingen.

Die Müllerin ist eine sehr kluge Frau, nicht?

Sie waren beide froh, auf einen anderen Gegenstand zu kommen.

Sehr klug — wie sie rechnet, das ist etwas Herrliches, nur schreiben thut sie schlecht, das kann sie manchmal selbst nicht lesen. Sie sagt, sie hätte in der Schule niemals was getaugt.

Das lag natürlich am Lehrer, bemerkte Wronkow mit Eifer.

Der Andere sah ihn kurz und scharf an.

Ja, der vorige war ein alter Dappelhans, sie hatten keinen Respect vor ihm — es war auch nicht solch ein hübscher, feiner Herr wie Sie.

Wronkow fühlte, daß der Nachsatz einen Theil Bosheit in sich barg; Brinkey's Laune war verdorben, kein Wunder. Aber Wronkow bemerkte es mit Genugthuung; dieser Mensch sollte und mußte übel gegen ihn empfinden, sonst hatte er für die eigene Abneigung keine Entschuldigung.

Jetzt waren sie an der Pforte des Schulhofes angekommen; bis auf die Straße verbreitete sich von dem Hause her der Geruch von verbranntem Mehl.

Wie Sie's nur mit dem schmierigen Kerl aushalten, das begreift auch die Müllerin nicht. So würde ich mir doch ein Mädchen thun nehmen.

Wronkow schwieg; die Leute konnten ja denken, was ihnen beliebte! Aber es berührte ihn unangenehm, daß auch die schöne, eigenthümliche Frau dort unten im Thale so genau um anderer Leute Töpfe Bescheid wußte.

Fast hätt' ich's vergessen, sagte der Geselle wiederum, sie schickt Ihnen einen Gruß und eine Wurst . . .

Sagen Sie ihr einen Dank, und die Wurst möchte sie in der Mühle lassen, fuhr Wronkow auf, ich brauche ihre Vorräthe nicht — ich habe keinen Menschen um Geschenke gebeten, und ich will's nicht haben! Ich will nicht!

Der Geselle sah ihn von der Seite an. Bringen Sie Ihre hübsche Antwort gefälligst selbst vor, sagte er dann gelassen, kehrte sich um und hatte mit wenig großen Schritten sein Fuhrwerk eingeholt.

Ja, das werde ich thun, rief Wronkow ihm nach, und Brinkey schüttelte im Weiterwandern mehrmals den Kopf.

Die wird sich auch wundern, was hinter dem Weibergesicht steckt, dachte er, das ist ja ein blitzböser Kerl.

Aber drei Nachmittagsstunden sind ein recht gutes Abkühlungsmittel, und Wronkow schlug, ziemlich abgespannt, gegen fünf seinen Weg nach der Mühle ein. Er wäre lieber nicht gegangen, doch war's nun unvermeidlich, da er es dem Gesellen gesagt hatte.

Als Wronkow um den letzten Hügel bog und die Mühle frei im Grunde vor ihm lag, sah er jenseits des Teiches die Müllerin beschäftigt, das Eis an der Schleuse zu hacken. Sie sah schön aus, doch war der Eindruck von Kraft überwiegend, und Hans Wronkow blieb auf der Brücke stehen und schaute sie aufmerksam an und wußte nicht recht, sollte er staunen oder bewundern.

Jetzt hatte sie ihn gesehen und kam mit großen, sicheren Schritten herbei. In der Nähe hatte sie gar nichts Riesenhaftes, im Gegentheil, die langen blonden Zöpfe und die

losen welligen Scheitel gaben dem Kopf ein fast kindliches Ansehen. Sie gab der Freude, ihn zu sehen, so rückhaltlos Ausdruck, daß er davon ganz befangen wurde.

Wie konnte sie sich freuen, wenn er kam? Und wie konnte er dieser unverdienten Freudigkeit gegenüber ihre Gabe zurückweisen? Es war wieder der Gedanke an Brinkey, der ihn anspornte.

Ich habe Ihren Gesellen getroffen, und er . . .

Nun?

Wronkow ließ die Einleitung fallen, faßte ihre Hand und sagte geradezu: Bitte, schicken Sie mir nichts, ich — mag es nicht.

Einen Augenblick schien sie gekränkt. Von mir mögen Sie nichts?

Nein, von keinem Menschen auf der Welt. Was ich brauche, will ich mir selbst anschaffen, und was ich nicht brauche, nun, das brauche ich eben nicht.

Sie sah nachdenklich, mit einem halben Lächeln, in seine strahlenden Augen hinein.

's ist aber doch nicht richtig, Herr Wronkow; wenn Sie nun einen schönen Salatkopf im Garten hätten und wüßten: halt, das ist, was die Müllerin dort unten mag — warum nicht ihn abschneiden und mit einem Gruß herunterschicken?

Er sah zu Boden. Jawohl, eine Wagenladung voll Salatköpfe hinuntersenden und dann denken, daß sie mit diesem ruhigen, freundlichen Lächeln sagen würde: Da hat er an mich gedacht, das ist recht! Ob das hübsch wäre? O, ein halber Himmel — aber wohin gingen denn seine Gedanken! Er strich mit der Hand über die Stirn und hob befangen den Blick — sie sah ihn noch immer an.

Nun?

Ich will nichts mehr abweisen, was von Ihnen kommt!

Es war, als ob er sich einen schweren Entschluß abgerungen habe; die Müllerin lachte und drückte kräftig seine Hand.

Und nun kommen Sie in das Haus, ich hab' auch ein Verlangen nach dem Kaffee, man wird kalt hier am Wasser.

Sie führte ihn in die Stube und ließ ihn allein, er sah sich um — es war wenig Bemerkenswerthes da, die Frau schien selten hier zu sein; auch das grobe Nähzeug auf dem Tische am Fenster sah aus, als ob es lange schon so liege. Als die Müllerin zurückkam, hing ihr der weiße Mehlstaub auf Haar und Gewand: sie war inzwischen in der Mühle gewesen.

Der Brinkey muß auch gleich zurück sein, sagte sie, indem sie den Tisch deckte und drei Tassen aufstellte.

Meinetwegen kann er wegbleiben, dachte Wronkow. Die Müllerin aber sah einige Mal aus dem Fenster und schenkte dann aus der irdenen Kanne ein. Das ganze Geschirr war glänzend sauber.

Wie's so geht, sagte sie, indem sie sich zurücklehnte und die Hände im Schooße ruhen ließ — den ganzen Tag ist man auf den Beinen, ohne es nur zu spüren, den Augenblick, daß man sich setzt, möcht' man nicht wieder auf. Und dabei lächelte sie ihm zu, als ob es ihr so recht von Herzen wohl sei. Sie sahen sich wohl eine Minute lang an und wendeten Beide zu gleicher Zeit den Kopf; er stand sogar auf und ging einige Mal hin und her, denn es überlief ihn immer wie ein Schauer von oben herunter. Er wußte auch, daß sie ihn jetzt wieder ansah, sein Haar, sein Gesicht, seine Hände, seine Füße — aber es war ihm gar nicht einmal so peinlich, sondern so, als ob eine Wand von Hitze und Nebel das Drückende des Bewußtseins abschwäche. Nur stieg die Furcht in ihm auf, er möchte, wie neulich, im Kopfe wirr werden.

Ein schwerer, schleppender Schritt, der sich draußen näherte, schreckte ihn auf; er sah nach der Thür, darin nach einigem Rappeln und Stoßen ein Mensch erschien, in welchem er den Müller erkannte. Die Gestalt war gebückt, in allen Gelenken lose, das Gesicht leichenblaß, Haar und Vollbart aber dicht und dunkel. Er näherte sich dem Tisch mit unsicheren Schritten, hielt sich dort an der Platte fest und kehrte sich nach dem Gaste um.

Wen hast du denn da, Frau? — es war eine widerliche, heisere Stimme. Wronkow, der schon vor der den Trunkenbold umgebenden Luft Abscheu empfand, sah gespannt auf die Müllerin; die aber erwiderte, ohne eine Miene zu verziehen: Der Herr Lehrer aus Laptow!

Alle Tage 'nen Andern, du Weib! stotterte der Müller und lachte, denn dies sollte ein Scherz sein. Als er aber auf die Frau zuging und mit der unsicheren Hand nach ihr griff, stand sie rasch auf und drückte ihn, scheinbar ohne jede Anstrengung, auf den Stuhl nieder.

Hier sitze stille, ich werde dir etwas zu trinken holen.

Wronkow sah mit wachsendem Grausen, wie sie ihm das Glas vollschenkte, immer mit demselben ruhigen, gleichgültigen Ausdruck im Gesicht. Sie schien weder Schmerz, noch Abschen, noch Verlegenheit zu fühlen; sie war vollkommen gleichgültig gegen das, was dieser Mann — ihr Mann — angab.

Welch eine Frau! dachte er und starrte sie an, wie ein erschreckendes Räthsel. Der Müller indessen war nach dem Genuß des Getränkes ins Reden verfallen und begann eine Reihe theils alberner, theils schmutziger Streiche zu erzählen. Wenn die Frau ihm kurz das Wort abschnitt, seufzte er und schwieg eine Weile, um dann ebenso wieder anzufangen. Das Schrecklichste aber war für Wronkow, daß zwischen diesem Gewäsch doch immer wieder ein scharfer

Verstand hervorleuchtete, der, auch noch halb zerstört, hier und dort seine Beobachtungen machte.

Und wieder, wie als er vor Jahren diesen Menschen sah, stritten sich Ekel und Interesse, indem er ihn ansah, und er dachte:

Hat diese Frau auch nur den Versuch gemacht, ihn aufzuhalten, oder sagte sie von vornherein: pfui Teufel!

Es war eine wohlthätige Unterbrechung, als der Braune vor der Mühle hielt und mit einer Wolke von frischer Kälte der Gesell in das Zimmer trat. Aber es legte sich alsbald auch eine Wolke auf seine Stirne, und er setzte sich hinter seine Tasse mit der Miene eines bösen Hofhundes — bereit zu knurren und zu schnappen, gleichviel, nach wem.

Die Müllerin ließ sich von dem Verlauf der Geschäfte berichten, sie machten Beide bei der Sache nicht viel Worte. Als der Müller es sich einfallen ließ, plötzlich dazwischen zu reden, wurde er kurz zurechtgewiesen, aber die Anwesenheit des Gastes schien ihn zu reizen, er wollte durchaus nicht still sein. Plötzlich fuhr der Gesell ihn zornig an:

Scher dich in dein Bett, besoffenes Schwein! und damit sprang er auf, um seinen Worten thätlich nachzuhelfen. — Klapp! eine gewaltige Ohrfeige der Müllerin ließ ihn auf seinen Platz zurücktaumeln. Sie aber stand hochaufgerichtet vor ihm und sagte mit böse leuchtenden Augen: Habt Ihr etwas zu befehlen, Brinkey? Hier im Hause bin ich Herr, merkt's Euch!

Der Gesell sah die Frau an und verbarg den Kopf in den Armen. Wronkow aber ging hinaus und schüttelte sich und schwor sich zu, die Mühle solle ihn niemals wieder sehen.

IV.

Den nächsten Tag stand er schon wieder auf dem Hügel an der Gabel und ließ sich vom Wind zerblasen. Er sah auf die Schlucht hinunter und dachte, ob Die dort unten sich wieder schimpfen und schlagen? Diese Nacht hatte er geträumt, die Müllerin verlangte, daß er zum Strohwisch für ihre Füße würde, und als er sich auf den Boden werfen wollte, sagte ihm Jemand: das schickt sich ja für einen Lehrer nicht!

Ob sie mich auch schlagen würde? dachte er jetzt, als er in das Thal sah — sie mußte es doch darauf ankommen lassen, daß Jener aus dem Hause ging. Aber er geht nicht — ich weiß es — und sie weiß es auch. Er geht nicht, warum? weil er weiß, daß sie ihn mag. O, wie unbegreiflich ist alles das! Wie gern ich es vergäße!

Er ging seines Weges zurück und durchwanderte unruhig sein ödes, dunkles Haus. Aber es trieb ihn aus einer Ecke in die andere.

Bei Ihnen ist's wohl nicht richtig, Herr Lehrer? rief der Knecht aus der Küche — gegen die Gicht möcht' ich 'ne Einreibung rathen!

Wronkow stand schon wieder an dem Kleiderhaken, es war wohl zum fünften Mal. Er wußte nicht, wie er immer wieder dorthin kam. Jetzt riß er Hut und Mantel herunter, zog sich an und stürzte fort, als ob es wo brenne.

Schon war er an der Gabel, und nun lief er mit großen Schritten in die Schlucht hinein. Als er vor der Mühle stand und die hellen Fenster sah, hielt er an. Es war ja doch ganz unmöglich, daß er dort hineinwollte! — Bewahre, er befand sich auf dem Weg nach Dahmsberg, hatte der späten Stunde halber den kürzeren Weg genommen — und weil er eben hier war, wollte er nur einmal durch

das Fenster sehen; die Straße führt ja vorüber — es hatte Jeder ein Recht dazu.

Er trat dicht an das Gebäude heran und schaute durch die Scheiben; obschon die Fenster leicht beschlagen waren, sah er doch bis in die Mitte des Zimmers, denn sie hatten Licht innen. Da saß der Brinkey auf einem Stuhl am Ofen, und die Frau stand vor ihm, den Kopf gebückt — er hielt ihre beiden Hände.

Hans Wronkow hätte fast mit dem Kopf die Scheiben eingeschlagen. Er drehte sich um — sah in der Dunkelheit umher, ohne auch nur etwas sehen zu wollen, dann riß er seinen Hut von der glühenden Stirne und rannte weiter. Bisweilen machte er einen hohen Sprung oder lief ganz gerade einen steilen Hügel hinan — dann arbeitete er sich durch das Jungholz und stolperte und fiel. Die Kiefernadeln zerkratzten sein Gesicht, sein Haar war voll Moos und Laubstückchen, und je dunkler es wurde, desto toller raſ'te er durch dick und dünn, naß und trocken. Bald pfiff der Wind um ihn her — bald rasselte es neben und über ihm in dem Geäst, und dann tönte das laute, grauliche Geheul der Eule durch die Nacht.

Er sah nichts, er hörte nichts — da schlug es krachend vor seine Stirn, blitzte ihm vor den Augen, und mit einem heftigen Schmerze im Kopf verschwand Alles in grauem, tanzendem Nebel.

Eine Laterne warf spärliches Licht umher, als er die Augen öffnete — neben sich fühlte er etwas Warmes, es war ein halb bloßer Arm, der über seinem Gesicht hin- und herfuhr, an seiner Hand aber spürte er eine feuchte Hundeschnauze.

Pfui, geh! sagte er, da kam als Antwort ein volles Lachen, das ihn blitzartig durchfuhr.

Geh! rief er heftiger und versuchte sich aufzurichten — aber die Müllerin, die halb über ihm lag, drückte ihn bei den Schultern nieder und sagte: Ich bin gleich fertig!

Er schloß die Augen wieder — das mußte ja doch ein Traum sein. Sie wusch ihm das Gesicht und legte ihm einen Verband um den Kopf.

's ist nicht gefährlich! sagte sie dann und zog das Tuch fester, das ihr von den Schultern geglitten war. — Versuchen Sie mal aufzustehen — ich meine, der Schlag gegen den Baum war's, der Sie betäubt hat.

Sie hatte sich erhoben und reichte ihm die Hand hin, deren Hülfe er in der Verwirrung annahm. Er kam auch ganz gut auf und sah dumm um sich her — aber es war Niemand weiter da, als die Frau, die Laterne und der Hund.

Wir sind ausgegangen, um den Müller zu suchen, der nicht heimkam — ich hierhin zu, Brinkey nach der andern Seite. Und nun hab' ich Sie gefunden. Als der Hund anschlug, dacht' ich, es sei der Müller, dann kannt' ich Sie und meinte, Sie seien todt. War das ein Schreck! Ich dachte, ich würde es drei Tage fühlen — na, dann sah ich's ja bald. So, nun vorwärts. — Sie hatte die Laterne wieder aufgenommen, als er jedoch beim ersten Schritt stolperte, faßte sie ihn um die Taille.

Ich will nicht, sagte er unmuthig, kann allein gehen.

Das merk' ich schon, erwiderte sie und lachte — so dicht neben ihm, ihre Gesichter konnten nicht zwei Hand breit auseinander sein. Er sträubte sich auch jetzt gar nicht mehr; es war schön so.

Welch ein widerspänstiger Mensch Sie sind, sagte Sie nach einer Weile; ganz anders als die Andern.

Aber ich geh' ja doch, wohin Sie mich haben wollen.

Nun, so eben mit Müh' und Noth. Und ich könnte Ihnen doch nichts Böses anthun, und wenn's um mein

Leben wär'! So war es mir von Anfang an. Man möchte die Hände um Sie her halten, daß Ihnen nur nichts begegnet, und dann laufen Sie Nachts umher, und es ist ein Gotteswunder, daß Sie den Hals nicht zweimal dabei brachen.

Ja, und schade, daß es nicht so war, sagte er erregt. Ich weiß nicht, warum Sie so zu mir reden, denn es ist doch nur eine greuliche Lüge, Sie mögen den Andern und nicht mich.

Sie schwieg einige Augenblicke. Ich mag den Andern, aber Sie noch lieber. Jener ist ein braver, tüchtiger Mensch, aber Sie sind anders; ich kann das nicht erklären, was so schön an Ihnen ist, aber ich glaube, den Tag, an dem Sie ein Unrecht thäten, würd' ich Sie nicht mehr mögen.

Und bis dahin darf ich immer zu Ihnen kommen, und Sie wollen immer freundlich sein?

Es kann gar nicht oft genug werden!

Sie hatten einen Fahrweg erreicht, und die Frau lös'te ihren Arm. Wronkow ging jetzt ganz sicher. Er war nicht froh, aber es war eine Art fatalistischer Ruhe in sein Gemüth gekommen; er wollte nicht streiten, er wollte sich nicht mehr aufregen — es sollte nun Alles seinen Weg gehen.

Als sie in der Mühle ankamen, war Brinkey noch nicht zurück. Die Müllerin aber schickte den kleinen Müllerjungen mit Wronkow bis an die Gabel hinauf. Auf morgen! hatte sie ihm beim Abschied gesagt.

Und er kam den andern Tag und den folgenden und kam so regelmäßig, daß für den alten Collegen in Dahmsberg auch nicht ein Besuch abfiel. Die Zeit der Arbeit ging ihm wie im Halbschlaf, vor den großgeöffneten Augen tanzten ihm Traumbilder, die er manchmal kaum verscheuchen konnte. Aber auch wenn er in der Küche der Untermühle stand, konnte er sich selbst nicht recht wiederfinden. Es war alles unklar und fieberhaft in ihm, er wußte nicht, was er

erwartete und wollte. Er kam, um die Frau zu sehen, ihr Lachen zu hören und ihre schöne Stimme; er kam, um sich an ihrer Freundlichkeit zu sonnen und täglich wieder ein erfolgloses Studium zu beginnen über ihre Empfindungen gegen ihn.

Er vermied es, den Gesellen zu sehen, er wollte seinen traumhaften Zustand nicht unterbrochen haben, und da er umherging wie blind, wurde es ihm auch nicht sonderlich schwer. Aber wenn es ihm einmal blitzartig durch den Kopf fuhr, daß Brinkey Tag für Tag mit der Müllerin in denselben Räumen verkehrte, daß sie Tag und Nacht so gut wie allein mit einander waren, überlief es ihn heiß und kalt. Dann fing sein Verstand so scharf zu arbeiten an — er bedachte tausend Dinge, die er früher nicht mit einer Ahnung umfaßt hatte — er zürnte, verzagte und verzweifelte, und wenn die Frau ihn wieder freundlich bei der Hand faßte, war es alles verschwunden und vergessen.

Einmal war es, da saß sie auf einem Schemel in der Küche, und er kniete am Boden. Das Herdfeuer warf, wenn es aufflackerte, ein rothes Licht aus dem zerbrochenen Lid, gerade über den unteren Theil seines blassen Gesichtes und über seine Schultern. Die Frau hielt seine Hände auf ihren Knien, sie hatte ihre Finger zwischen die seinen geschoben und stemmte sie bisweilen dagegen, es war als ob sie ringen wolle.

Ob man sie nicht zerdrücken könnte, wie Glas? fragte sie lachend.

Versuchen Sie es! erwiderte er matt,

Lautlos maßen sie die Kraft der Hände, fast ohne sich zu bewegen. Er biß die Lippen zusammen. Die Frau ließ mit einem Seufzer nach.

Das ist keine natürliche Kraft, sagte sie kopfschüttelnd. — Ich bin so stark, wie ein Mann, ich weiß es, und Sie …

Was ist mit mir?

Die Frau faßte seinen Kopf mit beiden Händen, zog ihn an sich und küßte ihn.

In diesem Augenblick ging Brinkey durch die Küche, aber er sah sich nicht um.

Wer war das? fragte Wronkow halblaut.

Der Gesell — was thut's! Kann ich in meinem Haus nicht thun und lassen, was ich will?

Sie können thun und lassen, was Sie wollen, wiederholte er gespannt, haben Sie ihn auch einmal geküßt?

Ja, sagte sie, ich hab's gethan.

Er vergrub sein Gesicht in ihren Schooß, sein ganzer Körper zuckte und zitterte.

Ich hasse dich! sagte er; sie mußte sich tief beugen, um ihn zu verstehen.

Sie strich sanft über sein Haar. Sollt' ich dir zu Liebe lügen? — Aber ihr seid wie die Narren, Einer und Alle! Ich wußt' es vorher, geh nur jetzt und bedenk es, wenn dir nicht recht sein will, was mir recht ist, dann mußt du eben wegbleiben. Aber nun will ich dir auch das Andere sagen: Ich hab' nie einen Andern lieb gehabt, als dich, und wenn ich Jenem nachgab, so war's, weil ich ihn schlug. Verstehst du das? — Dagegen, was hast du für ein Recht? Keins, nur, daß du mir lieb bist. Und jetzt geh, aber komm wieder — hörst du? komm wieder!

Er ging hinaus wie im Taumel; seine Schläfen pochten, als ob die Adern springen wollten. An der Weide blieb er stehen, die dicht neben der Brücke beim Teiche stand, und horchte auf das Sausen des Wassers im Räderwerke. Er schaute nach dem Lichtstreifen der klopfenden Thür, die vom Mühlenraum aus auf das Wasser führte, zwei schmale Bretter bildeten eine Brücke nach dem Ufer.

Wronkow war umgebogen und ging jetzt, dem Mühlenwerk zur Seite, am Fluß hin, es lief hier ein schmaler Pfad das Ufer entlang, der kaum um Mittag Sonne erhielt und mit Eis bedeckt war. Das Wasser, das feuchte Holz der Mühle, daran überall die Eiszacken hingen, verbreiteten eine Art kelleriger Luft umher, kalt, schwer und feucht. Der Wind, der um die kiefernbesetzten Hügel schnob, wehte bisweilen den Himmel rein, so daß ein Stern im Wasser wiederglänzte; aber Wronkow warf den Hut ab und öffnete Rock und Hemd, denn er meinte vor Hitze verkommen zu müssen.

Jetzt stand er auf der glatten Bretterbrücke.

Brinkey! rief er, Brinkey! Doch der Ruf verhallte in dem Brausen und Wehen. Er rief lauter und lauter. Jetzt zeigte sich eine dunkle Gestalt in der offenen Thür.

Wer ruft mich?

Wronkow!

Gleich darauf stand der Gesell neben ihm auf der Brücke. Wie auf Verabredung hatten sie sich umfaßt und drückten sich gegen einander und wichen nur mit dem Oberkörper ein wenig nach rechts oder links.

Laß ab, murmelte der Müller, ich mag dein Leben nicht auf dem Gewissen haben.

Aber Wronkow antwortete zwischen den Zähnen: Einer muß fort.

Es war, als klebten ihre Füße an den Brettern, als hielte Einer den Andern, anstatt ihn in die Tiefe zu stoßen. Und droben umzog sich der Himmel ganz schwarz — es hätte sie niemand sehen können, noch hören, denn der Lärm des Wassers verschlang ihr Stöhnen und Keuchen. Und doch vergingen nur wenige Minuten, dann sprang der Eine zum Ufer und rannte quer über Feld in den Wald hinein, der noch schwärzer stand als die Nacht — das Brett war frei.

V.

Spät in der Nacht kam Wronkow nach Hause, zerfetzt, durchnäßt, ohne Hut — außer Athem, als ob böse Geister ihn gejagt hätten. Er setzte sich neben seinen Ofen und lehnte den Kopf gegen die Wand, so saß er mit geschlossenen Augen bis zum Morgen. Die Kräfte hatten ihn so völlig verlassen, daß er ganz ruhig war, er schlief sogar mit Unterbrechungen, und wenn er erwachte, hatte er nur ein dumpfes Gefühl von Schwermuth über Etwas, das nicht abzuwenden war. Aber dann, als die Sonne ins Zimmer schien und er vor dem kleinen Spiegel stand und sein eigenes verwildertes Bild ihm entgegenblickte, wendete er sich mit nie gefühltem Grausen ab.

Sein Kopf war ziemlich klar heute, besser, wie er's lange Zeit gewesen; aber was er sah und bedachte, lag unter einem trüben, häßlichen Schleier und erfüllte ihn mit tiefer Traurigkeit.

Er konnte nicht in die Zukunft sehen, er mochte nicht das Ende des kommenden Tages bedenken, nnd doch fühlte er in sich eine so mächtige Lebenslust, wie nie zuvor. Er wußte auch, daß er gestern nicht erwogen hatte: es kann ja Einer oder der Andere sterben — er wollte nicht sterben, er war ausgegangen, wie auf einen Mord. Du mußt mir aus dem Wege! und die felsenfeste Ueberzeugung, die ihn vor dem Zweifel bewahrte, schien auch jegliches Fehlschlagen unmöglich zu machen.

Wenn er zurückdachte, hing Eines so ganz an dem Andern, die Liebe so fest an dem Haß, daß er es nicht lösen konnte. Aber nun war wohl Beides vorüber. Hätte er doch nur bis gestern Morgen zurückgehen können! Nein es war da ein Augenblick, den er nicht missen wollte.

Wenn ihr wüßtet, Kinder! dachte er während des Un=

terrichtes — und sprach so leise und sanft. Und die größeren erzählten zu Haus:

Er sieht aus, als ob ihm Einer was gethan hätte!

Wronkow ging ins Dorf, um zu hören, ob die Leute sich etwas Schreckliches erzählten, aber es war Alles wie sonst.

Sie scheinen die Ferien auch nöthig zu haben, rief ihm der Gastwirth im Vorübergehen zu. Hatte er denn geträumt? Nein, das Gefühl von Elend war zu stark, es mußte Alles wahr sein, Alles. Und gegen Abend zog es ihn gewaltsam nach der Mühle hinunter — und er ging, schlich den gewohnten Weg, und die Füße wollten ihm am Boden kleben, die Mühle stand still.

Es wurde ihm dumpf und schwindelig zu Sinn, er war so müde, als ob er nun viele Tage schlafen müsse, aber das ging vorüber, sobald er wieder in seinem Zimmer allein war und nichts die Gedanken vom fieberhaften Umherirren ablenkte.

Jeden Abend ging er im Dorfe spazieren, trat hier und dort mit einem scheuen Gruß zu den Nachbarn und sagte mit niedergeschlagenen Augen einige Worte über das Wetter oder derlei. Sie mußten doch einmal von der Mühle sprechen, einmal!

Aber der junge Lehrer mit seinem bleichen, kranken Gesicht und den müden, verschleierten Augen war ihnen selbst zu interessant, wenn er sich einmal zeigte. Der wird nicht alt! sagten sie hinter ihm her mit mitleidigem Kopfschütteln.

Aber endlich erfuhr er doch, was er wissen wollte. Ein Bauer fuhr Korn aus seinem Hofe, als Wronkow vorüberging, und der Bäcker, der in der Hausthüre stand, rief ihm zu: Was wollen Sie soweit fort, Nachbar — sie mahlt ja wieder in der Untermühle!

Stand die Mühle? fragte Wronkow hinzutretend.

Freilich, tagelang. Der Brinkey ist gestürzt bei der Glätte — wissen Sie's denn nicht Herr Lehrer? Ich meine, Sie sind öfters unten. Na, er soll ein hitziges Fieber haben, sagte der Vetter des Müllers, den die Frau hat kommen lassen. Die Frau, sagt der Vetter, macht's schön mit dem Gesellen — na, Sie wissen ja, was die Leute sagen, ich kümmere mich nicht darum. Die Frau ist eine tüchtige Person, der Vetter sagt, sie hat bei alledem die Augen in jedem Winkel.

Also ist er nicht todt? sagte Wronkow mit großen Augen.

Todt? Der Bäcker sah ihn bedenklich an. Wer?

Ich meine — Wronkow fuhr mit der Hand über die Stirne, und dann lag es wie eine Bitte in seinen Augen. Er grüßte und ging weiter:

Der ist auch nicht wie andere Leute, dachte der Bäcker.

Also er ist nicht todt, Gott sei Dank, nein! Es war, als ob ein schwarzes Gespenst in Nebel zerflöße. Sie macht es schön mit ihm! dachte er weiter — ich weiß, wie schön sie es macht. Sie reißt ihr Hemd entzwei und wickelt es ihm um den Kopf. Mag sein! Mag sein! So hab' ich's verdient und nicht anders. — Und sie kann ja nicht mehr an mich denken, denn ich habe das schwere Unrecht gethan, und sie sagte: den Tag werd' ich aufhören, dich zu lieben!

Einige Tage darauf erhielt er eine Botschaft von der Müllerin — sie ließ ihn nach der Mühle rufen, und er folgte, ohne sich zu besinnen.

Sie stand an der Thür und schützte die Augen mit der Hand, so sah sie nach ihm aus, als er, den Blick am Boden, um den Hügel kam. Dann ging sie ihm einige Schritte entgegen.

Wo blieben Sie all die Zeit?

Er sah betroffen auf. Wissen Sie denn nicht, was ich gethan habe?

Freilich weiß ich's.

Und sagten mir doch, Sie würden ein Unrecht nie vergeben.

Du Narr! sagte sie und legte beide Hände auf seine Schultern — meinetwegen kannst du stehlen und morden und brennen — ich frage noch nicht einmal darnach. Und wenn du's gethan hast, ich weiß, daß du doch noch zehnmal besser bist, als die Andern alle.

Er sah in ihre Augen! Welch eine Zuversicht!

Sieh! fuhr sie jetzt mit weicher Stimme fort, und es flog ein Schatten über ihre Stirne. Ich hab' es ja die ganze Zeit über gewußt, wie elend es dir zu Sinn war, und ich dachte: bringt er dir das ganze Unheil nun endlich? Aber du kamst nicht, und weiß Gott, wärst nicht gekommen, wenn ich nicht nach dir geschickt hätte! Einmal hätt' ich dich fast des Abends aufgesucht — aber es ist harte Arbeit, seit der Brinkey liegt, so daß ich auf dem Stuhl einschlief, ehe ich in ein ander Kleid kam.

Aber wenn er nun todt wäre! sagte Wronkow langsam; ich wollte ihn tödten!

Sie sah ihn aufmerksam an, sie zog sogar die Brauen ein wenig zusammen, doch gab sie keine Antwort.

Es ist für mich eben Dasselbe, fuhr er niedergeschlagen fort, ob er lebt oder nicht, denn was ich wollte, hab' ich sehr gut gewußt.

Das hast du nicht, es war Thorheit. Gieb dich zufrieden, daß es ist, wie es ist — wär's anders, hätten wir immer noch Zeit zum Bedenken. Und nun komm herein, du seltsamer Mensch — du siehst nicht schön aus mit dem verblaßten Gesicht, aber wie gut du mir gefällst, das kann ich dir gar nicht sagen.

Er sah nach ihr und folgte ihr, und es war ihm jetzt bewußt, wie willenlos er ihr nachging. Sie ging mit ihm um, wie es ihr beliebte — bisweilen blitzte die Leidenschaft in ihren Augen auf, dann war es wieder ein zärtliches Wohlgefallen. Er bemerkte es diesmal alles scharf und deutlich, er sah auch, daß sie im Augenblick, wo die Arbeit rief, für ihn den Sinn verloren hatte.

Als sie ihn allein ließ, dachte er angestrengt über diese Sachen nach. Ist's denn im Grunde so wunderbar, daß dieser Mann mit der weichlichen Seele trinkt; vielleicht würde ich auch trinken, um nicht gegen sie kämpfen zu müssen — aber ich würde ja niemals ihr Mann sein, ich bin wohl ihr Spielpudel!

VI.

Die Schneeglöckchen waren schon hervorgekommen, das Grün der Wintersaat breitete einen Frühlingsschein über das Land und die Knospen begannen überall zu sprießen, da machte ein später Frost dem jungen Leben ein trauriges Ende, und schwarz und welk siechte der junge Pflanzenwuchs dahin. Es folgte eine Frostnacht der andern, die kleinen Vögel mußten sterben; es war, als käme der Winter noch einmal zurück.

Trotzdem schweifte Wronkow viel im Freien umher, denn er hatte Osterferien. Mit Landwirthschaft gab er sich nicht ab, sein Boden blieb des Knechtes Fürsorge überlassen, und die wurde nicht allzu weit ausgedehnt. Der Lehrer lebte so gänzlich anspruchslos, daß er's nicht nöthig hatte, auf Verbesserung zu denken.

Die Müllerin neckte ihn bisweilen: Ich hab' noch niemals solch eine Wirthschaft gesehen. Er gab ihr auch Recht,

ließ aber die Sachen gehen, wie sie wollten. Sie sahen sich täglich; es war ihnen beiden Bedürfniß, nur daß sich das Verhältniß jetzt geändert hatte. Er kannte sie, und sie fing an, ihn zu studieren.

Den Brinkey hatte Wronkow nicht wieder gesprochen.

Er läßt dich grüßen, er ist fort, sagte ihm die Müllerin einmal, als er kam.

Fort! Warum?

Wie du nur fragen kannst! Sollte ich abwarten, daß du's nochmal auf deine Weise anfängst?

Und als er sie zweifelnd ansah, setzte sie lachend hinzu: Aber den Vetter kann ich nicht auch wegschicken. Fertig werd' ich nicht allein, und du hilfst mir doch nicht.

Sie wußte im voraus, daß er erröthen würde, darum hatte sie es auch nur gesagt. Es schien nicht, als habe sie ihm ein Opfer gebracht, indem sie den Gesellen entließ, aber es war in der That so, und wenn er Verständniß für ihre Angelegenheiten gehabt hätte, würde er es bemerkte haben. So kam's ihm nur wie eine vorübergehende Ahnung, und er dachte dann: Sie thut eben, was ihr gefällt.

Am Ostermontag war der Müller Kulick schwer betrunken von einem Wagen gefallen und hatte sich den Hals gebrochen. Ein Ereigniß, welches in der Nachbarschaft weder großes Staunen, noch auch Schmerz erregte. Es fehlte wenig, so hätte man der Müllerin öffentlich Glück gewünscht.

In diesen Tagen mied Wronkow die Mühle. Er hatte eine unüberwindliche Abneigung dagegen, die allgemeine Gleichgültigkeit auch bei der Müllerin zu finden, und er wußte doch, daß es so sein mußte. Später war sie viel in Geschäften abwesend, und es verging längere Zeit, ehe er sie wieder sah. Die Tage strichen öde genug dahin, denn beides, Aufregung und wirkliches Ausruhen, war er gewohnt nur bei ihr zu suchen.

Aber einmal, als er von Dahmsberg zurückkehrte, sah er Licht in der Stube und trat mit freudiger Erregung ein. Die Müllerin saß am Tisch, Bücher, Papiere und ein großes Tintenfaß vor sich; sie stützte den Kopf in die Hand und biß auf die Feder. Sie trug einen eleganten, schwarzen Rock, woran er sah, daß sie vor kurzem erst heimgekehrt war, hatte aber die Taille ausgezogen und ein rothwollenes Tuch über die Brust zusammengesteckt. Er hatte sie vom Fenster aus so sitzen sehen — als er die Hausthüre öffnete, war sie bereits wie ein wachsamer Hund in die Höhe gefahren.

Ich hör's am Schritt, daß du es bist, rief sie ihm entgegen und gab ihm die Hand, hab' eben in der Minute an dich gedacht — sag, ist dir's recht, wenn ich erst mal von Geschäften mit dir rede?

Er lachte. — Rede nur, es schad't wohl nichts, wenn ich kein Wort davon verstehe.

Na ob! rief sie und schob ihm mit ernster Miene einen Stuhl hin. Sie sah so sehr beschäftigt aus — er konnte sich wirklich nicht vorstellen, was nun werden sollte.

Sie setzte sich ihm gegenüber und verschränkte die Arme auf den Tisch.

Weißt du, daß der Müller todt ist?

Ja.

Der Besitz ist jetzt mein, der Vetter war nicht schlecht böse, aber so ist's — und verdient hab' ich ihn auch, denn die Schulden hab' ich abgetragen, bis auf die letzte.

Er nickte schweigend — die Besprechung war nicht ganz nach seinem Geschmack. Aber sie verstummte auch — als er endlich aufschaute, sah er, daß ihre Augen mit lebhaftem Glanz auf ihn gerichtet waren.

Willst du mich heirathen? fragte sie.

Er sprang auf. — Was sagst du?

Ich frage, ob du zu mir kommen willst und bei mir bleiben.

Ich hierher kommen! rief er und seine Augen flammten auf — daß du mich von einem Winkel in den andern schiebst, hier auf den Stuhl drückst, wie eine Puppe, über mich weg mit einem Andern sprichst . . .

Sei still! rief sie wie im Schmerz und verbarg das Gesicht in den Händen — er aber sprach aufgeregt weiter:

Nie und nimmermehr — du hast es selbst gesagt, daß ich dir nicht helfen kann. Dein Spielball bin ich so auch, ich weiß es wohl, aber noch etwas anderes daneben für mich — hier? — O Allmächtiger, erbarme dich! Lieber gleich der Strohwisch für deine Füße!

Wie böse du redest! sagte sie jetzt mit erzwungener Ruhe, aber ihre Augen verriethen steigende Angst — hast du mich denn gar nicht lieb? Ich dachte es doch.

Er kniete neben ihrem Stuhl und umfaßte sie, sie beugte sich und forschte gespannt in seinen Zügen.

Du hast mich ja doch lieb!

Ja.

Und willst nicht —

Nie — und wenn es um mein — um dein Leben ginge — mich hier zu Tode trinken! Glaube es mir nur, Gott selbst bringt mich nicht in die Mühle.

Ihre Pupillen erweiterten sich. Weißt du, daß ich dann den Vetter heirathen muß und es aus ist zwischen uns? Sie hielt den Athem an, als sie auf seine Antwort wartete — es lag wie ein Schleier auf seinen Augen.

Du bleibst dabei? fragte sie gepreßt, als er schwieg, es klang schon fast wie ein Stöhnen. Er starrte sie an, als ob er sie mit den Blicken verzehren wollte, ehe er sie aufgab, aber sie sah, daß er sie aufgab, und da legte sie den Kopf an seine Schulter und weinte.

Er war fast ohne Abschied fortgegangen, denn er hielt es nicht aus. Nun war es ja draußen Nacht, aber bei ihm noch viel mehr. Er sah mit großen Augen vor sich hin und hatte das Gefühl, ein alter Mann zu sein, der nur noch hinter sich sehen mag und nicht mehr vorwärts.

Aber es muß ja doch sein! sagte er wieder und fand nichts anderes, wieviel er auch hin und her sann. Da seufzte er und dachte:

Nun, es wird einmal vorübergehen, dieses Leben!

Dann saß er in seinem Schulhaus und mochte so wenig heraus, wie eine Schnecke. Er sah vom Fenster aus, daß es einen Tag schneite und den andern ein Hagelwetter kam, er grübelte lange über einer deutschen Sprachlehre, und wenn er an dem Spiegel vorüberkam, wunderte er sich, daß er nicht aussah, wie ein alter Lederhandschuh.

Bisweilen, wenn der Tag so recht lang und glatt und langweilig verlaufen war, warf er plötzlich seine Bücher ungestüm durcheinander, vergrub den Kopf in den Armen und stöhnte zum Erbarmen.

Dann sprang er auf und stand vor dem Kleiderhaken und sah den Hut an und krallte die Hände in einander fest. Wenn ich nur noch einmal ginge — und dann vielleicht ins Wasser?

Aber er trug Hut und Mantel in die Giebelstube hinauf und schloß die Thür ab und hing den Schlüssel in den Rauchfang. Wenn er nun auch wieder vor dem Kleiderhaken stehen blieb, so war es doch nicht gefährlich.

Weil er nicht ausging, hörte er auch nicht, daß die Laptower sich wieder etwas Interessantes zu erzählen hatten.

Der Knecht Hintze hatte sich indessen eine Katzenfamilie zugelegt, die er in dem leeren Ziegenstall unterhielt und treulich pflegte. Wronkow sah ihn bisweilen noch des Nachts mit einer Laterne über den Hof gehen. Eines Abends hörte

er den Knecht bei der Wiederkehr vom Stall an der Hausthüre sprechen, dann schlürfte Hinze über den Flur und erschien in des Lehrers Zimmer.

's ist Eine draußen, die Sie sprechen will; die Frau Müllerin von unten.

Die Müllerin!! — Wie ihn das durchzuckte! In jedem Nerv meinte er das unerwartete Wort zu spüren. Und eine Antwort war's auf die tausend quälenden Fragen, die sein Gehirn von Morgen bis zur Nacht in Arbeit hielten. Sie hier! Sie hier, jetzt — bei ihm. — Was sollte er weiter wehren? Das war zwingendes Schicksal. So durchtobte es ihn eine Secunde lang — es schien, als habe Jemand mit gewaltsamen Ruck eine Schleuse geöffnet, durch die das Leben mächtig in sein halb erstorbenes Inneres ströme.

Aber der nächste Augenblick schon gab dem ertödtenden Gedanken Raum. Welche Tollheit fiel ihn an?! Eines Augenblicks besinnungsraubende Erregung drohte ihn in den Abgrund zu reißen, den er mit offenem, klarem Kopf so standhaft gemieden hatte.

Er hielt sich fest am Tischrand. Jedes Glied zitterte ihm.

Was will sie denn? frug er matt — es war, als ob ein Anderer in weiter Ferne diese Worte spräche.

Weiß ich's? brummte der Knecht.

Sag ihr nur ... sie möchte gehen ... Ich ... nein ... sag, ich könnte nicht in der Nacht ... sie möchte gehen!

Der Knecht verließ das Zimmer und warf die Thüre zu.

Es hallte nach in Wronkow's Kopf — es schien ihm wie ein Geräusch eines sich entfernenden Wagens, der ihm das Liebste forttrug — unwiederbringlich. Es war ihm, als müsse er laufen — laufen mit seiner letzten Kraft dem Enteilenden nach; aber wie im Traume konnte er sich nicht regen. — Die Angst wurde so stark, daß sie ihn belebte. Er besann sich, daß er mitten in seinem Zimmer stand, an=

gestrengt lauschend. — Der Knecht war eben erst gegangen; er hörte das Oeffnen der Hausthüre — jetzt sprach er mit ihr. Wenn es vorüber wäre! er sah sie, als sei keine Wand zwischen ihnen, wie sie sich im Schmerz und Zorn abwandte — die Brauen zusammengezogen, die Zähne auf die Unterlippe gepreßt. — Und da war's, als schrie ihm etwas zu: du bist ein Schuft! er aber verbesserte dies etwas: es ist für sie und mich, mit aus der Tiefe geholtem Seufzen. Jetzt schloß der Knecht die Hausthür und schlampte nach der Küche zurück. Wronkow wußte, daß er sich nun am Ofen schlafen legte.

Er trat von der Seite an das Fenster. Hier mußte sie vorüberkommen, aber sie kam nicht.

Wohl eine Viertelstunde hatte er am Fenster gestanden und draußen fuhr der Wind umher, faßte auch bisweilen die lose gefaßten Scheiben und rüttelte sie derb.

Ich muß sehen! sagte Wronkow und ging hastig in den Flur hinaus. Als er die Thür öffnete, saß sie davor auf den Steinstufen, ein wenig gebückt, mit einem großen Tuch über dem Kopf — regungslos. Aber der Kampf in ihm hatte ausgewüthet.

Was treibst du? sagte er sanft. Du wirst kalt werden, geh hinein.

Sie bewegte sich nicht. Einige Augenblicke wartete er, dann schloß er leise die Thür und ging ins Zimmer, ans Fenster zurück. — Sie kam nicht vorüber.

War das zu ertragen? — Was ihn jetzt drängte, war kein Nachgeben — es war überlegtes Handeln, er wollte und wußte, warum.

So wandte er sich wieder nach der Thür, und als er die Frau fand, wie vorhin, streckte er die Hand nach ihr aus und sagte: Komm!

Sie sprang rasch auf und trat neben ihn in das Haus. Schweigend führte er sie in das Zimmer, dort blieb er vor ihr stehen.

Was willst du?

Ich will deine Magd werden.

Wie?

Ich habe nichts mehr zu thun und will bei dir in Dienst gehen, sagte sie mit derselben Gelassenheit wie vorhin. Die Mühle hab' ich an den Vetter abgegeben; gestern waren wir beim Gericht. Jetzt will ich dein Haus reinhalten und dein Land besorgen — du brauchst mich ja doch. — Und weil dir's so lieber ist, will ich deine Magd sein, dann kannst du mich fortschicken, sobald es dir gefällt.

Er sah sie mit großen Augen an. Bist du bei Sinnen?

Ich weiß es nicht, sagte sie, und es war etwas Unsicheres in ihrem Blick — ich weiß aber, daß ich's ohne dich nicht aushalte — — so versuch's doch nur erst und laß mich bei dir sein, und wenn ich einmal etwas thue, was dir unlieb ist, dann schick mich fort, und ich will gehen und sollst mich niemals wiedersehen!

Ihre Stimme war wie gebrochen. Er nahm ihr das Tuch vom Kopfe und sah in ihr Gesicht — ja, es war wohl noch Machtvolles darin, aber das Machtvolle war Unterwürfigkeit. Sie stand ihm gerade gegenüber; ihre Augen waren voll besinnungsloser Leidenschaft. Da zog er sie sanft an sich, und es flog ein siegreiches Lächeln um seinen Mund.

Bleibe bei mir, sagte er; wir werden uns vertragen!

Das Opfer.

Von Gottfried Böhm.

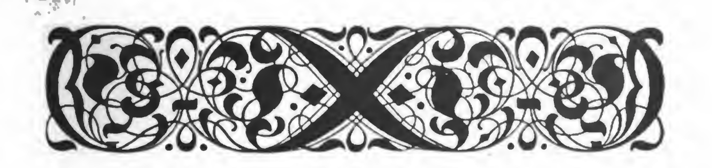
Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. 1879.

Gottfried Böhm wurde am 27. October 1845 zu Nördlingen geboren, wo seine Voreltern mütterlicherseits seit Jahrhunderten ansässig waren. Er studierte in München und Berlin Jurisprudenz und verbrachte nach bestandener Staatsprüfung einige Jahre auf Reisen und mit wissenschaftlichen Studien. Im Jahre 1878 trat er wieder in den Staatsdienst, war einige Zeit bei der Regierung von Oberbayern, bei dem Bezirksamt Ingolstadt und der bayerischen Gesandtschaft in Rom verwendet und ist gegenwärtig Legationssecretär im kgl. bayr. Staatsministerium des kgl. Hauses und des Aeußern. Neben einer großen Anzahl von Artikeln und Essays literarischen, archäologischen, historischen und juristischen Inhalts, welche in verschiedenen Zeitungen erschienen sind, hat er eine Reihe von Novellen veröffentlicht, theils Reichsstadtgeschichten, theils moderne, meist Salonerzählungen, sowie die nachstehend verzeichneten Dramen: „Art läßt nicht von Art", Lustspiel in 1 Akt, zum ersten Mal aufgeführt 14. December 1872 auf dem Residenztheater zu München. „In Gedanken, Worten und Werken", Lustspiel in 1 Akt. „Penelope", Drama in 1 Akt, zum ersten Mal aufgeführt 16. Juli 1874 auf dem Hoftheater zu Dresden. „Ein Sternchen", Schwank in 1 Akt, zum ersten Mal aufgeführt 24. Mai 1877 zu Nürnberg. „Frühlingsschauer", Schauspiel in 4 Akten, zum ersten Mal gegeben 15. Februar 1881 zu Regensburg, dann an verschiedenen Bühnen, zu München, Nürnberg 2c. „Herodias" Schauspiel in 5 Akten, 1883. „Der Blender", Schauspiel in 5 Akten, 1886.

Was Gottfried Böhm in dramatischer und novellistischer Form gedichtet hat, ist bisher nur vereinzelt erschienen. Sein literarisches Treiben macht noch vorwiegend den Eindruck einer noblen Passion, welcher der junge Diplomat in seinen Mußestunden sich hingiebt. Daß

aber Mehr als ein geistreiches Spiel ihm dabei am Herzen liegt, wird die Novelle, die wir hier mittheilen, die bedeutendste seiner bisherigen Leistungen, unzweifelhaft bekunden. Ein weltmännischer Zug, der auch im Stil unverkennbar ist, verleiht dieser Erzählung ein eigenartiges Gepräge, ähnlich wie den Novellen Rudolf Lindau's. Beiden aber ist auch die große Wahrheit und Anschaulichkeit aller Schilderungen äußerer und innerer Vorgänge gemeinsam, die völlige Freiheit von jenem Wichtigthun mit ihrer Kenntniß exclusiver Kreise oder — wie bei Lindau — fremdländischer Sitten und Zustände, wie es Schriftstellern eigen ist, die nur von fern in schwer zugängliche Regionen hineingeblickt haben. Sie reden Beide von dem, was sie miterlebt haben, mit der anspruchslosen Schlichtheit Eingeweihter. So findet sich in G. Böhm's Novelle nirgends eine Spur von übertreibender oder koketter Manier; weder im Guten noch im Bösen werden die Gestalten, sei es in demokratischer Verzerrung oder in höfischer Idealisirung, über die feine Linie der Echtheit hinausgehoben, und die Schicksale spinnen sich an und vollenden sich mit ruhiger Consequenz aus den Charakteren heraus, die vortrefflich gezeichnet und mit großer Kunst gegen einander in Contrast gesetzt sind. Wir können nur wünschen und hoffen, daß der Verfasser selbst einen so entschiedeneu Beruf mehr als bisher anerkennen und seine volle Kraft darauf verwenden möge.

H.



I.

Der Carneval hatte unter den günstigsten Auspizien begonnen. Gleich die ersten Routs beim russischen Gesandten, welche einem mehrjährigen Herkommen gemäß den Reigen der winterlichen Freuden eröffneten und der aus den Bädern und von ihren Gütern in die Residenz zurückkehrenden Gesellschaft den geeignetsten Wiedervereinigungspunkt boten, waren sehr zahlreich besucht gewesen. Die Heerschau über den Damenflor war äußerst vielversprechend ausgefallen. Nicht nur, daß die alte Garde der sogenannten Ballschrecken auf das Beruhigendste gelichtet erschien, ein vielversprechender Nachwuchs junger Fräulein hatte sich eingestellt, aus dessen reizvollem Blumenbeet eine ziemliche Anzahl reicher Erbtöchter Bäumen voll lachender Früchte gleich hervorragte und die öden Grundsätze der hartgesottensten Hagestolze erschütterte. Die Gesandtschaften waren mit neuen Attachés recrutirt worden, denen zum Theil der interessanteste Ruf vorausgeeilt war, und die Provinz hatte die Blüte ihrer Jugend in Waffen unter dem Vorwand, die Militärbildungsanstalten zu besuchen, nach der Hauptstadt entsandt. Alles stand vollzählig auf seinen Posten; und wie Langeweile und schlechter Ton verheerend um sich

greifen, so wirken auch gute Laune und das Streben, liebenswürdig zu sein, von Einem auf den Anderen. Jeder schien eifrig bemüht, sein Schärflein gesellschaftlichen Talentes zur allgemeinen Belustigung beizutragen, und das Repertoire der Vergnügungen umschloß bald außer den ziemlich abgedroschenen lebenden Bildern und den in der Regel herzlich schlecht ausfallenden Liebhabertheatern ein Kostümfest im üppigen Stil der Renaissance, eine colossale Schlittage und einen Ball bei Fackelbeleuchtung auf dem Eise.

Was aber den Höhepunkt von Allem bilden sollte, waren die in Aussicht stehenden Ereignisse bei Hofe und der Abglanz, der davon naturgemäß auf die erste Gesellschaft zurückzustrahlen pflegt. Sie boten denn auch schon Wochen lang vorher einen willkommenen Gesprächsstoff, der sich um so unerschöpflicher erwies, als die in der höchsten Familie des Landes herrschenden eigenthümlichen Verhältnisse verschiedene Meinungen und Vermuthungen aller Art ordentlich herausforderten.

Der Hof war lange Jahre in die tiefste Lethargie versunken gewesen. Nach dem Tode seiner Gemahlin, die, ohne ihm einen Thronerben zurückzulassen, aus der Welt gegangen war, hatte der alternde König sich vollends von aller äußeren Prunkentfaltung, ja von allen gesellschaftlichen Freuden zurückgezogen. Es hieß, daß er die Heimgegangene sehr geliebt habe, obwohl im Allgemeinen lebhafte Aeußerungen von Zärtlichkeit nicht in seinem Naturell lagen. Thatsache war, daß er in ihr das einzige Wesen verlor, das ihm trotz der Stürme, die sie hier und da erregte, und der wenig rücksichtsvollen Behandlung, der sie sich aussetzte, menschlich näher zu treten verstanden und vielleicht, ohne daß er sich dessen bewußt war, Einfluß auf ihn besessen.

Streng abgeschlossen lebte der Monarch seitdem nur mehr der Erfüllung seiner Pflichten, die er hoch und bedeutend

auffaßte. Seine Zeit war mit fast pedantischer Genauigkeit eingetheilt; man sah ihn zu bestimmten Stunden ausfahren und seine Minister empfangen, Audienzen ertheilen und sich, ein Buch in der Hand, in dem stillen, melancholischen, dem öffentlichen Besuch entzogenen Garten ergehen, der an seine Gemächer angrenzte. In die Residenz kam er nur in Ausnahmsfällen; wenn es etwa galt, einen fremden Gesandten zu empfangen, oder die Kammern des Landes zu eröffnen. Den größeren Theil des Jahres verbrachte er in seinem öden, weitläufigen Schloß Georgslust, wenige Stunden von der Residenz entfernt. In einer äußerst reizlosen Gegend gelegen, von einem düsteren Park im englischen Geschmack umgeben, sah dieses Besitzthum keineswegs königlich aus. Der Mauerfraß bearbeitete die überreichen Barockzierathen der Front, in den Wegen wuchs Gras, und die Marmorbassins mit ihren verstümmelten Nereiden und Tritonen waren moosig und ausgetrocknet. Man ließ wachsen und zerfallen, was da wollte; es hieß, der König wünsche es so, er habe keine Freude mehr am Leben, und der düstere Grundton der allerhöchsten Gemüthsverfassnng drückte allmählich auch der ihn umgebenden Natur den Stempel auf.

Was dem Monarchen gerade diese Stätte theuer machte, waren Erinnerungen der Jugend und das Grab seiner Gemahlin. Hier, in diesen schattenreichen Laubgängen von knorrigen Kornelkirschen war sie mit Vorliebe gewandelt, auf jenen breiten Steinbänken, auf denen nun feine Moose wucherten, war sie lange Stunden gesessen, und Schwäne, wie sie noch jetzt ernst und lautlos über den Teich hinzogen, waren hier von ihrer Hand gefüttert worden.

Am Ende des Parkes, auf einem kleinen Hügel, von dem aus man den Blick auf das weite Flachland rings umher genoß, stand denn auch ihr Mausoleum von carrarischem Marmor. Kein Tag verging, da er es nicht besuchte und

nicht einen frischen Kranz, eine Blume, einen Gedanken der Rührung zu den Füßen der Genien niederlegte, die am Eingang der Gruft standen und, den Arm auf die erlöschende Fackel gestützt, traurigen Blicks zur Erde starrten. War es nur der Cultus der Erinnerung, oder mischten sich in das Andenken an die Verstorbene Gedanken der Reue? Hatte er sich Vorwürfe zu machen? Niemand wußte es; ja, den Meisten entging selbst jener Zug auflösender Sentimentalität der so wenig in das kalte, harte Wesen dieses Mannes zu passen schien. Aber jedes Herz hat seine verwundbare Stelle, und die Bedürfnisse des Gemüths, die in der realen Welt keine Befriedigung finden, bauen sich selbst ein Heim, das in den Schatten der Vergangenheit, oder in der Morgenröthe der Zukunft liegt.

Das Volk ertrug übrigens das strenge Verbot, diesen Park zu betreten, mit großem Gleichmuth. Niemand läßt sich gern melancholisch stimmen, und schon was man durch die kunstreich verschnörkelten Eisengitter des Vorhofs sah, genügte, die Neugierde abzudämpfen. Fast unheimlich wirkten diese grauen, langgestreckten Gebäulichkeiten aus der Ferne, die einer versunkenen Zeit angehörten und in denen nur wenige Anzeichen eines schläfrigen Lebens verriethen, daß hier der Fürst des Landes den Tod seiner Gemahlin betrauere und den eigenen herbeisehne.

II.

Da starb plötzlich, wie um das Maß des königlichen Mißmuthes voll zu machen, infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde der Sohn seines einzigen Bruders, der Präsumtiverbe des Thrones, und entriß den Fürsten seiner künstlichen Ruhe und Abgeschlossenheit.

Das Land hatte mit Stolz und Hoffnung auf den Verunglückten geblickt, und der Thron kam durch diesen Todesfall in Gefahr, auf eine dem regierenden Herrscherhause nur entfernt verwandte Linie überzugehen, die bisher in ziemlich engen Verhältnissen gelebt hatte und vom König stets gemieden worden war. Es lebte zwar noch ein älterer Bruder des verstorbenen Prinzen, aber die Wenigsten erinnerten sich seiner im Augenblicke des Unglücksfalles. Prinz Paul bewohnte seit Jahren eine abgelegene Besitzung an der Landesgrenze und war dem Gedächtniß der Zeitgenossen, die nie von ihm hörten, so ziemlich entfallen.

Es hatte sich einmal vor Jahren eine dunkle Geschichte mit ihm zugetragen, über welche nun nachträglich die widersprechendsten Gerüchte wieder auflebten. Die Einen sagten, er habe nur darum zu Gunsten seines jüngeren Bruders allen Ansprüchen auf die Thronfolge entsagt, um eine Mesalliance schließen zu können, die Anderen wußten, daß er sich einst durch einen sehr starken Act der Insubordination die allerhöchste Ungnade zugezogen habe. Die Meisten schilderten ihn als einen Sonderling von excentrischen Charakteranlagen. So viel nur stand fest, daß er über ein Jahrzehnt nicht vor die Augen des Königs gekommen war.

Nach dem Tode des jüngeren Bruders fing die öffentliche Meinung alsbald an, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen und ihn als den rechtmäßigen Thronfolger und muthmaßlichen Gründer eines neuen Zweiges des fürstlichen Hauses zu bezeichnen.

Auch der Hof war natürlich nicht müßig in dieser ihn so nahe berührenden Angelegenheit. Die Sturmvögel der Höfe sind Enten. Kein Umschwung, kein bedeutenderes Ereigniß pflegt bei ihnen einzutreten, ohne vorher durch ein betäubendes Gewirr falscher Nachrichten, gewagter Vermuthungen, oder directer Unwahrheiten signalisirt zu werden.

Zuerst hieß es, Prinz Paul sei bereits seit Jahren zur linken Hand verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie, dann wurde dieses Gerücht dementirt, um durch das andere ersetzt zu werden, der Prinz habe ein Gelübde gethan, nach dem Tode des regierenden Königs in den geistlichen Stand einzutreten, und weigere sich daher entschieden, eine Ehe einzugehen und die bereits aufgegebenen Rechte wiederum anzutreten.

Freilich klang dies Alles unwahrscheinlich genug. Niemand, der den König kannte, konnte es für denkbar halten, daß ein Mitglied seiner Familie es wagen würde, ihm, in was es auch immer sei, directen und ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. Er war nicht gerade hart, oder tyrannisch, aber eine starre Consequenz in Festhaltung an seinen Grundsätzen, eine stark ausgeprägte Willensfestigkeit und eine unbestrittene geistige Ueberlegenheit hatten ihm bisher stets und in allen Fällen Gehorsam verschafft. Nun war er daran gewöhnt, wie an etwas Selbstverständliches, und hielt mit um so größerer Hartnäckigkeit daran fest, als der Erfolg ihn zu dem Glauben zu berechtigen schien, daß er in seinen Entschließungen fast durchgehends das Rechte getroffen habe.

Indessen mußte es mit der Weigerung des Prinzen Paul doch seine Richtigkeit haben. Die Blätter meldeten zu wiederholten Malen seine Ankunft in der Residenz, um sich stets selbst widersprechen zu müssen. Staffeten und Curiere flogen nach dem Aufenthaltsort des Prinzen und kehrten — wie die Höflinge aus den Launen des Gebieters nur zu deutlich entnahmen — nur mit ablehnenden oder ausweichenden Antworten zurück. Endlich sandte der König seinen Obersthofmeister, einen Mann von der gewiegtesten Weltkenntniß, den gewinnendsten Manieren und den feinsten diplomatischen Künsten an den Hof seines wiederspenstigen Neffen. Er hatte die Specialität der schwierigen und ver-

zweifelten Fälle, und es gab wenige, die er nicht, unterstützt von einem Glück sondergleichen, zu einem guten Ende geführt hätte. Er war mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet worden, und man wußte, daß er der Mann sei, nicht nur vor keinem Mittel zum Zwecke zurückzuschrecken, sondern auch das geeignetste und wirksamste herauszufinden.

Darauf hin zweifelte denn auch Niemand an dem endlichen Erfolg der Sache. Den Gothaer Hofkalender zur Hand suchten die Damen der Gesellschaft dem Prinzen unter den souveränen Häuptern Europas eine Gattin aus und setzten ihr einen Hofstaat zusammen, bei dem sie ihre eigenen strebsamen Familien nicht vergaßen. Aber wohl Niemand hatte die Wahl des Königs errathen, und Alle waren überrascht, als kurz darauf der Staatsanzeiger die Verlobung des Prinzen Paul mit der Tochter eines nachgeborenen Prinzen meldete, aus einem Hause, das sich von jeher mehr durch seine militärischen Tugenden und seine strenge spanische Etikette, als durch seinen Reichthum und seine Macht ausgezeichnet hatte.

III.

Mit der officiellen Bekanntmachung der Verlobung des Prinzen Paul mit der Prinzessin Margaretha war der Hof übrigens, wie man zu sagen pflegt, „noch lange nicht über den Graben". Der Staatsanzeiger kam noch mehrmals in die Lage, sich selbst dementiren zu müssen. Der Tag der Vermählungsfeier mußte immer wieder und wieder hinausgeschoben werden, und die darauf bezüglichen Anordnungen unterlagen beständigen Abänderungen. Zuerst hieß es, der Prinz werde sich zu längerem Aufenthalt an den Wohnort seiner hohen Braut begeben; die Wochen verstrichen, und Prinz Paul verließ Birkensee mit keinem

Fuße; dann unterhielten die Zeitungen ihre Leser mit Beschreibungen der Vermählungsceremonieen in der fremden Hauptstadt, um kurz darauf die überraschende Mittheilung daran zu knüpfen, ein leichtes Unwohlsein verhindere Se. königliche Hoheit an der weiten Reise, und die Ehe müsse daher durch einen Procurator in Person des Generaladjutanten Sr. Majestät abgeschlossen werden. Ja, nicht einmal dazu war es gekommen, daß der Prinz seiner ihm schon durch Procuration angetrauten Gemahlin die üblichen paar Stationen entgegengefahren wäre.

Dies Alles hatte begreiflicherweise die Erwartungen aufs Höchste gespannt, und es gab Viele, welche es nicht für unmöglich hielten, daß der Prinz selbst vor dem Scandal nicht zurückschrecken werde, sich nicht einmal am Tage der Ankunft der Prinzessin auf dem Bahnhof einzufinden. Und fast schien es, als würden Diese Recht behalten.

Es war ein kalter, heller Morgen, an dem die Prinzessin ihren Einzug halten sollte. Die Häuser waren beflaggt, und da und dort erinnerten sinnige Embleme an die glückverheißende Verbindung zweier fürstlicher Geschlechter. Eine unabsehbare Menschenmenge flutete durch die Straßen, und von den geschmückten Tribünen herab spielten Regimentsmusiken heitere Weisen.

Schon war der prachtvolle sechsspännige Galawagen des Königs in den Bahnhof eingefahren. Die Majestät war von den Spitzen der Behörden empfangen worden und hatte sich in den reservirten Wartesaal zurückgezogen. Von Prinz Paul zeigte sich immer noch keine Spur. Der König war offenbar in der schlechtesten Laune, die hinter einem kalten Lächeln zu verbergen er sich vergebens bemühte. Thüren flogen auf und zu, Adjutanten liefen hin und her, Ordonnanzen zu Pferde sprengten über das Pflaster hin; man wußte nicht, woran man war. Da erhob plötzlich die Gassen-

jugend ein Freudengeschrei. Die dunkle Livree des Prinzen Paul war in Sicht. Ein Vorreiter, ein Wagen mit Gefolge, endlich kam eine vierspännige Carrosse, in welcher der Prinz selbst saß.

Die Wagen des Prinzen fuhren schneller, als die bisherigen, gleich als wollten sie die versäumte Zeit einholen. Dieser Umstand erschwerte sehr die Befriedigung einer leicht begreiflichen Neugier. Man war allgemein gespannt, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der es gewagt hatte, so lange den Anordnungen des Monarchen offenen Widerstand entgegenzusetzen, und Viele waren unwillkürlich auf ein Wesen voll finsteren Trotzes und herculischer Stärke gefaßt. Aber in der äußeren Erscheinung des Prinzen Paul war keine von diesen Eigenschaften ausgeprägt. Man sah einen ziemlich großen, schmächtigen Mann, der sich mit einer gewissen steifen Feierlichkeit nach allen Seiten hin verneigte. Sein Gesicht hatte einen merkwürdig ruhigen, beinahe steinernen Ausdruck, und man suchte in diesen regelmäßigen Zügen vergebens nach den Spuren der Seelenkämpfe, deren Gerücht im Publikum verbreitet war. Seine Gesichtsfarbe war sehr blaß, was ihm im Zusammenhang mit den großen, schwarzen Augen etwas Geisterhaftes gab. Er benahm sich mit fürstlicher Würde und eine gewisse Müdigkeit, die sichtlich über sein Wesen verbreitet war, hob mehr die Vornehmheit seiner Haltung, als daß sie sie beeinträchtigte. Gegen Jedermann, der ihm nach seiner Ankunft auf dem Bahnhof vorgestellt wurde, benahm sich der Prinz mit der herablassendsten Güte und ausgesuchtesten Höflichkeit; nur wenn man ihm zu der Veranlassung dieses festlichen Tages Glück wünschte, umspielte ein eigenthümliches, ablehnendes Lächeln seine Lippen.

In dem mit exotischen Gewächsen überreich geschmückten Königswartesaal sollte er zum ersten Mal wieder nach langen

Jahren mit dem königlichen Oberhaupte seiner Familie zusammentreffen. Der beiderseitige Hofstaat hatte sich zurückgezogen, und die beiden Männer, die sich gegenseitig so viel vorzuwerfen zu haben glaubten, standen sich gegenüber.

Niemand erfuhr, was zwischen ihnen vorging. Offenbar aber kam es zu keinerlei lebhafteren Erörterungen. Der König pflegte in Augenblicken der Erregung sehr laut zu sprechen, die Conversation mußte aber in sehr ruhigem Tone geführt werden, denn es drang nichts davon in den nur durch eine dünne Wand getrennten Vorsaal, und als endlich der dienstthuende Adjutant dem König die Einfahrt des Zuges meldete, hörte er ihn fast verbindlich zu dem Prinzen sagen: Sie müssen sich mehr zerstreuen, mein Neffe.

Auf den Arm des Prinzen Paul gestützt betrat dann der greise Monarch den Perron des Bahnhofs, und dieses Zeichen der Annäherung wurde allgemein als ein Zeichen der vollen Versöhnung aufgenommen und von den tausendstimmigen Hochrufen der Menge begrüßt.

Der Zug fuhr schnaubend und pfeifend in den Bahnhof ein; die Militärmusik stimmte die Nationalhymne an, die Leibgarde präsentirte das Gewehr. Der Commandoruf der Offiziere mischte sich in das Geräusch summender Stimmen. Es war ein betäubendes Durcheinander von Tönen, und die nervöse Aufregung gespannter Erwartung hatte sich aller Betheiligten bemächtigt.

Prinzessin Margaretha entstieg eilig ihrem vergoldeten Salonwagen, und ehe sie noch die tiefe ceremonielle Verbeugung vor der Majestät insceniren konnte, hatte der König sie in seine Arme geschlossen. Ma fille! — war Alles, was er sagte; aber man sah, daß er bewegt war, und seine Augen glänzten, wie von Thränen. Dann wandte er sich nach dem Prinzen Paul um. Ihre erste Aufgabe, Prinzessin, wird sein, ihm zu verzeihen.

Die Prinzessin erröthete. Euer Liebden befinden sich nun wieder besser? frug sie halb schelmisch, halb mitleidig, nachdem sie die erste Befangenheit überwunden hatte.

Vollkommen wohl! erwiederte der Prinz. Dabei ergriff er ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Margaretha's Züge drückten einiges Erstaunen aus, denn sie hatte einen wärmeren Empfang von Seiten des Gatten erwartet; aber die Fülle der neuen Eindrücke, die sich an sie herandrängten, gestatteten ihr nicht, bei einem einzelnen zu verweilen.

Der König wechselte einige Worte mit dem Gefolge der Prinzessin; dann gab Prinz Paul ihr den Arm und führte sie an den Wagen, während der Monarch mit militärischem Gruß an der Front seiner Garde vorüberschritt und dem commandirenden Offizier die Parade abnahm.

Die Menschenmenge auf den Straßen war so groß, daß man nur langsam und im Schritt fahren konnte, und so war es all den tausend und aber tausend neugierigen Augen ermöglicht, die Angekommene genau zu sehen.

Prinzessin Margaretha konnte nicht schön genannt werden; sie war viel eher häßlich. Das in die Lüfte ragende Stumpfnäschen, die niedere Stirn mit den à l'enfant frisirten Haaren, die dicken Lippen, die gutmüthigen und doch wieder schelmischen Augen gaben dem ganzen Gesicht einen herausfordernden Ausdruck. Elle a l'air gamin — entschied ein alter Höfling, der bei den Einladungen zu den Empfangsfeierlichkeiten übersehen worden war, sehr respectwidrig, aber man mußte auf den ersten Blick gestehen, daß er eigentlich den Nagel auf den Kopf getroffen habe.

Die Formen des Körpers waren, wie das Gesichtchen selbst, merkwürdig unentwickelt und mädchenhaft.

Mit diesem kindlichen Aeußeren stand das Auftreten der Prinzessin in einem auffallenden, beinahe komischen Gegensatz. Sie benahm sich mit vollkommener Sicherheit,

wußte Jedem, der ihr vorgestellt wurde, etwas liebenswürdig Verbindliches zu sagen und beantwortete die officiellen Ansprachen, die an sie gerichtet waren, vom Wagenschlag aus mittels kleiner allerliebster Stegreifreden, die durchaus der Gelegenheit angemessen waren.

Das Volk hatte es schon eine glückliche Idee gefunden, daß sie vom Kopf bis zum Fuß in die Landesfarben gekleidet erschienen war; ihr reizender, lächelnder Gruß, der ihre prachtvollen Zähne zeigte, eroberte ihr vollends alle Herzen, und als sie im Verlaufe des Einzugs ein Kind, das in der Menge fast erdrückt worden wäre, zu sich in den Wagen hob und küßte, erreichte die Begeisterung einen ungeahnten Höhepunkt. Blumen flogen in den Wagen von allen Seiten, und bei jedem Schritt vorwärts schwollen die Hochrufe an, wie der Donner bei einem heraufziehenden Gewitter.

Sie schien so glücklich, so selig, so zufrieden. Niemand hatte bemerkt, wie manchmal ihr scheuer Blick nach dem Gatten an ihrer Seite hinflog, wie ihre Hände zitterten, wie laut ihr Herz pochte, und wie schwer es ihr war, hinter einem frohen Lächeln die Thränen zurückzudrängen, welche der Bruch mit der jungfräulichen Vergangenheit, das Stehen vor des Schicksals ungelös'tem Räthsel, „die Angst des Irdischen" unwillkürlich den Bräuten erpreßt.

IV.

Prinzessin Margaretha war am Hofe ihres Großohms erzogen worden. Ihre Mutter, eine Prinzessin von der ätherischsten Constitution des Leibes und der Seele, starb, indem sie ihr das Leben gab; ihr Vater, ein Feldherr von großem Kriegsruhm, fiel wenige Jahre nach ihrer Geburt auf dem Felde der Ehre. So lernte sie eigentlich niemals verwandtschaftliche Liebe kennen. Es ist wahr, die regie-

rende Linie, die sich schon dem ruhmvollen Andenken ihres Vaters verpflichtet fühlte, that Alles, was in ihren Kräften stand, ihr eine standesgemäße Erziehung angedeihen zu lassen. Aber dies Alles konnte sich leider nur auf Aeußerlichkeiten beziehen, von denen das Herz unberührt blieb.

Man gab ihr eine Erzieherin, die schon in zwei vorausgegangenen Fällen ausgezeichnete Proben ihrer Kunst abgelegt hatte, eine Gräfin Straaten, die in allen Fragen des guten Tons und der Hofetikette als unbestrittene Autorität betrachtet wurde, im Uebrigen aber von einer Pedanterie und freudlosen Lebensauffassung war, die am wenigsten dazu angethan sein konnte, ihr das scheue Herz eines Kindes zu erschließen. Außer ihr eine Reihe von Lehrern und Lehrerinnen, welche die Aufgabe hatten, ihr die Hauptfächer höfischen Wissens im Auszug und in der üblichen ad usum Delphini-Manier einzutrichtern.

Margaretha zeigte frühe glückliche Anlagen und insbesondere ein ausgezeichnetes Gedächtniß. Mit sechs Jahren sprach sie französisch, wie ihre Muttersprache, tanzte mit zehn wie eine Sylphide und sprach mit fünfzehn über alle Zweige des menschlichen Wissens, wie ein deutscher Professor über sein eigenes. Nur Eines gelang der Gräfin Straaten nicht vollständig in ihr auszurotten: es waren Anwandlungen eines spontanen Naturells, eine gewisse Wildheit und herrische Art neben Aeußerungen von Gutmüthigkeit. Ihre Seele hatte einen unbesiegbaren Drang nach Licht und Heiterkeit in sich, und das laute, schallende Gelächter, in das sie unter Umständen ausbrechen konnte, paßte wenig zu dem gedämpften Hofton. Sie erröthete, wenn sie nach solch einem „Anfall" der strenge Blick ihrer Aya traf, aber immer wieder und wieder verfiel sie aufs Neue in diesen alten Fehler.

Während ihre Intelligenz, oder wenigstens ihr Gedächtniß nach allen Seiten hin geschult worden war, wuchs ihr Herz

so zu sagen wild auf. Man hatte nicht daran gedacht, ihr eine gleichalterige Gespielin zu geben, und die Leute, denen sie sich mit einem Herzen voll unverbrauchter Neigung näherte, machten ihr eine tiefe Reverenz und redeten sie mit „königliche Hoheit“ an. Eine Zeitlang war eine Katze der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit; als sie darüber verspottet wurde, schenkte sie ihr Herz zwei Tauben, die täglich an das Schloßfenster geflogen kamen und aus ihrer Hand Futter pickten. Manchmal, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, nahm sie sie an ihre Brust und liebkos'te sie. Nach einigen Tagen blieben auch sie aus. Margaretha empfand wahres Heimweh nach ihnen und beweinte sie wie Todte.

Die Zimmer der Prinzessin gingen nach dem Schloßhof, einem ziemlich engen, viereckigen Raum, in dessen Mitte ein Springbrunnen seinen spärlichen Strahl emporsandte und den Spatzen der benachbarten Dächer als Douchebad diente. Wie genau kannte sie jeden Winkel des düsteren Raumes mit seinen großen, feuchten Pflastersteinen, wie sicher wußte sie die Stunden, in denen der Posten abgelös't wurde, und zu welchen Tageszeiten die Schatten der Giebel da oder dort lagen. O, sie langweilte sich oft unsäglich, die kleine muntere Prinzessin, hinter den hohen Bogenfenstern ihrer Gemächer, und es gab eine Zeit, wo sie die Gassenkinder, die den Schloßhof zuweilen als Tummelplatz benutzten, um ihre Freiheit beneidete, ja, die Savoyarden selbst, die ihre Pudel unter ihren Fenstern tanzen ließen, und denen sie oft verstohlen ein Geldstück zuwarf, um die Liebe ihrer Thiere.

Nicht, als ob sie, so jung sie war, nicht schon ein sehr ausgeprägtes Gefühl für ihre angeborene Würde besessen hätte. Ihre Erziehung war in dieser Hinsicht keineswegs spurlos an ihr vorübergegangen. Die respectvolle Entfernung, der unterwürfige Ton, den selbst ihre Lehrer gegen sie beob-

achtet hatten, die fortwährenden Mahnungen der Gräfin Straaten, was sie ihrer Stellung schuldig sei, die Erzählungen von dem Alter und dem Glanze ihres Geschlechtes — dies Alles trug dazu bei, ihr ein Bewußtsein von ihrer Ausnahmsstellung beizubringen, und es gab Augenblicke genug, in denen sie die Prinzessin hervorkehrte, besonders im Aerger über ihre Umgebung, oder im Widerstand gegen sie.

Indessen auch das Herz verlangte seine Rechte, und je älter sie wurde, um so lauter und ungestümer meldete sich in ihrem Busen die Sehnsucht nach Liebe. Der steife Ton am Hofe ihres Großohms, die Gräfin Straaten, ihr ganzes ereignißloses Dasein wurde ihr nach uud nach unsäglich zuwider, und sie empfand zuletzt ein unbeschreibliches Heimweh nach Freiheit oder doch nach Aenderung ihrer gegenwärtigen Lage.

Wie eine Erlösung aus drückendsten Banden war ihr daher auch der officielle Antrag des Prinzen Paul erschienen. Sie hatte die ersten Eröffnungen, die ihr darüber gemacht wurden, hingenommen wie ein Gefangener, dem man seine Erlösung aus langer Kerkerhaft ankündet. Dankbaren Herzens jubelte sie dieser Nachricht zu, und eine Zeit lang empfand sie nichts Anderes, als eine geheime Angst, das plötzlich gebotene Glück werde plötzlich wieder unter ihren Händen zerrinnen, wie jede Freude ihrer Kinderjahre an einem Etikettebedenken ihrer Erzieherin gescheitert war. Das Unbekannte eines neuen Lebens eröffnete seine reizvolle Perspective vor ihrem gläubigen Blick, und ihren sechzehn Lenzen war die Zukunft ein Paradies voll duftiger Hoffnungsknospen.

Trotz ihrer großen Jugend hatte die Prinzessin doch schon ihr Ideal von Liebe und Ehe und malte sich in der Phantasie ein Bild ihres künftigen Gatten aus. Er mußte anders sein, als dieser oder jener Cavalier ihrer Bekanntschaft, nicht so langweilig wie Graf X. und nicht einen so

garstigen Bart haben, wie Baron Y. Sollte er etwa aussehen, wie jener Kürassier, der dort so flott über den Schloßplatz dahin sprengte? Oder dürfte er vielleicht jenem neugebackenen Kammerherrn gleichen, der so unbeholfen war, so leicht erröthete und so schöne weiße Zähne hatte? Er war in der That nicht so übel; aber würde er wohl wie sie Bernhardinerhunde lieben, so gerne Mandelkuchen essen und so leidenschaftlich Mariage spielen? Das waren gewiß Fragen, der Erwägung werth!

Hatte sich aber die Prinzessin wieder einmal ein Bild von dem Manne ihres Herzens construirt, so fuhr sie mit ihm im Geiste spazieren, besuchte Arme und Kranke und, wenn Opern gegeben wurden, das Theater.

Als ihr das Portät des Prinzen Paul zuerst in feierlicher Audienz von dem Gesandten überreicht wurde, gab es ihr einen Stich durchs Herz; es schwirrte ihr vor den Augen, und fast wäre das kostbare Geschenk mit dem diamantenbesetzten Rahmen ihren zitternden Händen entfallen. Die Gräfin Straaten fand das Bild ziemlich geschmeichelt; ihrer Berechnung nach müsse Se. königliche Hoheit doch entschieden etwas älter aussehen; aber die Prinzessin schwärmte von Stund an für bleiche Gesichtsfarbe und träumerische Augen.

Warum der Prinz so traurig aussah?

Wie schnell sie ihn trösten würde und wie laut und lustig sie zusammen lachen könnten! Sie preßte das Bild an ihre jungfräulichen Lippen und träumte davon. Die Phantasie spann weiter, und bald glaubte sie den Prinzen zu kennen, als ob er von Jugend auf ihr Gespiele gewesen wäre.

Niemand sprach ihr von den Pflichten und Klippen der Ehe, Niemand von ihren Zwecken und ihrer Heiligkeit. Man unterwies sie nur in allen Einzelheiten der Etikette und variirte in allen Tonarten, wie wichtig die Mission sei, zu der sie ausersehen, das Band der Interessen zwischen zwei

Dynastien fester zu knüpfen. Man füllte ihr den Kopf mit Staatsangelegenheiten und beschwor sie um Gotteswillen, sich nie und in keinem Falle etwas zu vergeben, denn das Haus, dem sie entsprossen, sei zum mindesten ebenso alt und glorreich, als das, in das sie hineinzuheirathen im Begriffe stand.

Diese Betheuerungen, die sie anfangs kaum beachtet hatte, fielen doch auf fruchtbaren Boden und sollten viel später in Gestalt eines sich nie verleugnenden Familienstolzes, ja gewisser Anwandlungen von Hochmuth aufschießen und Früchte tragen.

Das leuchtende Bild, das Margarethe sich von dem künftigen Gatten entworfen hatte, zerfiel nach und nach in sich selbst. Er schrieb nicht, er kam nicht, er fuhr ihr nicht einmal entgegen. Ein ceremonieller Brief setzte sie von seinem Unwohlsein in Kenntniß, und ceremonielle Worte waren es gewesen, mit denen er ihr den Wunsch kundgegeben, sein Schicksal an das ihre zu ketten. Als er ihr das erste Mal persönlich entgegentrat und so ruhig und unbewegt die Hand küßte, überlief es sie kalt, und eine unsagbare Scheu befiel sie. Der Traum von Glück zerstob, das Phantasiegebilde verschwamm, die Wirklichkeit trat in ihre Rechte.

V.

Im Palast des Königs fand zu Ehren der Prinzessin Margaretha großes Familiendiner statt. Alle Prinzen von Geblüt, die obersten Hofchargen, der ganze hohe Adel des Landes war versammelt.

Aller Augen waren naturgemäß auf die Prinzessin gerichtet, als wollten sie das letzte Wort ihres Charakters und Wesens von ihren Gesichtszügen ablesen. Sie saß neben

dem König, der manchmal das Wort an sie richtete. Sie antwortete zerstreut und verkehrt und war im Stillen froh, daß die laute Tafelmusik eine lebhaftere Conversation unmöglich machte.

Nach dem Diner war Cercle, eine lange Reihe von Vorstellungen und neuen Menschen. Die Prinzessin sprach mit Jedem, so lange es anging, und hielt die Letzten fast mit krampfhaften Anstrengungen zurück, gleich als sei ihr jede Minute kostbar, um die sie die Heimfahrt verzögern könne. Aber endlich war es nicht mehr möglich. Die Majestät hatte sich zurückgezogen, unter den hohen Herrschaften entstand eine Bewegung, der Hofmarschall meldete dem Prinzen, daß die Wagen vorgefahren seien. Der Prinz bot der Prinzessin seinen Arm; sie nahm ihn wie im Traum und fühlte, wie er sie schnell, als ob er sie entführe, die marmorne Freitreppe des Schlosses hinabführte. Der Wagenschlag flog geräuschvoll zu. Die Lakaien schwangen sich aufs Trittbrett, die Pferde zogen an; die Neuvermählten waren allein.

Draußen hatte sich das Wetter gewendet. Der Sonnenschein war verschwunden, graue Wolken bedeckten den Himmel, und ein naßkalter Regen schlug ungestüm an die geschlossenen Wagenfenster.

Prinz Paul schwieg noch immer. Während jenes unaufhörlichen Diners und des ihm folgenden Cercles hatte er sich äußerst einsilbig verhalten, und nur manchmal waren ein paar gelispelte Worte zu der Prinzessin, einige allgemeine Redensarten zu den Glückwünschenden, oder höchstens ein lautes Lachen von metallischem Klang von ihm gehört worden. Auch jetzt schien er das Eis nicht brechen zu wollen, ein ungelöſ'tes Räthsel saß er neben der jungen Gattin und vergrößerte durch sein Benehmen die Angst, die ihr das Herz beklommen hielt.

Sollte sie ihn zuerst ansprechen? Es ging gegen alle Form weiblicher und höfischer Sitte. Und doch! sie war ungeduldig zu erfahren, was dies starre Schweigen bedeute. Schon hatte sie den Mund geöffnet, aber sie brachte es nur zu einem verunglückten Räuspern. Der Prinz wandte das Gesicht zu ihr, und sie blieb stumm. Man hörte nur das Rasseln des Wagens und das Niederfallen des Regens.

Sie haben uns Regen gebracht, begann der Prinz endlich.

Es scheint so, bestätigte die Prinzessin. Dann stockte das Gespräch wieder, bis sie einen neuen, verzweifelten Anlauf nahm, es abermals in Gang zu bringen.

Ihr Zustand ist also wieder befriedigend? frug sie.

Sie hoffte, der Prinz werde bei dieser Gelegenheit sein Nichterscheinen entschuldigen; aber er schien nicht entfernt daran zu denken. Vollkommen befriedigend! erwiederte er. Ich fühle mich ganz merkwürdig erleichtert und glücklich.

Die Augen Margaretha's leuchteten auf; sie war geneigt, in dieser Rede eine Anspielung zu finden, welche die glückliche Veränderung im Befinden ihres Gatten mit ihrer Ankunft im Zusammenhang brachte. Aber der Prinz drückte sich nicht deutlicher über den Punkt aus; er hatte ein Fenster des Wagens halb geöffnet und ließ nun die kalte Luft gegen seine Stirne strömen. Ich liebe den Regen, sagte er, indem er in den trüben Himmel blickte.

Ist es weit ins Palais Paul? knüpfte die Prinzessin wieder an, der nichts Besseres einfiel.

Nicht sehr weit. Ich fürchte, es wird Ihnen wenig gefallen. Es ist ein altes, unausstehliches Gebäude mit Mauern so dick, daß sie eine Beschießung aushalten könnten. Es geht darin um, müssen Sie wissen, fügte er dann leise mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

Ah! machte die Prinzessin, welche nicht an Gespenster glaubte.

Lieben Sie auch den Regen? begann der Prinz nach einer Weile wieder.

O sehr! entgegnete Margaretha fast mit Begeisterung, obwohl sie Zeit ihres Lebens nichts so sehr verabscheut hatte.

Der Blick des Prinzen begegnete nun zum ersten Mal dem ihren, und sie schlug schnell die Augen nieder, denn sie glaubte einen Funken von Sympathie in den seinen leuchten gesehen zu haben.

Ich lebe fast immer auf dem Lande, fuhr der Prinz fort. Birkensee hat viele Vorzüge, sehr viele. Wasser, frische Luft, Ruhe. Der Park wird von einem Fluß durchströmt, der so breit ist wie diese Straße, und an seinen Ufern sind Weiden, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe. Weiden sind meine Lieblingsbäume.

Sie sind auch wunderschön ... so elegisch, fand die Prinzessin, die um jeden Preis auch ihrerseits etwas zu Gunsten der Lieblingsbäume ihres Gatten vorbringen wollte.

Nicht wahr? ... Ich habe einige Partieen davon aufgenommen.

Ah, Sie malen?

Etwas! Dilettantenkunst. In Wasserfarben oder Gouache.

Es ist sehr angenehm, Talent zur Malerei zu besitzen.

Gewiß. Es vertreibt mir manche Stunde. Jeder hat seine eigene Art, die Dinge zu sehen. Wie ich sie sehe, sieht sie Niemand, und doch haben nur Bilder Werth für mich, die meine eigenen Eindrücke wiedergeben und meine eigenen Erinnerungen fixiren.

Sie werden mir Ihre Skizzen zeigen ...

Sie werden Ihnen vielleicht nicht gefallen ...

Was Ihnen gefällt, wird auch mir gefallen, betheuerte

die Prinzessin schnell und mit Wärme. Prinz Paul ergriff ihre Hand und sie erröthete.

Ich sehne mich ordentlich nach Birkensee, nahm der Prinz das Wort wieder auf. Man ist dort so abgeschlossen von der Welt, wird nicht begafft wie eine Sehenswürdigkeit und kann sich selbst und seinen Liebhabereien leben. Aber Sie lieben vielleicht die Einsamkeit nicht?

In guter Gesellschaft sehr! Die Prinzessin sagte es unter holdem Erröthen. Es klang fast wie eine Liebeserklärung, und Prinz Paul schien es in der That so aufzufassen, denn er behielt die Hand der Prinzessin in der seinen, auch jetzt noch, da sie wieder durch belebtere Straßen fuhren und sich nach rechts und links gegen die ehrfurchtsvoll grüßenden Vorübergehenden verneigen mußten.

Endlich waren sie im Palais Paul angekommen, dessen alte Mauern sich festlich zu ihrem Empfang geschmückt hatten. Wappen und Standarten waren über dem Portal angebracht, und die beiden finster blickenden steinernen Sphinxe zu beiden Seiten des Einganges hielten brennende Pechpfannen zwischen den Tatzen, die ihre zuckenden Lichtreflexe über den dürren Rasen und die entlaubten Bäume hinwarfen. Es duftete nach Blumen auf den Treppen, im Vorsaal, in den Zimmern „wie in einer Gruft", fand der Prinz, und der Geruch war in der That so betäubend, daß man trotz der winterlichen Kälte die Fenster öffnen mußte.

Angeführt von dem Haushofmeister, brachte die gesammte Dienerschaft in Gala dem neuvermählten Paare seine Glückwünsche dar, und die Prinzessin benahm sich so leutselig und herablassend gegen Alle, daß es kaum Einen gab, der nicht im Stillen den Entschluß gefaßt hätte, demnächst ihre Fürsprache zu einer Gehaltsaufbesserung oder etwas dergleichen in Anspruch zu nehmen.

Prinz Paul schien wenig Freude an dieser Ceremonie zu haben. Er wandte sich rasch ab und murmelte etwas wie „lauter fremde Gesichter“ vor sich hin. Er war sichtlich ungeduldig geworden; die Herren und Damen vom Gefolge wurden alsbald entlassen; die hohen Herrschaften wollten den Thee allein nehmen.

Im Spiegelzimmer war für sie servirt worden. Der Prinz liebte dies Gemach wegen seiner stilvollen Schönheit, und auch die Prinzessin schien überrascht von der reichen Pracht, mit der es ausgestattet war. Die mit chinesischen Scenen bemalten Spiegel, welche die einzige Wandbekleidung bildeten, vervielfältigten die Lichter der Armleuchter ins Unendliche und verbreiteten eine fast feeenhafte Helle. Von einer frohen Gesellschaft belebt, konnte es gewiß nichts Glänzenderes geben, als diesen Raum; aber für das einsame tête-à-tête zweier Menschen war er vielleicht etwas zu steif und feierlich, und man begriff, daß diese Spiegel, die alle Dinge narrten und ihnen unbestimmte Verhältnisse gaben, unter Umständen unheimlich wirken konnten.

Die Stunden vergingen. Die Nacht rückte vorwärts mit ihrem leisen, geheimnißvollen Schritt. Die Pechpfannen zwischen den Tatzen der Sphinxe waren längst ausgebrannt, die Gasflammen wurden gelöscht, Geräusch um Geräusch erstarb auf den einsamen Straßen, und tiefes Dunkel legte sich brütend um die träumerische Burg. Die Lakaien hatten sich auf Befehl des Prinzen zur Ruhe begeben, die Kammerfrau der Prinzessin war in dem kleinen Vorzimmer zu dem Boudoir ihrer Hoheit über einem Glase Punsch eingenickt. Gegen Mitternacht weckte sie ein lauter Hülferuf. Sie fuhr erschreckt aus dem Schlafe auf und glaubte im ersten Augenblick geträumt zu haben. Aber als sie aufmerksamer hinhorchte, war es ihr, als ob im Spiegelzimmer eine sehr lebhafte Discussion geführt werde. Sie konnte die Worte

nicht verstehen, aber sie glaubte die Stimmen zu unterscheiden. Der Prinz redete sehr laut und erregt, dazwischen klang es wie leises Weinen der Prinzessin.

Die erste Regung der Kammerfrau war, ihrer Gebieterin beizuspringen. Aber dann kameu ihr Zweifel, ob sie es wagen dürfe, und während sie überlegte, war wieder Alles still geworden.

Erst in der Morgendämmerung des nächsten Tages betrat sie das Gemach. Die Lichter waren herabgebrannt und kämpften nun einen verzweiflungsvollen Todeskampf mit dem fahlen Morgenlicht, das sich durch die Gardinen stahl und die Spiegel hellgrau färbte. Der kleine Theetisch war umgestürzt; die Prinzessin lag angekleidet und bewußtlos auf dem Estrich des Gemachs.

VI.

Die Kammerfrau der Prinzessin besaß eine Eigenschaft, welche überall, besonders aber bei Hofe — vielleicht, weil sie trotz aller scheinbaren Geheimnißthuerei am seltensten ist — geschätzt zu werden pflegt: Discretion. Ohne Jemand ins Vertrauen zu ziehen, weckte sie die Prinzessin aus ihrem ohnmachtähnlichen Schlafe, brachte sie zu Bett und beobachtete über den ganzen Vorfall ein unverbrüchliches Schweigen.

Aber manchmal hat gerade das Gute die schlechtesten Folgen. Nicht ganz im gleichen Grade mit der obenerwähnten Tugend ausgestattet nämlich war der neue Kammerdiener des Prinzen. Das Bedürfniß der Mittheilung war bei ihm im Gegentheil so rege, das es daß kleinste Vorkomniß seines Alltagslebens nicht ausschloß, geschweige ein so interessantes Factum, wie, daß der Prinz erst lange nach Mitternacht äußerst verstört und aufgeregt aus den Appar=

tements der Prinzessin gekommen sei und noch zur selben Stunde habe abreisen wollen. Se. königliche Hoheit waren nur schwer wieder zu beruhigen und hatten die hellen Thränen in den Augen stehen, was nach und nach während des Auskleidens in eine Art von gelindem Schluchzen ausartete.

Der wackere Mann brachte ordentlich eine unruhige Nacht zu, bis er die Last dieses räthselhaften Ereignisses in den Busen zweier Lakaien niedergelegt hatte, welche ihr „heiliges Ehrenwort" dahin abgaben, „keinen Gebrauch von der Sache machen zu wollen", aber doch im Stillen den Entschluß faßten, die Kammerfrau der Prinzessin unter der Hand auszuforschen, was an der Sache sei.

Diese war erst seit kurzer Zeit bei Hofe, und Keiner hielt es für möglich, daß es ihr in den Sinn kommen könne, den schuldigen Tribut zur Befriedigung der allgemeinen Neugierde rundweg zu verweigern. Aber — siehe da! so geschah es. Sie that, als ob sie die an sie gerichteten Fragen gar nicht verstünde, und als die Herren schließlich zudringlicher wurden und sich ungeziemende Anspielungen erlaubten über das Metall, womit ihr offenbar der Mund gestopft worden sei, wurde sie ganz grob und fertigte endlich ihre Inquirenten mit der unholden Metapher ab, sie möchten gefälligst vor ihren respectiven eigenen Thüren kehren.

Dies war so ganz unerhört in der Lakaienwelt, daß natürlich sämmtliche Betheiligte auf den Gedanken kamen, es müsse etwas ganz Ungeheuerliches dahinter stecken, und je mehr es an positiven Thatsachen gebrach, auf einem um so freieren Spielraum tummelte die Phantasie ihr geflügeltes Rößlein.

Die Vermuthungen, welche in der unmittlbaren Umgebung des Prinzen über den dunklen Punkt aufgestellt wurden, waren zum Theil sehr gewagter Natur; die meisten Stimmen aber vereinigten sich doch zuletzt in der Ansicht,

daß Se. königliche Hoheit auch noch nach der Ehe auf seiner ursprünglichen Weigerung beharre und seiner ersten, fast mythisch gewordenen Liebe um jeden Preis treu bleiben wolle.

Auch die Gesellschaft beschäftigte sich viel mit der Prinzessin. Es fiel die Blässe ihrer Wangen in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft auf, aber der Eindruck, den ihr Auftreten hervorbrachte, war im Ganzen ein günstiger. Man fand sie in allen Lebensäußerungen noch sehr kindlich und naiv und führte die Sicherheit ihres Benehmens mehr auf jugendliches Selbstvertrauen, als auf bewußte Welterfahrung zurück.

Indessen sollte sich alsbald zeigen, daß Margaretha einer Energie fähig war, welche nichts mit naiver Kindlichkeit zu thun hatte. Der Prinz äußerte sogleich am folgenden Morgen nach jener seltsamen Brautnacht den Wunsch, auf sein Landgut Birkensee zurückzukehren, ja die Befehle zu den Vorbereitungen der Abreise waren bereits gegeben, als das ganze Project plötzlich auf den sehr entschiedenen Widerstand der Prinzessin stieß. Margaretha erklärte auf das Allerbestimmteste, daß sie in der Residenz zu verbleiben gedenke und Se. königliche Hoheit unter keiner Bedingung mitten im Winter auf das Land begleiten werde.

Der Hof des Prinzen stand dieser Weigerung hülf- und rathlos gegenüber, und man wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als indem man die Sache auf indirectem, aber durchaus nicht mehr ungewöhnlichem Wege vor Se. Majestät brachte.

Der König schien etwas verstimmt, durch den häuslichen Zwist der kronprinzlichen Familie in seiner Ruhe gestört zu werden, aber er trat sofort bedingungslos auf die Seite der Prinzessin und ließ seinem Neffen sagen, daß er das Verlangen im höchsten Grade unbillig und ungalant finde, seine

junge Frau den Zerstreuungen der Residenz entführen zu wollen, „die sie doch offenbar Beide so nöthig hätten“.

Die Besprechungen, die Audienzen, die heftigen Auftritte, welche dieser Zwischenfall verursachte, konnten noch weniger geheim gehalten werden, als der unglückliche Ausgang des ersten intimen tête-à-tête des hohen Paares, und bald war es am Hofe und in der Gesellschaft ein öffentliches Geheimniß, daß zwischen den Neuvermählten eine sehr starke Erkältung stattgefunden hatte, bevor es noch zu einer eigentlichen Annäherung gekommen war.

Die Mehrzahl der Schiedsrichter zeigte sich anfangs geneigt, dem hartnäckigen Trotz des Prinzen die ganze und alleinige Schuld der schnellen Trübung dieses Verhältnisses beizumessen. Besonders der weibliche Theil des weltlichen Tribunals hatte in einem Optimismus, den er Heirathsachen gegenüber niemals zu verleugnen pflegt, von dem Prinzen erwartet, daß er sich in die vollendete Thatsache ergeben und eine Gattin gefallen lassen werde, die, wenn sie auch nicht die Wahl seines Herzens gewesen, doch in mancher Hinsicht verdiente, es zu sein. Aber Prinz Paul behielt seine ablehnende Haltung bei, und die Beziehungen der beiden Ehegatten waren zwar äußerlich höfisch glatt, aber doch von einem eisigen Hauch der Entfremdung angeweht. Es fiel insbesondere auf, daß der Prinz niemals seiner Gemahlin den Arm anbot, und es hatte überhaupt den Anschein, als ob er jede Berührung mit ihr auf das Geflissentlichste vermeiden wolle.

In Gesellschaften begleitete er sie nur in Ausnahmefällen und ohne den Zwang zu verbergen, den er sich dabei auferlegte. Viele fanden die Aeußerungen von Seelenschmerz, die er angesichts allgemeiner Lustbarkeit selten ganz unterdrückte, affectirt und übertrieben, und doch war die Trauer des Prinzen noch viel erträglicher als seine forcirte

Lustigkeit, durch die ein kalter, diabolischer Zug hindurchging, der den Unbefangensten erschreckte.

Die Prinzessin schien sich Mühe zu geben, Beides zu ignoriren, und als man sah, wie sie von Rout zu Rout, von Ball zu Ball, von Theater zu Theater ordentlich flog, neigte sich das Zünglein an der Wage der öffentlichen Meinung allmählich zu ihren Ungunsten. Man schloß daraus, daß sie die Sache auf die leichte Achsel nehme und sich offenbar ungemein schnell getröstet haben müsse. Die Bestgesinnten, die am längsten ihre Partei ergriffen hatten, schüttelten endlich den Kopf, wenn sie den Wagen mit ihrer Livrée, der nachgerade einen Bestandteil der hauptsächlichsten Physiognomie ausmachte, immer wieder und wieder in rasender Eile über das Pflaster dahinrollen sahen, gleich als gälte es ein versäumtes Vergnügen um jeden Preis einzubringen.

In der That schien Margaretha nichts mehr zu fürchten, als ihren düsteren Palast mit seinen steinernen Sphinxen davor, und jede Gelegenheit, dem dickmaurigen Gefängniß wenigstens auf kurze Stunden zu entrinnen, war ihr offenbar hoch willkommen. Einige gaben als Grund hiefür ihre kindische Furcht vor Gespenstern an, von welchen das alte Schloß nach Aussage aller älteren Damen ja ordentlich wimmeln sollte, Andere meinten, sie scheue sich so sehr vor dem Alleinsein, weil sie doch nicht inneren Gehalt genug besitze, sich mit sich selbst zu beschäftigen.

Dergleichen Vermuthungen sind leicht aufgestellt, was aber, wir fragen, hätte die arme Prinzessin in ihrem öden Heim zurückhalten sollen? Den Prinzen sah sie nur selten und niemals ohne Zeugen. Etwa bei der Tafel, wo er sehr einsilbig war, oder bei irgend einer flüchtigen Audienz, die sie gemeinsam ertheilten.

Auch im Uebrigen hatte Margaretha wenig gemüthliche Anhaltspunkte gefunden. Ihre frühere Umgebung hatte

sie bis auf die letzte Kammerzofe an der Landesgrenze entlassen müssen. Die Gräfin Straaten entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß sie nur schwarzen Undank geerntet habe. Die Prinzessin hatte sie beim Abschied nur ganz flüchtig geküßt und ihr: „Adieu, liebe Straaten!“ zugerufen, ohne eine einzige Dankesthräne zu weinen, geschweige eine letzte Bitte um Rath daran zu knüpfen, oder gar eine Einladung, sie demnächst an ihrem neuen Bestimmungsorte zu besuchen und dortselbst irgend eine Obersthofmeisterinstelle zu übernehmen.

VII.

Lag darin ein Unrecht oder eine Herzenshärte, so wurde sie vom Schicksal bitter genug gerächt. Baronesse Stieda, die neue Hofdame der Prinzessin, war allerdings nichts weniger als aufdringlich mit ihren Rathschlägen, dagegen gehörte sie auch nicht zu Denen, welche das beruhigende Gefühl einflößen, daß man sich bei ihnen, in was es auch immer sei, Raths erholen könne, oder daß man jemals eine Stütze an ihnen besitzen werde.

Man hatte sie der Prinzessin Margaretha zugewiesen, um sie nach dem Tode ihrer ersten Gebieterin anderweitig zu versorgen, denn der Hof glaubte buchstäblich nicht, ohne sie existiren zu können. Das Beste, was man von einem Menschen in Stellung sagen kann, galt von ihr: sie hatte eine Specialität und kam einem tiefgefühlten Bedürfniß entgegen. War sie doch der oft eintönigen, formellen und gelangweilten Hofgesellschaft eine unversiegbare Quelle von Heiterkeit.

Und eine so schöne Wirkung erzielte sie mit den einfachsten Mitteln von der Welt: sie stand nämlich im Rufe großer Einfalt und Naivetät. Diese unter normalen Ver=

hältnissen nicht gerade sehr bevorzugte Eigenschaft machte sie beliebter, als es oft die geistreichsten und witzigsten Köpfe sind, die mittels all' ihrer glänzenden Unterhaltungsgabe niemals ganz den Bodensatz eines leichten Bedenkens betreffs ihrer Gefährlichkeit beseitigen können.

Dies war eine Rücksicht, welche man Baronesse Stieda gegenüber getrost außer Augen setzen konnte, und der wenigst Begabte durfte sich ungestraft einen Scherz mit ihr erlauben, oder wenigstens den Versuch machen, auf ihre Kosten zu glänzen.

Sie merkte in der Regel erst viel zu spät, um was es sich handle, und blieb stets von einer gewissen würdevollen und unerschütterlichen Ruhe. An der Conversation betheiligte sie sich nur wenig. Meistens schwieg sie und überließ sich der geistigen Vorarbeit zu den bedeutenden und originellen Bemerkungen über Wetter und Stunde, die sie zuweilen etwas abrupt und unvermuthet unter die Reden der Uebrigen schleuderte.

Ihre Einsilbigkeit gab denn auch zu dem Gerüchte Veranlassung, die Mahlmühle ihres Geistes producire täglich höchstens zweihundert Worte und sie müsse daher sehr haushälterisch damit umgehen, um nicht schließlich eines Abends vollständig auf dem Trockenen zu sitzen. Ein Spaßvogel hatte einst einem fremden Attaché weiß gemacht, die Baronin sei eigentlich taubstumm, und die Scene soll sehr ergötzlich gewesen sein, in der er begann, sich mittels lautloser Lippenbewegungen und der Fingersprache mit ihr zu verständigen, während sie entsetzt auffuhr und mit dem Ausruf: „Ein Verrückter!“ die Flucht ergriff.

Diese Eigenschaft vermehrte auch die reiche Zahl ihrer Spitznamen mit dem der „Papagena“, und es verging fast kein Weihnachten, an dem nicht irgend eine malitiöse Hand ein neues Vorlegschloß unter ihre Geschenke zu schmuggeln gewußt hätte.

Sie fühlte nicht alle Pfeile, die auf sie abgeschossen wurden, noch woher sie geflogen kamen; aber geschah es, so war sie unerbittlich. Möglich, daß sie, wie Viele behaupteten, ihr Herz gegen die zarteren Regungen der Liebe gepanzert hatte, aber sie war eines Hasses fähig, der in seiner blinden Hartnäckigkeit an Fanatismus grenzte. Unter Denen, gegen welche dies starke Gefühl des Hasses im Busen Papagena's flammte, stand Graf Klamm, der Hofmarschall des Prinzen Paul, oben an. Sie erkannte in ihm nicht mit Unrecht den Urheber der meisten gegen sie gerichteten Verschwörungen, den Erfinder der kränkendsten Späße, den Verbreiter der boshaftesten Witzworte.

Längst hatte sie den Fehdehandschuh aufgenommen, den er ihr hingeworfen zu haben schien, und nun stand sie mit ihm auf einem Kriegsfuß, auf welchem es keinen Waffenstillstand gab und ein Friedensschluß unmöglich war.

Graf Klamm hatte im Aeußeren eine wahrhaft erschreckende Aehnlichkeit mit einer ägyptischen Mumie, der unter irgend einer Grabpyramide ein spärlicher Bartwuchs nachgeschossen, und die ihr Gesicht durch Anbringung eines silbernen Monocles im linken Auge zu modernisiren trachtet. Er war so trocken und schwächlich wie ein welkes Blatt, das ein Windstoß entführen kann, und seine runzeligen, leblosen Hände glichen ganz denen eines Skeletts.

Aber in dieser ungünstigen Hülle, der einen Anstrich von Distinction zu verleihen sich die vereinten Kräfte verschiedener Kunstgewerbe vergebens bemühten, wohnte ein rühriger, erfindungsreicher Geist. Graf Klamm machte die besten Witze bei Hofe, und wenn er gut aufgelegt war, bildete seine Unterhaltung eine ununterbrochene Reihe gut erzählter Anekdoten voll prickelnder Bosheit. Es war für Viele eine wahre Lust, ihm zuzuhören, wenn schon das Feuer, das er ausströmte, nur zu blenden, nicht zu erwärmen vermochte

Die Prinzessin Margaretha liebte den Grafen Klamm nicht, ohne sich über diese mehr unbewußte Abneigung Rechenschaft zu geben. Sie fand ihn spöttisch und herzlos, und diese Eigenschaften waren ihr unheimlich, so sehr sie im Uebrigen harmlosen Scherz und die Gelegenheit zu lachen aufsuchte.

Die sonstigen Begegnungen, die sie am Hofe hatte, kamen kaum über die Grenze des Cermoniellen hinaus und waren auch sonst nicht darnach angethan, sie gemüthlich zu fesseln.

Sie hatte ein Herz überfließend voll von Liebe mitgebracht und nun schien Niemand Notiz davon zu nehmen und gewillt, ihren Ueberfluß zu theilen. Die alte Herzensleere gähnte sie an, und wie an ihre alte, so knüpfte sie auch an ihre neue Heimath kein intimeres Gefühlsinteresse.

Und doch ja! Ein Interesse gab es, dessen Keime schon in der vaterländischen Residenz gelegt worden waren, und das unter der Ungunst der neuen Verhältnisse alsbald zu einer Blume von berauschendem Duft aufblühen sollte.

Unter der außerordentlichen Gesandtschaft, welche sich an den Hof der Prinzessin begeben, um ihre Ehe mit dem Prinzen Paul durch Procuration zu vollziehen, hatte sich als Ordonnanzoffizier des königlichen Generaladjutanten ein Graf Waldeck-Clarence befunden, der auf den ersten Blick wenig dazu geeignet erschien, bei Hofe eine Rolle zu spielen.

Graf „Xavier", wie die spöttischen Damen der Aristokratie seinen etwas bäuerischen Vornamen französirten, war weder, was man unter Männern einen „hübschen Kerl" nennt, noch besaß er das, was die Damen interessant finden. Sein Gesicht mit dem unreinen, sommersprossigen Teint hatte etwas Verschwommenes, das die hellgrauen Augen mit den buschigen schwarzen Brauen darüber nicht retten konnten. Manchmal freilich, wenn diese Augen träumerisch und verloren blickten, waren sie schön, und seine Stimme

hatte zu Zeiten jenen eigenthümlichen weichen Nachklang, welchen man so oft bei gemüthvollen Menschen findet.

Niemand hatte jemals von großen Leidenschaften gehört, die Graf Xavier erweckt hätte. Alles in seinem Aeußeren und in seinem Auftreten schien ihn naturgemäß dazu zu verurtheilen, übersehen zu werden. Und er trug dieses Geschick sichtlich mit Resignation. Niemals war an ihm das Bestreben wahrgenommen worden, sich bei irgend einer Gelegenheit in den Vordergrund zu drängen, und auch nicht der leiseste Zug von Streberthum und Eitelkeit lag in seinem Charakter.

Graf Xavier entstammte einer sehr alten und hochangesehenen Adelsfamilie, die sich im Laufe der Jahrhunderte um Land und Dynastie vielfach unbestrittene Verdienste erworben hatte. Aber sie war, wie der technische Ausdruck lautet, nach und nach „heruntergekommen“, und Xavier's Vater that vollends das Seine, diesen Ruin unwiderruflich zu machen. Er war einer von Denen, die man euphemistisch „zu gut“ nennt, die aber in Wahrheit zu schwach sind, den Anforderungen einer vernünftigen Lebensführung zu genügen. Ein Mann von ziemlich schlecht entwickelter Intelligenz, von im Grunde gutem Herzen, aber einem fast krankhaften Hang, sich aller Welt gefällig zu zeigen.

Diese Gefälligkeit ruinirte ihn. Wechsel folgte auf Wechsel, Hypothekschuld auf Hypothekschuld, und als der Graf die Augen zum ewigen Schlummer schloß, stand der Bankerott vor der Thüre.

Er war auch darin noch gefällig gewesen, daß er seiner Familie den schlechten Stand seiner Angelegenheiten bis zuletzt mit allen Künsten rücksichtsvoller Ausflüchte verheimlichte, und noch mitten in den Schmerzen seiner letzten Krankheit fand er das verbindliche Lächeln und den heiteren Ton, der ihn sein Leben lang hatte liebenswürdig erscheinen

lassen und der ganz zuletzt von Abschiedsahnungen gedämpft und verklärt sich wie eine leise Abbitte ausnahm.

Xavier hatte den Vater mit einer Art von Schwärmerei geliebt. Seinem jugendlichen Urtheil war er stets als das Ideal chevaleresker Tugenden erschienen. Sein Tod wurde zum ersten tiefeinschneidenden Schmerz seines Lebens; er bedeutete für ihn einen Bruch mit der Vergangenheit, der sein Dasein auch äußerlich in zwei Hälften theilte. Er fühlte es; aber lange blieb er, wie innerlich gelähmt, auf der Grenzscheide beider verharren. Er ritt nicht mehr aus, er ging nicht mehr auf die Jagd, er streichelte nicht mehr die langen Ohren seines Lieblingshundes, der melancholisch und verwundert zu ihm emporsah; er spielte nicht mehr Billard in dem alten Rittersaal des Schlosses mit seinen geflickten Fensterscheiben, seinen zersetzten Gobelintapeten und wackeligen Stühlen. Stunden lang saß er da und brütete in sich verloren. Das Nachts hörte ihn die Mutter manchmal so herzzerreißend schluchzen, daß sie verwundert den Kopf darob schüttelte.

Als der letzte Trauergottesdienst in der Schloßkapelle vorüber war und vollends all die schönen Güter des Verstorbenen, bis auf das alte, baufällige Stammschloß, auf welches die Wittwe ein unveräußerliches Residenzrecht hatte, den Händen gieriger Gläubiger ausgeantwortet waren, holte die Gräfin aus den wohlverwahrten Truhen ihrer Erinnerungen einen Stammbaum hervor, der irgend einmal als Ahnenprobe gedient hatte.

In dreihundert Jahren nicht eine Mesalliance, nicht eine! Das ist ein Wort! sagte sie bewundernd, indem sie die Rolle entfaltete und mit der schmalen Hand über das staubige Pergament hinstrich. Dein Vater war nahe daran, eine zu begehen, sehr nahe; aber Gott sei Dank, ich habe mich aufgeopfert und ihn noch in der letzten Stunde davor gerettet, in der allerletzten.

Graf Xavier schwieg. Es ging ihm wie eine dunkle Vorstellung durch die Seele, daß sein armer Vater vielleicht weniger verloren gegangen wäre, wenn sie ihn seinem Schicksal überlassen und nicht mit solcher Wucht gerettet hätte.

Du kannst in jeden Ritterorden eintreten und in jede Familie hineinheirathen, fuhr die Gräfin fort. In jede, absolut in jede, denn wir gehören zum hohen Adel. Namen, wie der deine, sind überall gesucht. Gehe an den Hof und erkämpfe dein Recht. Sie müssen etwas für dich thun, sie müssen!

Xavier widersprach nicht. Er dachte, während die Mutter sprach, an den einzigen Freund, den er außer seinem Vater Zeit seines Lebens besessen, den Sohn eines armen Lehrers, der in der Residenz im Priesterseminar seine Ausbildung erhielt und den er sich freute wiederzusehen. Wann soll ich reisen, Mama? frug er.

Die Zeit wurde festgesetzt. Gräfin Waldeck arbeitete Nächte lang an Empfehlungsbriefen. Sie excerpirte den ganzen Gothaer Almanach und schleppte alle Complimentirbücher herbei, die verstaubt in der Bibliothek lagen, um Jedem seinen gebührenden Titel zu geben, Keinem zu wenig und um Gotteswillen Keinem zu viel!

Als die Scheidestunde herannahte, übermannte sie der Schmerz der irdischen Dinge. Ihre ruhigen Augen füllten sich mit großen Thränen, und die weißen Hände zitterten, als sie sie segnend auf das Haupt des einzigen Sohnes, des letzten Stammhalters Derer von Waldeck-Clarence, legte.

Aber es war ein Taumel, der vorüberging. Wenige Minuten darauf war sie wieder ganz Spartanerin. Wenn du als Hofmarschall zurückkämst? sagte sie, das wäre schon ein Anfang!

VII.

So zog Graf Xavier von Waldeck=Clarence an den Hof, der etwas für ihn thun mußte. Aber ach! die arme Gräfin hatte auf ihrem stillen, abgelegenen Schloß entweder die richtige Vorstellung von der realen Welt verloren, oder diese Welt war unterdessen eine andere geworden als damals, da sie als Comtesse Wolkenstein den Hof und das Herz der Männer durch ihren kleinen Fuß, ihren schönen Wuchs und die berühmten Wolkensteinischen Familiendiamanten bezaubert hatte.

Xavier gab seine Empfehlungen ab. Die Einen empfingen ihn gar nicht, die Anderen behandelten ihn mit einer gewissen überraschten Zurückhaltung, und er fühlte, daß er ihnen ungelegen kam. Im besten Falle wurde er mit guten Rathschlägen und Einladungen zum thé dansant abgespeis't.

Die Welt ist egoistisch geworden, mon ami, sagte ihm eine alte Freundin seiner Mutter, die ihm nicht helfen konnte. Wer thut noch etwas für einen Anderen, wenn er keinen Vortheil dabei sieht? Jeder denkt nur an sich, und auch der Adel läuft dem Geld nach. Ein reicher Parvenü gilt mehr als ein herabgekommener Cavalier pur sang. Natürlich nicht in meinen Augen, aber bei sehr Vielen, selbst in der ersten Gesellschaft.

Es waren dies traurige Tage für Xavier von Waldeck. Er hatte sich in die Sache gestürzt in einer Stimmung der Reaction der Jugendkraft gegen melancholische Anwandlungen; nun brachen die kaum verharschten Wunden wieder neu blutend auf. Es überkam ihn ein unnennbares Heimweh nach dem Grabe seines Vaters, nach der halbzerfallenen, verödeten Burg seiner Ahnen. Er wurde weich wie ein Kind und hätte manchmal geweint, wenn er sich nicht vor sich selbst geschämt hätte.

Trotz alledem hatte er nicht den Muth, unverrichteter Sache zurückzukehren. Es war eine Art Scheu vor seiner Mutter, die ihn davon zurückhielt. Ihr war er eigentlich niemals gemüthlich so recht nahe gestanden, und, indem er scheinbar auf ihre ehrgeizigen Pläne einging, gehorchte er zugleich einem geheimen Antrieb, sich ihrer Sphäre zu entziehen und einem Conflict auszuweichen, der bei der tiefen Verschiedenheit ihrer Naturen fast unausbleiblich schien.

In dieser widerspruchsvollen Lage gelangte ein Brief an ihn, der in einem wohlthuend herzlichen Tone geschrieben war. Ein alter Freund seines Vaters, an den er zufällig keine Empfehlung abgegeben hatte, schrieb an ihn aus freien Stücken. Er sprach ihm in seinem Briefe von seinem verstorbenen Vater in jenem begeistert sentimentalen Ton, der die Männerfreundschaft der dreißiger Jahre charakterisirt, und lud ihn ein, zu ihm zu kommen.

Baron Feilsheim hatte die militärische Carrière eingeschlagen und war, von günstigen Umständen unterstützt, an der Jakobsleiter der Anciennetät bis zum General der Cavallerie, ja bis zum ersten Generaladjutanten des Königs emporgestiegen. Nun war er ein Greis von weißen Haaren und etwas gezwungen militärischer Haltung, nicht ganz frei auch von jenem Gemisch selbstbewußter Vornehmthuerei und grundsätzlicher Kühlheit, welches man den Hofton nennt. Aber er hatte nur sein Aeußeres überfirnissen können; sein Inneres war unversehrt geblieben, und besonders bewahrte er seinen Jugendbeziehungen die schöne Treue eines warmen Gemüthes. Die Zahl der seitdem entschwundenen Jahre ließ sie ihm nicht in blasserem, sondern eher in hellerem Lichte erscheinen, und Phantasie und Gemüthsbedürfniß ergänzten ihm nun noch, was einst in Wahrheit vielleicht nicht einmal so wolkenlos gewesen war.

Er entdeckte sofort in dem Jüngling das Ebenbild des

Vaters, mit dem er in Wahrheit nur geringe Aehnlichkeit hatte, und schloß ihn von dem ersten Augenblick an in sein Herz ein.

Sie suchen also Stellung? frug er ihn nach einem ausgezeichneten Diner, bei welchem er sich mit seinen eigenen Jugenderinnerungen und veuve Cliquot in die beste Laune versetzt hatte.

Ja, Excellenz! entgegnete Xavier mit einem leichten Seufzer.

Was können Sie leisten? Voyons! — Er maß ihn vom Fuß bis zum Kopf.

Reiten, Excellenz! sagte Xavier, und sein Auge erglänzte bei dem Gedanken, daß er seit Monaten kein Pferd mehr zwischen den Schenkeln gehabt habe.

Der General lächelte. Die Antwort mißfiel ihm nicht, obgleich sie, wie sich alsbald herausstellte, so ziemlich das Einzige namhaft machte, in dem Graf Xavier wirklich Ausgezeichnetes leisten konnte. Im Uebrigen hatte er in jedem Fache einige unsichere, allgemeine Kenntnisse, in keinem gründliche oder praktisch verwerthbare. Sein Schulsack war, wie man zu sagen pflegt, federleicht geblieben.

Baron Feilsheim überlegte. Einige Zeit lang beobachtete er den jungen Mann, und je näher er ihn kennen lernte, um so besser gefiel er ihm. Endlich brachte er ihn in der Cavallerie unter. Kurz darauf wurde er Lieutenant, und seine gute Führung, seine ruhige Pünklichkeit im Dienst, seine körperliche Gewandtheit und Frische bewiesen, daß der General keinen Unwürdigen unter seine Fittiche genommen hatte.

Bald bot sich eine neue Gelegenheit für den Grafen dar, in die Höhe zu steigen. Baron Feilsheim wurde zum Eheprocurator des Prinzen Paul ausersehen und wählte ihn zu seinem Ordonnanzoffizier.

Dies war die erste Sprosse der Leiter, die ihn aufwärts in die höfischen Regionen führte. Und merkwürdig genug: was Niemand erwartet hatte, das Unerhörte traf ein — Graf Waldeck gefiel bei Hofe! Die kurzen Wochen, die er in der Residenz der Prinzessin Margaretha zubrachte, genügten, ihn allgemein beliebt zu machen, ja die Kunde seiner Erfolge bis in die heimathlichen Kreise zu tragen. Es gab keine der höchsten Persönlichkeiten, denen er präsentirt wurde, die nicht Wohlgefallen an ihm gefunden hätte.

Selbst die Höflingsschaar ließ es neidlos geschehen, daß man ihn auszeichnete, und stellte sich ihm nicht ablehnend oder feindselig gegenüber. Stand er doch Niemand im Wege, suchte er doch Niemand zu verdrängen, oder selbst emporzukommen. So kam es auch, daß er keinen Feind hatte. Sein Wesen verbreitete eine Atmosphäre von Behagen um sich und erweckte Vertrauen in dem Mißtrauischsten.

Dabei war sein Benehmen durchaus einfach und natürlich. Er gab sich stets ganz, wie er war, und redete nur, wie er dachte. Dies war neu bei Hofe. Und seine Natürlichkeit war nicht etwa nur gespielt, noch drängte sie sich in den Vordergrund, sie war nicht die bäuerische Maske der Formlosigkeit, hinter der sich so oft die roheste Selbstsucht verbirgt, sie war echt' wie Gold und wahr wie Kindeswort. Graf Waldeck war kein Heuchler, kein verkappter Streber, kein falscher Biedermann, er war ein einfacher, treuherziger Mensch von Gemüth, der den Grund seines Wesens offen zur Schau tragen konnte und gefahrlos seinen ersten Anregungen nachgeben durfte, denn es waren die eines verschwenderisch guten Herzens und liebenswürdigen Naturells.

Dies war der Grund einer Wirkung, die nicht ausbleiben konnte. Graf Waldeck gehörte nicht zu Denen, die leicht verkannt werden, über die viel philosophirt wird und über welche sehr verschiedene Meinungen im Schwange gehen.

Der helle Tag der Güte und die finstere Nacht der Verworfenheit haben etwas Allverständliches, das unter normalen Verhältnissen keiner verfeinerten, vertieften Menschenkenntniß bedarf. Waldeck wirkte bei Hofe, wie wenn durch ein parfümirtes Zimmer würziger Waldesduft strömt, oder eine trillerverschnörkelte Kunstmusik auf einmal durch eine einfache Volksweise unterbrochen wird, die zum Herzen geht.

IX.

Dem allgemeinen Zauber, den Graf Xavier ausübte, vermochte sich auch Prinzessin Margarethe nicht zu entziehen. Vom ersten Augenblick an, da sie ihn gesehen, hatte sie unwillkürlich Sympathie für ihn empfunden, und alsbald war zwischen Beiden ein gewisses freundschaftliches Einverständniß hergestellt.

Graf Waldeck war der erste Mann, der der Prinzessin als Freund gegenübertrat, der, ohne jemals den ritterlichen Ton zu verletzen, welchen das feine Gefühl wie die Sitte gegen Damen vorschreibt, doch die Schranken vollständig und unbewußt zu übersehen schien, welche das Ceremoniell der Höfe zwischen den Menschen aufrichtet. Es überraschte sie, daß man so gegen sie sein könne; aber diese Ueberraschung war eine angenehme, fast freudige. Graf Waldeck sprach über Alles so leicht hin, sein Horizont war so wenig weit, seine Unterhaltung setzte so wenig voraus, daß es ein Genuß für die Prinzessin war, ungezwungen mit ihm zu plaudern, ja selbst in kleine Wortgefechte sich einzulassen, aus denen fast stets sie als Siegerin hervorging, so tapfer er sich dagegen wehrte. Denn er schien nicht zu wissen, daß Widerspruch eigentlich nicht hoffähig ist, wie denn seine ganze Artigkeit

sich überhaupt mehr wie ein herzliches Wohlwollen, als eine von der Etikette vorgeschriebene Pflicht anfühlte.

Sie ließ sich von ihm viel über die Verhältnisse des Landes erzählen, dessen Herrscherin dereinst zu werden sie berufen war, und manchmal nahm sogar das Bild, das sie sich von dem unbekannten Gatten in der jugendlichen Phantasie ausmalte, die Gestalt des Grafen Xavier an.

Die rauschenden Feste ihrer Vermählungsfeier hatten dann sein Bild in den Hintergrund gedrängt. Es ging unter in der Massenhaftigkeit der neuen Eindrücke, die auf sie einstürmten, in dem wirren Durcheinander von Persönlichkeiten, die in kurzem Zeitraum in ihren Gesichtskreis eingetreten waren.

Nach dem unheilbaren Bruch, den ihr Verhältniß zu dem Gatten schon in seinem Entstehen erlitten hatte, in der tiefen Vereinsamung und vollständigen Oede, der sie sich abermals gegenüber gestellt sah, tauchte es mit einem Male wieder auf. Sie gedachte der ungetrübt frohen Momente, die sie in Waldeck's Gesellschaft zugebracht hatte, und ein seltsam reges Verlangen, fast etwas wie Sehnsucht nach ihm befiel ihr verwais'tes Herz.

Lange suchten ihre Blicke ihn vergebens. Er war nicht im Theater, nicht in den Reunions der ersten Gesellschaft, nicht bei den Galadiners des Hofes. Einmal hatte sie den Grafen Klamm nach ihm gefragt, aber sie fühlte, wie sie dabei erröthete, und wagte es kein zweites Mal mehr. Klamm that übrigens, als ob er Waldeck aus dem Gesichtskreis verloren hätte, und bedauerte in etwas übertrieben officiellem Tone, keinen Aufschluß über ihn geben zu können.

Endlich führte der Zufall eine Begegnung herbei. Auf einer Anhöhe, nahe bei der Stadt, war eine doppelreihige Kastanienallee, welche die vornehme Welt zu ihrem Corso benutzte. In den Stunden nach dem Diner konnte man

dort Wagen an Wagen sehen, in so dichter Menge, daß Verkehrsstockungen nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Die Livrée des Prinzen Paul war niemals an diesem Orte gesehen worden, und auch die Prinzessin hatte, da ihr langsames Fahren verhaßt war, Anfangs wenig Lust geäußert, sich an diesem Vergnügen zu betheiligen, so sehr auch die Stieda eine leichte Bewegung nach Tisch als der Verdauung ungemein zuträglich gerühmt hatte. Plötzlich gab sie eines Tages dem Drängen ihrer Hofdame nach. Die Baronin glaubte einen Sieg erfochten zu haben, aber die Wahrheit war, daß die Prinzessin in Erfahrung gebracht hatte, daß der Corso auch stark von Cavallerieoffizieren besucht zu werden pflege.

Das Glück war ihr günstig; kaum war ihr Wagen in die Allee eingefahren, so bemerkte sie den Grafen Waldeck hoch zu Roß. Der junge Lieutenant ritt an diesem Tage ein prachtvolles arabisch-englisches Pferd des Generals, das noch wenig geschult war und sein überflüssiges Feuer in Capriolen aller Art verschwendete.

Als das edle Thier der Equipage der Prinzessin ansichtig wurde, scheute es, und es kostete einige Anstrengung, es bei Seite zu reißen, um ihm die übliche Frontstellung vor der Hofkarrosse zu geben. Graf Waldeck zog sich mit vollendeter Eleganz aus der Affaire und blieb Herr der Situation.

Die Prinzessin war Pferdekennerin und wußte im Allgemeinen equestrische Kunststücke zu würdigen. Aber sie sah nichts davon bei seiner ersten Begegnung. Als ihr Wagen sich dem Grafen von Waldeck näherte, kam es über sie wie ein jäher Schreck, und ihr Herz fing an laut und ungestüm zu pochen. Sie wurde ganz unwillig darüber, drückte die Augen vornehm zusammen, als wollte sie sehen, was es

da gebe, und grüßte nur mit einem leichten, steifen Nicken des Kopfes.

Ist er nicht etwas stärker geworden? wandte sie sich dann hastig an die Baronin. Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie sich nach Roß und Reiter hätte umwenden dürfen.

Das Gesicht der Baronin nahm einen etwas blöden Ausdruck an. Wen meinen königliche Hoheit? frug sie.

Margarethe erröthete. Den Grafen Waldeck, entgegnete sie mit leichter Verwirrung; kennen Sie ihn nicht?

Ist er Kammerjunker?

Ah, je ne sais pas! erwiderte die Prinzessin etwas wegwerfend und nicht ohne anzudeuten, wie gleichgültig ihr das sei.

Ich kenne nur Kammerjunker, erklärte Fräulein von Stieda, indem sie sich elegisch im Wagen zurücklehnte.

Damit endete das Gespräch; aber die Prinzessin besuchte seitdem den Corso täglich, und auch Graf Waldeck versäumte nicht, sich einzustellen.

Die Kastanienallee des Corso mündete in parkähnliche Anlagen, die im Sommer ein beliebter Vergnügungsort waren. Am Ende derselben thalabwärts stand ein Kloster der Karmeliterinnen. Aus den hohen grauen Mauern, welche Gemüsegarten und Kirchhof des Klosters umgaben, ragte nur der kleine Sattelthurm des alten Kirchleins empor, von dem zu gewissen Stunden des Tages Horageläute wie leises Wimmern tönte. Dicht an der Klostermauer vorbei führte ein heckenumzäunter Fußweg zu einem kleinen, niederen Hügel, auf dem unter Bäumen das verwitterte Denkmal einer Schlacht stand, die in unvordenklichen Zeiten in dieser Gegend geschlagen wurde. Man nannte den Ort: Zu den drei Blutbuchen. Von hier aus konnte man die Kreuze des Kirchhofs sehen, und die ganze Landschaft hatte dort etwas melancholisch Abgelegenes.

Und doch liebte die Prinzessin, weil er von Spaziergängern weniger besucht war, gerade diesen Theil der Anlage am meisten und nahm die Gewohnheit an, ihren Wagen am Ende des Parkes halten zu lassen, und von zwei Lakaien in respectvoller Entfernung gefolgt, an der Seite der Stieda bis „Zu den drei Blutbuchen“ und wieder zurück zu wandeln.

Auch Graf Waldeck fand sich daraufhin zu Fuße ein, und sie waren sich schon zu wiederholten Malen begegnet, ohne daß die Prinzessin ihn angesprochen hätte, so lebhaft sie sich auch im Stillen vorgenommen, es zu thun. Es bedurfte indessen einer kleinen Vorbereitung, die Sache nicht auffällig erscheinen zu lassen und weibliche List gab Margaretha einen Gedanken ein, dessen Ausführung nur größerer Ruhe bedurft hätte, um diesen Zweck vollständig zu erreichen.

Eines Tages, als sie seiner ansichtig geworden war, sprach sie eine Anzahl von Personen ihrer Bekanntschaft auf der Promenade an, ohne Waldeck aus den Augen zu verlieren. Er war stehen geblieben, als sie in seine Nähe kam, und hatte die Hand zu militärischem Gruß an die Mütze gelegt. Nun ging sie eilig auf ihn zu und redete ihn mit vornehm lauter Fistelstimme, gleich als wolle sie sich damit selbst Contenance geben, an: Wie geht es Ihnen, Graf Waldeck? Warum sieht man Sie nirgends? Haben Sie unsere ästhetischen Discussionen schon vergessen? Gehen Sie nicht in Gesellschaft? . . . Ich würde mich freuen Sie zu sehen.

Sie that all diese Fragen, als ob sie sie ablese, ohne auszusetzen, und, ehe er noch Zeit gehabt, etwas Anderes als einige unzusammenhängende Silben von sich zu geben, war sie wieder mit einer Schnelligkeit an ihm vorbeigesegelt, als sei jeder Augenblick in ihrem Leben unwiederbringlich kostbar.

Um dieselbe Zeit ließ Graf Waldeck sich in den Jungen Herren=Club aufnehmen und machte Besuche in der ersten Gesellschaft.

Prinzessin Margaretha unterhielt sich mit ihm, wo immer sich eine Gelegenheit dazu darbot, und bald war es ein Ballgespräch der vornehmen Welt, daß sie ihn bevorzuge. Dies hob Xavier auf einmal in Aller Augen ganz merkwürdig. Man glaubte der Prinzessin gefällig zu sein, indem man ihn einlud und zur Crême der Vergnügungen heranzog.

So wurde er bald aus einem unbedeutenden Lieutenant einer der ersten Löwen und Festarrangeure der Saison. Alle Welt umdrängte ihn, seine Ansicht zu hören und um seinen Rath zu bitten. Die ältesten Herren redeten ihn mit „Erlaucht" an und erinnerten sich plötzlich, sehr gut mit seinem Vater gestanden zu sein; die hochmüthigsten Grobiane unter den jüngeren traten aus ihrer üblichen Zurückhaltung, ließen sich ihm vorstellen und suchten auf irgend eine Weise seine Freundschaft. Die Damen lorgnettirten ihn verstohlen, um herauszubringen, „was die Prinzessin an ihm finde", und waren glücklich, wenn er mit ihnen sprach oder tanzte.

Die Sache hatte nur einen Nachtheil. Graf Xavier hatte bisher, so gut und schlecht es ging, von seiner Lieutenantsgage gelebt. Seine Bedürfnisse waren so gering und bescheiden, daß er selbst mit dem Wenigen, was er hatte, noch freigebig sein konnte. Damit hatte es nun ein Ende. Das Leben in der ersten Gesellschaft zeigte sich mit Ausgaben verbunden, denen schlechterdings nicht auszuweichen war. Wer mit beschränkten Mitteln unter reichen Leuten lebt, muß entweder zum Schmarotzer oder zum Schuldenmacher werden. Ein Drittes gibt es nicht. Bald verlor Waldeck den festen Boden unter den Füßen, und gleich als habe sie nur einer Anregung bedurft, fing die verschwen=

derische Ader die er vom Vater geerbt hatte, an, laut und lustig zu pulsiren.

Anfangs schickte die Mutter, was sie noch vollends zusammenraffen konnte. Wozu er es brauchte, frug sie nicht; es war ihr genug, zu wissen, daß er im günstigen Fahrwasser steuere; woher sie es nahm, schien seine Wißbegierde nicht zu reizen, obgleich es manchmal ans Räthselhafte grenzte.

Aber diese trüben Quellen flossen nach und nach immer spärlicher und versiegten endlich ganz; zum großen Schmerze der Mutter, zum kleinen Leidwesen des Sohnes. Er verlegte sich aufs Schuldenmachen. Wenn von irgend etwas, so gilt davon das Wort: il n'y a que le premier pas qui coute. Ein Graf Waldeck-Clarence, Erlaucht, wohlgelitten bei Hofe, vergöttert in der Gesellschaft, fand Gläubiger in Fülle. Mit der glücklichsten Sorglosigkeit nahm er, was ihm dargeboten wurde, den Blick vor der Zukunft verschließend. Ein Scheinglanz von Reichthum umgab ihn alsbald wie einst seinen Vater, und er lebte wie ein reicher Erbe, der berufen ist, wenn er die Freuden der Welt satt hat, ein Fideicommiß von unverwüstlichen Grundlagen anzutreten.

Nun kamen auch Talente bei ihm zum Vorschein, die bisher im Vorborgenen geschlummert. Niemand hatte ihm so z. B. Darstellungsgabe zugetraut. Und doch besaß er sie in nicht ganz gewöhnlichem Grade. Seine ersten Versuche machte er in den lebenden Bildern, womit der österreichische Botschafter seinen sonst herzlich langweiligen Routs eine neue Anziehungskraft zu geben sich bemühte.

Bekanntlich sind dergleichen Gesellschaftsspiele nicht gerade diejenigen Gelegenheiten, bei denen menschliche Erfindungsgabe ihre schönste Triumphe feiert. Statt zu zeigen, wie viel Geistesgegenwart, wie viel gute Gedanken, wie

viel poetisches Talent in einem Kreis von Menschen schlummert, liefern sie in der Regel nur den nachgerade etwas überflüssigen Beweis, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt.

Der österreichische Botschafter stand im Rufe eines gewiegten Diplomaten, aber die Noten an seine Regierung waren wohl besser componirt, als das Programm zu seinen lebenden Bildern. Man nahm die Stoffe dazu, wo man sie fand: aus der Geschichte, aus der Mythologie, aus der Kunst. Dazwischen einige Allegorien, die Niemand verstand, einige Räthsel, deren Sinn endlich nach längerem Kopfzerbrechen der Gesellschaft auf allgemeines Verlangen erklärt werden mußte.

Den Anfang machte eine Scene aus der Gebirgswelt. Graf Xavier figurirte als tirolischer Liebhaber, und die kurzen Kniehosen, der grüne Hut mit der Spielhahnfeder standen ihm so gut, daß ihm einer der Herren das etwas zweifelhafte Compliment machte, man habe ihn auf Ehre von einem echten Tiroler nicht unterscheiden können.

Der Gegenstand der Darstellung war ein belauschtes Liebespaar, zuerst im Entzücken über die willkommene Begegnung Hand in Hand, dann mit schnell veränderter Stellung entsetzt und verschämt über die Dazwischenkunft des ungelegenen Lauschers. Xavier wußte den verschiedenen Gesichtsausdruck sehr glücklich wiederzugeben. Die Prinzessin fand die Sache „sehr drollig“ und applaudirte.

Viel belacht wurde auch die Caricatur, in der Waldeck als „Heiliger Georg zu Pferde“ auf einem Riesenwiegengaul saß und mit einer Lanze einen Papierdrachen, wie ihn Knaben steigen lassen, durchstach, während im Hintergrund selig lächelnd die befreite Jungfrau ihr Lamm am blauen Bande hielt.

Am besten aber gefiel Xavier als Romeo. Er kniete vor der schlummernden Giulietta, die Hand krampfhaft auf

die Brustwunde gepreßt, in der man den Dolch stecken sah. Sein Haupt, von einem Wald entlehnter Locken umrahmt, war nach rückwärts gebeugt, und sein Gesicht mit dem halbgeöffneten Mund und dem brechenden Auge drückte einen Schmerz aus, den auch noch im Tode ein Gedanken von Liebe verklärt. Ein Ah! der Bewunderung entfuhr der Gesellschaft.

Unter den Zuschauern hatte sich auch Prinz Paul befunden, und er war bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal auf den jungen Waldeck aufmerksamer geworden, den man ihm zwar als Ordonnanzoffizier seines Eheprocurators seiner Zeit vorgestellt hatte, den er aber nicht weiter beachtete, bis eine dunkle Kunde von seinen Erfolgen in der Gesellschaft und bei seiner Gemahlin auch bis zu ihm gedrungen war.

Ich will ihn sehen! befahl er nun in so zornigem Ungestüm, daß die Züge des Hofmarschalls boshaft aufleuchteten und er sich mit ungewöhnlicher Bereitwilligkeit beeilte, dem Auftrag Sr. königlichen Hoheit nachzukommen.

Graf Waldeck hatte sich in die Garderobe der kleinen Bühne zurückgezogen, und es verging einige Zeit, bis er dem Hofmarschall folgen konnte.

Als sie endlich vor dem Prinzen standen, schien dieser seinen Auftrag und die Welt um sich her vergessen zu haben. Er lehnte mit verschränkten Armen an einer Säule des Saales und starrte unverwandt auf den Boden, als suche er dort die Lösung eines Problems, das seinen Geist beschäftigte.

Erst als Graf Klamm ihn ansprach, blickte er verstört auf und fixierte die Gestalt des Berufenen. Wer? frug er leise.

Graf Waldeck! erinnerte der Hofmarschall.

Graf Waldeck, ganz recht, wiederholte der Prinz, wie wenn er nach kurzer Geistesabwesenheit wieder zu sich gekommen wäre. Dann ließ er seine Blicke lange auf dem Ankömmling verweilen, und es trat eine Pause ein, die selbst dem Hofmarschall so peinlich wurde, daß er den Prinzen durch ein lautes Räuspern an die Flucht der Zeit zu erinnern suchte.

Sie sahen sehr gut aus als Romeo, sagte endlich der Prinz zu Waldeck, von dem er noch immer kein Auge verwandte.

Waldeck verneigte sich.

Man sagt, Sie hätten sehr viel Glück bei Damen, fügte dann der Prinz schnell und wie einer plötzlichen Eingebung seines Gedächtnisses gehorchend hinzu.

Waldeck inscenirte jene unbeschreibliche Bewegung mit Nacken und Achseln, womit wir bescheiden ein halbes Compliment ablehnen, oder leise verletzt, eine ganze Anklage von uns abwälzen.

Sehr viel Glück! betonte der Prinz.

Graf Klamm glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, in welchem er sich ins Gespräch mischen müsse, um ihm eine weniger kitzliche Wendung zu geben, und stotterte etwas, wie: „Ja, sehr begreiflich“, „ungemein schmeichelhaft“, „sehr wahr“, dazwischen.

Der Prinz erhob den Kopf und sah vornehm verweisend auf seinen Hofmarschall herab. Gehen Sie zu der Prinzessin! befahl er und, als sei es ihm nur darum zu thun gewesen, einen ungelegenen Lauscher los zu werden veränderte er, nachdem der Hofmarschall sich zögernd zurückgezogen hatte, seine gezwungene Stellung und sagte in gedämpftem Tone zu Waldeck:

Haben Sie in diesem Glück die Erfahrungen gesammelt die es Ihnen möglich machen, den Schmerz und die Ruhe des Todes so schön wiederzugeben?

Graf Waldeck horchte verwundert auf; er verstand nicht, was der Prinz meinte, und wurde auch alsbald von diesem selbst der Mühe einer Antwort überhoben.

Der Vortrag eines Musikstückes hatte begonnen; der Prinz hatte sich wie elektrisirt mit einem befehlerischen: „Tanzen Sie! Tanzen Sie!“ rasch von Waldeck abgewandt und ihn in einer um so größeren Verwirrung zurückgelassen, als die Tacte, die so eben angeschlagen wurden, nicht die Introduction zu einem Tanze waren, noch ein solcher überhaupt für den Abend in Aussicht genommen war.

Die Prinzessin schien aus der Ferne diese Scene beobachtet zu haben; ihre Blicke begegneten sich; aber in ihrem Gesichtsausdruck lag an jenem Abend keine Einladung für Waldeck, sich ihr zu nähern, und er zog sich frühe verstimmt zurück.

Auch Margaretha hatte übrigens die lebenden Bilder mit dem regsten Interesse betrachtet, und ihre Augen waren stets in erster Linie auf Waldeck wie auf den natürlichen Mittelpunkt des Ganzen gefallen.

Damals entdeckte sie zuerst äußere Vorzüge an ihm. Er war schlank gebaut und hatte eine angeborne Vornehmheit der Haltung. Selbst sein Gesicht mit dem unreinen, fahlen Teint konnte einen Ausdruck annehmen, der sich tief in die Seele einprägte.

In der Nacht nach der Soirée beim österreichischen Botschafter träumte Margaretha von diesem Gesicht und von dieser Haltung, und auch am folgenden Tage stand manchmal plötzlich Waldeck's Bild vor ihrer Seele und ließ sich nicht mehr verscheuchen.

X

Die lebenden Bilder der österreichischen Botschaft und der durchschlagende Erfolg, der damit erzielt worden war,

raubten der Marchesa Cavallotti den Schlummer. Sie war die reichste Wittwe der Residenz, und ihre Feste hatten stets etwas Außergewöhnliches, Prunkvolles, obwohl sie nicht eigentlich zu der ersten Gesellschaft gehörte, welche sie den Ehrgeiz hatte um sich zu versammeln.

Man war nicht ganz sicher über die Reinheit ihrer Abstammung, die ein ausländischer Name deckte, und selbst ihr Ruf war nicht von jener Makellosigkeit, deren Schein wenigstens zu bewahren die vornehme Welt verlangt. Die Chronique scandaleuse der Gesandtschaften wußte von geschiedenen Männern, Selbstmorden zu ihren Gunsten, Duellen zu ihrem Nachtheil und Liebhabern zu ihren Füßen manch Interessantes zu erzählen. Aber all dies war ebenso wenig nachweisbar, wie der Stammbaum der Marchesa, und ihre Schönheit und ihr Reichthum waren für die Meisten Grund genug, es damit nicht allzu streng zu nehmen.

Sie hatte sich entschlossen, bei sich Theater spielen zu lassen, und die ganze Stadt war voll von der Pracht der Kostüme und der Schönheit der Coulissen, welche Künstler ersten Ranges für sie angefertigt hatten.

Prinzessin Margaretha war eigens geladen worden, und es erhob sich alsbald ein Streit am Hofe, ob sie hingehen könne oder nicht. Der Hofmarschall fand, es sei ganz unmöglich, denn er wußte, daß Graf Waldeck eine Rolle an dem Liebhabertheater übernommen hatte, und sah schon im Geiste, wie die Prinzessin vor Aerger über diese Unmöglichkeit ihre Handschuhe zerriß. Die Hofdame begriff nicht, warum man diese Einladung nicht annehmen sollte, denn sie gedachte der ausgezeichneten Soupers, welche bei Frau von Cavallotti geboten zu werden pflegten.

Prinz Paul hörte die Debatten über diesen Punkt mit an, ohne sich daran zu betheiligen; doch schien er der Entscheidung seiner Gemahlin mit einiger Spannung entgegen-

zusehen. Die Prinzessin sagte gar nichts; sie handelte. Ruhig hörte sie die Ansichten der Anderen an, aber ebenso ruhig las sie den eleganten Theaterzettel auf Velin mit den vergoldeten Vignetten wohl ein Dutzend Mal und wußte endlich die Namen aller Mitwirkenden auswendig.

Als der Abend des Festes herannahte, befahl sie den Wagen so einfach und unbewegt, als ob es sich ganz von selbst verstünde.

Wohin befehlen Eure königliche Hoheit? frug Graf Klamm.

Zu Frau von Cavallotti, entgegnete die Prinzessin mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit.

Der Hofmarschall rührte sich nicht von der Stelle. Die Prinzessin wurde roth vor Entrüstung und schaute ihm fest in die Augen.

Fürchten Eure königliche Hoheit nicht . . . begann er. Dann stockte er.

Was? frug Margaretha schroff.

Frau von Cavallotti ist pas tout à fait reçue, sagte er im Tone rücksichtsvollster Einwendung.

Die Prinzessin richtete den Kopf etwas in die Höhe und blinzelte mit den Augen. Wenn Ihnen die Gesellschaft der Marchesa nicht convenirt, lieber Graf Klamm, bleiben Sie doch weg. Damit wandte sie sich ab.

Graf Klamm wurde — wenn es erlaubt ist, so unpoetische Vergleiche anzuwenden — gelb wie Käse und lispelte zu der Stieda: Sie werden sehen, unsere Gnädigste compromittirt sich noch einmal ganz colossal.

Wie so? frug die Stieda, die durchaus nicht begriff, wie man sich compromittiren könne, indem man zu einem guten Souper fahre.

Als die Prinzessin aus ihrem Boudoir zurückkam, näherte sich ihr Graf Klamm in der unterwürfigen Stellung eines

Verbrechers, der um Gnade fleht, und betheuerte, daß er es nun doppelt für seine Pflicht halte, Ihre königliche Hoheit ins Palais Cavallotti zu begleiten.

Gehen Sie denn nicht mit dem Prinzen?

Mein gnädiger Herr lassen Eurer königlichen Hoheit bestes Vergnügen wünschen und bedauern, verhindert zu sein, sich anzuschließen . . .

Die Prinzessin schien unschlüssig.

Seine königliche Hoheit haben sich bereits in höchstihre Gemächer zurückgezogen, ergänzte Klamm.

Sie hatte nicht den Muth, die Begleitung des Hofmarschalls rundweg abzulehnen, doch fand sie Gelegenheit, ihm einen kleinen Stich zu versetzen.

Wir haben keinen Platz für Sie im Wagen, sagte sie leichthin. Sie müssen nachfahren. Kommen Sie, liebe Stieda.

Mit diesen Worten ergriff sie den Arm der Baronesse und ließ den Hofmarschall stehen, als sei er ein Theil der Luft, die sie umgab.

XI.

Es waren schon zwei Stücke abgespielt, als die höchsten Herrschaften im Palais Cavallotti anlangten. Die Marchesa, welche bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, die Prinzessin bei sich zu sehen, strahlte Triumph, als ihr Wagen gemeldet wurde.

Unter den Versammelten entstand eine allgemeine Aufregung; die Marchesa war der Prinzessin bis an den Eingang des Saales entgegengegangen und hatte sie an das für sie, wie Einige fanden, „geschmackloser Weise“ in der Mitte des Vordergrundes bereit gehaltene Sammetfauteuil mit vergoldeter Lehne geleitet.

Wir sind etwas en retard, sagte die Prinzessin, als sie sich unter Verbeugungen nach allen Seiten hin endlich niedergelassen hatte, zu der Marchesa, die sich etwas in den Hintergrund von ihr postirte.

In der That, bestätigte Frau von Cavallotti mit ausländischem Accent, es sind schon zwei Stücke gespielt worden, und ich muß fürchten, daß sie besser sind als das letzte.

Ach wie sehr ich das bedaure: rief die kleine, lügnerische Prinzessin, welche sehr gut wußte, daß Graf Waldeck nur in dem dritten und letzten Stück mitwirke.

Die Ouvertüre begann, der Vorhang rauschte empor, und die Augen der Prinzessin leuchteten freudiger, als sie Waldeck sah. Bei jedem Witze der kleinen Posse schlug sie eine helle Lache auf, in welche die Gesellschaft halb erstaunt, halb beifällig einstimmte.

Als der Vorhang gefallen war, bemächtigte sich Margaretha's eine gewisse Unruhe. Sie applaudirte eigenhändig, sah etwas ungeduldig im Saale umher und antwortete zerstreut auf die allzu eifrigen Fragen der Marchesa. Aber doch ließ sie nicht ab von ihr, aus Besorgniß, der Hofmarschall möchte eine Pause benutzen, ihr, wie sie sich der Stieda gegenüber manchmal äußerte, eine Gallerie langweiliger Gesichter vorzustellen.

Endlich kam Der, den ihre leuchtenden Augen gesucht hatten. Sie brach einen Satz der Marchesa fast in der Mitte ab und ging mit einer Hast, als fürchte sie von ihm übersehen zu werden, auf Waldeck zu. Sie haben herzlich schlecht gespielt! rief sie ihm lachend entgegen, indem sie ihm freundschaftlich die Hand zum Kusse darbot.

Er wandte in komischer Beschämung den Kopf zur Seite und sagte im Tone gutmüthiger Aufrichtigkeit: Daran sind Eure königliche Hoheit schuld!

Ich? lachte die Prinzessin. O das ist eine schlechte Ausrede.

Graf Waldeck protestirte mittels einer Geberde, aber er ließ es dunkel, ob er behaupten wollte, er habe durch die Anwesenheit Ihrer königlichen Hoheit die Fassung verloren, oder sie habe ihn aus Gründen, die nichts mit hoher Stellung zu thun haben, zerstreut gemacht. Es entstand eine Pause, und es bedurfte einen Moment der Selbstüberwindung, bis die Prinzessin eine neue Ansprache fand.

Ihre Rolle war doch so leicht, warf sie endlich hin.

Leicht?! O ich bitte! ... Im Gegentheil ganz entsetzlich schwer. Königliche Hoheit wissen nicht, wie hart es mir ankommt, mich zu verstellen.

Müssen Sie sich denn verstelleu, wenn Sie einen Liebhaber spielen? frug die Prinzessin und schaute ihn von der Seite an.

Ja freilich, betheuerte Waldeck, indem er die Hand auf das Herz legte, wenn ich ihn spielen muß.

Haben Sie keine Braut? — Margaretha hatte diese Frage naiv und scherzend an ihn gerichtet; als sie aber sah, wie er darüber erröthete, kam eine holde Verwirrung auch über sie, und sie senkte die glänzenden Wimpern über das schöne, rehbraune Auge nieder.

Glücklicherweise trat nun der Hofmarschall, der das Gespräch mit Mißfallen sich verlängern sah, herzu und flüsterte der Prinzessin irgend einen hochadeligen Namen ins Ohr, der um die Gnade bitte, ihr vorgestellt zu werden.

Margaretha wandte sich hastig von Waldeck ab und verabschiedete ihn mit einer unsicheren Handbewegung. Sie war sehr zerstreut und befangen während der nun folgenden Vorstellung und verlangte bald nach ihrem Wagen zum großen Seelenschmerze der Stieda, welche bei dem Gedanken an das nun beginnende Souper tief aufseufzte.

XII.

Die Gelegenheiten, bei denen die Prinzessin Margaretha und Graf Waldeck sich sahen, wurden immer häufiger. Zwar war die Frage, ob Waldeck an den Hof des Prinzen Paul kommen solle, Dank dem geheimen Widerstand Klamm's noch in Schwebe; aber es gab Hofdiners, Bälle, Routs, Theater ꝛc. genug, die ein wenn auch oft nur flüchtiges Zusammentreffen ermöglichten.

Die Unterhaltung Beider hatte nach und nach unwillkürlich einen intimeren Ton angeschlagen; sie hielten sich nicht mehr auf der Oberfläche der Beziehungen und es gab Momente, in denen durch den hellen Klang einer scheinbaren Heiterkeit ein tieferer Brustton hindurchdrang.

Margaretha blickte Waldeck auf den Grund der Seele, den er so wenig verbarg, daß er sich auch dem unerfahrenen Kindesauge zugänglich gezeigt hätte. Er war ein Gemüthsmensch in des Wortes vollster und weitester Bedeutung. Das Gemüth überwog bei ihm alle übrigen Eigenschaften; es bestimmte seine Handlungen und gab seinen Gedanken ihre Richtung. Er schien über nichts sehr entschiedene Ansichten zu haben, aber manchmal entpuppte sich eine gewisse Romantik als der Grundzug aller seiner Anschauungen.

Er hielt nicht viel auf seinen Adel, und es hatte nicht den Anschein, als ob er sich daraus entspringender Vorrechte gegen irgend Wen bewußt wäre. Aber der Gedanke an seine glorreiche Ahnenreihe erfüllte ihn doch mit einer gewissen mystischen, fast möchte man sagen anbetungsvollen Bewunderung, und oft kam er in Gesellschaft der Prinzessin auf die schöne Wappendevise zurück, welche die von Waldeck bei Gelegenheit ihrer Verbindung mit dem im Mannesstamme ausgestorbenen normännischen Hause Clarence in grauer Vorzeit angenommen hatten und die seitdem in so

vielen prunkvollen Turnieren von blinkenden Schilden gestrahlt: haut de naissance, de vaillance et d'amour.

Er schwärmte für das Ritterthum, und Heldengesänge und Minnelieder bildeten von Jugend auf seine Lieblingslectüre.

Die altdeutschen Zeiten waren viel schöner als die jetzigen, äußerte er einmal gegen die Prinzessin.

Ja, entgegnete sie, wir hatten mehr Macht.

Man hatte mehr Idealität, ergänzte Waldeck. Man ging in der Sache auf, die man zu der seinen gemacht hatte; man lebte und starb für sie ohne persönliche und egoistische Rücksichten. Der Ruf der Herolde in den Turnieren: „Edle Ritter, schöne Augen sehen auf Eure Thaten!" begeisterte die Tapfersten, und keine Aussicht dünkte ihnen höher, als von der Königin der Schönheit und Liebe den Kranz des Sieges zu empfangen. Auch die Liebe war selbstloser und opferbereiter damals. Der Ritter verlangte nichts von der Dame seines Herzens, als eine Schärpe in ihren Farben, einen Blick ihres Auges, einen Händedruck, und damit zog er durch die Welt und vertheidigte ihren Ruhm mit seinem Blute.

Für Jemand einstehen kann man auch heute noch, wenn man nur so bescheidenen Lohn verlangt, sagte die Prinzessin mit eigenthümlichem Nachdruck.

Sie verstummten dann Beide, aber als sie auseinander gingen, war es Waldeck, als habe sie ihm die Hand mit mehr Wärme als sonst gedrückt, und ein Gedanke von Glück ging durch seine Seele.

Auffallend war — und sie erschraken fast darüber, als sie sie zuerst gewahrten — die merkwürdige Gleichheit ihrer Naturen. Ihre Ansichten, ihre Liebhabereien, ja in gewisser Beziehung selbst ihre Temperamente, Alles stimmte zusammen, oder gab wenigstens den harmonischen Accord

gegenseitiger Ergänzung. Oft kam es vor, daß Waldeck einen Gedanken aussprach, der ihr auf den Lippen geschwebt hatte, und die gleichen Vorkommnisse erregten ihre Rührung oder Heiterkeit.

Zuweilen wollte es sogar scheinen, als ob sie sich selbst äußerlich glichen. Die Gestalt Margaretha's war seit ihrem Einzug voller und reifer geworden und hatte das mädchenhaft Eckige abgestreift. Sie war noch immer keine Schönheit, aber es gab Augenblicke, in denen man sie mit Wohlgefallen betrachtete. Ihre vollen Lippen, ihre schönen Zähne, ihre rehbraunen Augen gaben ihr eine gewisse heitere Frische, und die Huldigungen, die der Prinzessin dargebracht wurden, konnten ebenso gut an das Weib gerichtet erscheinen.

XIII.

Monate lang vorher war von einem glänzenden Ballfest gesprochen worden, welches das neuvermählte kronprinzliche Paar der ersten Gesellschaft zu geben beabsichtige. Aber es war bisher von Woche zu Woche verschoben worden und schien einer der Punkte zu sein, gegen welche der Widerstand des Prinzen Paul sich richtete.

Er ist entschieden zu alt für die junge Frau! sagte man damals im Aerger über das Vergnügen, das man sich entkommen sah. Margaretha selbst schien etwas dieser Ansicht zu sein; ihr Benehmen gegen den Gemahl war wenigstens nach den oben berührten Scenen noch frostiger und zurückhaltender geworden, als es ohnedies schon gewesen, und die Meisten glaubten nun diesen Umstand auf ein bloßes Schmollen über das versagte Vergnügen, im eigenen Hause tanzen zu lassen, zurückführen zu dürfen.

Unaufhörlich war das Hin- und Hergerede über den Gegenstand in der Gesellschaft wie unter den Oberhofchargen,

bis endlich der König selbst es für passend erklärte, daß das junge Paar die Gastfreundschaft erwidere, welche es zur Zeit des letzten Carnevals in der Gesellschaft genossen.

Diese Meinungsäußerung Sr. Majestät wirkte wie ein Zauberwort und brachte ein merkwürdiges Leben in die öden Räume des Palais Paul. Tapezierer, Decorateure, Gärtner, hundert fleißige Hände regten sich, den alten Mauern ein festliches Gewand zu geben.

Der Hofmarschall des Prinzen hatte sich auf ausdrücklichen Wunsch der Prinzessin dazu bequemen müssen, den Grafen von Waldeck zu Rathe zu ziehen, und diesem war eine Reihe von Vorbereitungen und Anordnungen übertragen worden, in denen er nachgerade anfing, eine Autorität zu werden.

Es war, als habe Waldeck für das Fest im Palais Paul seine besten und glücklichsten Ideen aufgespart und es im vollen Sinne des Wortes darauf abgesehen, sich hier selbst zu übertreffen. Er führte die Polonaise in den künstlich labyrinthischsten Windungen durch den prachtvoll decorirten Ballsaal, er hatte ein Füllhorn neuer Cotillontouren in petto von der reizendsten, überraschendsten Wirkung und als endlich auf dem vergoldeten Frühlingswagen der Flora die Bouquets für die Wahltouren der Damen angefahren kamen und man die Orden, womit schöne Hände die eifrigsten Tänzer belohnen sollten, in Form reizender Schmetterlinge auf dieser Bouquets sitzen sah, ließ sich die entzückte Gesellschaft zu einem für solche Gelegenheiten ganz ungewöhnlichen Beifallsklatschen hinreißen.

Graf Xavier war an diesem Abend lebhafter als gewöhnlich, und es gab Damen, die ihn geistreich fanden. Fast stets umgeben von einer Schaar Lakaien, denen er Befehle gab, oder die sie von ihm erbaten, wußte er, wie man zu

sagen pflegt, nicht, wo ihm der Kopf stand. Er war sehr erhitzt, aber seine leuchtenden Augen, seine lebhaften Geberden schienen anzudeuten, daß er in seinem Elemente war und sich gut amüsirte.

Selbst der Prinz schien sich an diesem Abend nicht ganz von der allgemeinen Lustbarkeit ausschließen zu wollen. Er war zwar erst ziemlich spät erschienen, aber er tanzte, was man ihn während des ganzen Carnevals noch nicht hatte thun sehen, eine Française mit der spanischen Gesandtin, allerdings in einer seltsam hüpfenden Weise, welche die Einen auf den Umstand zurückführten, daß er ganz außer Uebung gekommen sei, während die Anderen darin die Absicht einer Verhöhnung des Tanzvergnügens erblicken zu können glaubten. Indessen nahm er es nicht ungnädig auf, als eine junge Comtesse, die es „zu komisch“ fand, darüber lachte, und ließ sich auch nicht durch das allgemeine Aufsehen, das seine Art zu tanzen erregte, aus der Fassung bringen.

Zur Conversation und zum Cerclemachen schien der Prinz an jenem Abend zu zerstreut zu sein. Man sah ihn des öfteren hinter den Cotillonstühlen hinschleichen, als ob er etwas suche, und dieses Etwas schien stets Graf Klamm zu sein, mit dem er zu wiederholten Malen eine eifrige Unterhaltung in leisem Tone führte.

Die Prinzessin hatte Graf Waldeck den ganzen Abend über noch nicht zum Tanze befohlen, und nur manchmal, wenn sie am Arme eines Anderen an ihm vorüberflog, warf sie ihm einen freundlichen Blick, oder ein vages Lächeln zu, oder betheiligte sich wohl auch mit einem: „Charmant“ an den Beifallsbezeugungen, die seine „Ideen“ hervorriefen.

Die allgemeine Anerkennung, deren Gegenstand er war, that ihr wohl, da sie mit ihren eigenen Gefühlen übereinstimmte. Indessen war sie offenbar, wie Hofleute sich aus-

drückten, „heute schlecht disponirt“. Sie machte die Honneurs des Balles mit einer gewissen Müdigkeit, durch ihre Heiterkeit stahl sich ein falscher Ton, und ihr Lachen hallte so überlaut und gezwungen, als wolle es ein leises, inneres Weinen übertönen.

Indessen machte sie länger Cercle, als es sonst ihre Gewohnheit war, und tanzte mit resignirter Ausdauer alle Touren durch mit Herren, die auszuzeichnen ihr die Etikette vorschrieb.

Endlich hatte sie sich erschöpft auf einen Stuhl niedergelassen und erklärte nun den Cavalieren, welche sie während der Herrenwahltour mit Bouquets bestürmten, daß sie zu müde sei, noch zu tanzen.

Unter diesen befand sich auch Graf Waldeck. Das Bouquet, das er ihr überreichte, war von denen der übrigen Herren verschieden. Es bestand ganz aus Reseden und Pensées, von denen sie ihm einst gesagt hatte, daß es ihre Lieblingsblumen seien. Sie warf einen flüchtigen Blick darauf und versenkte ihr glühendes Gesicht in das duftige Grün.

Ich vergaß ganz, Ihnen einen Orden zu geben, Graf Waldeck, warf sie dann leicht hin, obwohl Sie einen verdient haben. Und nun ... ich habe bereits alle vertheilt! ... O weh! — Sie wandte sich an die Cavaliere, die sie ehrfurchtsvoll umstanden. Wollen Sie mir einen Orden besorgen, meine Herren?

Die Herren verneigten sich und stoben nach allen Seiten hin auseinander, um ihren Wunsch zu erfüllen. Es trat eine Leere um Margaretha und Xavier ein. Sie waren unbeachtet.

Ah, hier habe ich ja noch einen Orden! rief da plötzlich die Prinzessin, indem sie von ihrer Brust eine weiße Schleife

nahm, auf der ein Schmetterling angebracht war. Sie hielt die Schleife einen Augenblick lang von sich und berührte den Schmetterling mit zartem Finger.

Wie hübsch! rief sie mit kindlichem Entzücken. Seine Flügel sind von Sammet!

Es ist ja ein Todtenkopf! scherzte Waldeck.

Quelle idée! lachte die Prinzessin. Ein Nachtfalter. Und das sind wir ja heute Alle.

Und diese Schleife wollen mir Eure königliche Hoheit geben, gerade diese?

Sie ließ die Bänder in der Luft flattern und sagte: Als Lohn des Fleißes!

Es ist ja eine Sargschleife! protestirte Graf Waldeck, indem er einen Schritt zurückwich.

Fi donc! Was fällt Ihnen ein!

Ich bin abergläubisch; ich nehme sie nicht!

Sie trat näher an ihn heran. Wenn es nun aber eine Schärpe wäre? frug sie leis und innig.

Eine Schärpe?

Eine Schärpe, wie die Damen der alten Zeit sie ihren Rittern gaben, damit sie für sie fechten sollten. — Sie wendete das seidene Band um, und es war darauf wie von unbeholfener, ungeübter Kinderhand etwas Hieroglyphenartiges gestickt. Sehen sie nicht, es sind die Anfangsbuchstaben Ihrer Devise: haut de naissance, de vaillance et d'amour. Ich habe sie selbst gestickt, fügte sie hinzu, mit strahlenden Augen das Werk ihrer Hände betrachtend.

Königliche Hoheit! Er schlug den Blick zu Boden, das Roth auf seinen Wangen wurde dunkler, und er ließ es nun widerstandslos geschehen, daß sie ihm die weiße Atlasschleife mit dem Nachtfalter darauf höchsteigenhändig auf die Brust heftete. Ich schlage Sie zu meinem Ritter! sagte sie dabei fast feierlich.

Und ich bin bereit, für Eure königliche Hoheit jeden Fehdehandschuh aufzunehmen.

Scherzen Sie nicht! verwies sie in ernstem Tone. Es könnten Zeiten kommen, wo ich Sie beim Wort nehmen muß.

Kämen sie doch! rief er mit Begeisterung, indem er die Augen, die sie so sehr liebte, treuherzig wieder aufschlug.

Sie sind näher, als Sie meinen! seufzte Margaretha. Graf Waldeck, fügte sie dann mit tieferem, leiserem Klang der Stimme hinzu, ich habe mit Ihnen zu reden, noch diesen Abend. Kommen Sie in den Wintergarten, aber so, daß Niemand uns bemerkt!

Als die Herren von vorhin mit Ballorden von den verschiedensten Formen und Farben zurückkamen, war die Prinzessin nicht mehr an ihrem früheren Platz. Nur die Stieda stand noch hinter ihrem Stuhle und schien die Ankommenden zu erwarten. Die Baronin war an jenem Abend als Rococoschäferin maskirt und sah mit ihrem ausgestopften Lämmchen unter dem Arm, ihrem Hirtenstab mit den rosa Mäschchen und den Schönheitspflästerchen in dem ovalen Gesicht mit der plumpen Stumpfnase ganz unübertrefflich komisch aus. Sie liebte Bälle nicht sehr und verwandte ihre ganze Diplomatie an solchen Abenden darauf, ein Gähnen zu unterdrücken oder geschickt zu verbergen. Graf Klamm, dem diese Bemühungen nicht entgingen, behauptete, die Baronin öffne manchmal den Mund, um etwas Bedeutendes zu sagen, vergesse aber dann plötzlich dieses bedeutende Etwas, und zugleich, den Mund wiederum zu schließen.

XV.

Die Prinzessin war nicht an das Büffet gegangen. Sie war die Treppen emporgestiegen, die hinter einer Anzahl blätterreicher Orangenbäume zu dem prinzlichen Wintergarten

führten. Oben angekommen, warf sie noch einen raschen Blick auf den Saal zurück; ein Nicken des Kopfes, ein Wink mit dem Fächer, dann hob sie die schwere Plüschportière auf und verschwand dahinter.

Graf Waldeck blickte ihr nach, und es befiel ihn wie ein Schwindel. Kühne Hoffnungen, überschwellende Thatkraft, süße und widersprechende Gefühle wogten durch seine Brust und raubten ihm jede Besinnung, jede Vorstellung von dem, was bevorstehen könne.

Wie von magnetischen Gewalten angezogen, folgte er der Prinzessin, wand sich durch die tanzenden Paare hindurch, dicht an dem Hofmarschall des Prinzen vorüber, der ihn durch ein schnarrendes: „Pardon!“ an seine Existenz erinnerte, erstieg mit großen Schritten die Treppe, und bald fiel auch hinter ihm der schwere Vorhang, der das Portal zum Wintergarten verdeckte.

Im Innern desselben herrschte ein mystisches Halbdunkel, und tiefe Baumschatten fielen auf die schmalen Wege. Hinter den Tannen und Föhren im Hintergrund hingen chinesische Lampions wie aufgehende Vollmonde, und auf dem künstlichen Grase lagen farbige Lämpchen wie leuchtende Johanniswürmchen zerstreut. Unter den breiten, zackigen Blättern der Fächerpalmen standen wie brennende Lotosblumen Kugeln von mattem Glas, die ihre zitternden Lichtreflexe auf die weißen Marmorstatuen in den Ecken und Nischen warfen und ihnen ein gespensterhaftes Leben liehen. All die künstlichen Lichter sogen den Blumen ihre natürlichen Farben aus und ließen sie wie Leichen erscheinen.

Vögel schliefen da und dort und flatterten im Traume aufgescheucht; Papageien saßen auf vergoldeten Triangeln, und in der Mitte des länglichen Raumes sprang leise ein Springbrunnen mit monotonem Geplätscher. Die Luft war schwer und drückend und von berauschenden Düften geschwän=

gert; eine schwüle, träumerische Dämmerung lag über allen Dingen und umwob die Seele mit ihrem Bann.

Margaretha hatte sich in einer dichtverwachsenen Epheulaube niedergelassen und winckte nun Xavier an ihre Seite.

Warum hatte sie ihn hierher geführt? Gab es nicht andere, minder der Gefahr der Mißdeutung ausgesetzte Orte und Gelegenheiten, sich Raths zu erholen und allenfalls auch ein Geheimniß anzuvertrauen?

Die Prinzessin hatte darin widerstandslos einem geheimen Lieblingswunsche nachgegeben, den ihre Phantasie ihr seit Wochen mit zärtlichen Farben ausmalte. Hier, gerade hier wollte sie ihn haben, hier in der trauten Abgeschiedenheit, in der grünenden Oase mitten in der unfruchtbaren, gesellschaftlichen Wüste, hier in dem stillen und ihr theuren Winkel, wo allein im ganzen Palaste sie sich noch glücklich und heimisch fühlen konnte, wo sie so manche einsame Stunde verbrachte und seiner gedachte, hier, wo allein sie noch manchmal an dem Märchen des Glücks weiterzuspinnen wagte, das einst ihr jugendliches Herz ihr zu erzählen begonnen.

Eine Zeit lang schwiegen Beide und horchten nach den Tönen hin, die von außen noch zu ihnen drangen. Gedämpft und wie aus fernster Ferne hörten sie geflügelten Walzertakt, dazwischen eine laute Fanfare, oder einen Ballcommandoruf.

Man amüsirt sich, begann endlich die Prinzessin, wie verloren sinnend vor sich hinstarrend.

Ja, königliche Hoheit!

Die Prinzessin seufzte. Wenn Sie wüßten, mit welchen Opfern, mit welchen Vorwürfen, mit welch qualvollen Stunden ich dies Amüsement erkaufe, und was mich diese Heiterkeit kostet, die ich zur Schau tragen muß, Sie würden mich bemitleiden, Graf Waldeck!

Waldeck sah sie erstaunt und gespannt an. Eure Hoheit sind nicht glücklich ... nicht so glücklich, wie ich, wie wir Alle es wünschen! stammelte er mit ängstlicher Besorgniß.

Nicht glücklich! wiederholte Margaretha fast mit Bitterkeit. Wenn es nur das wäre! — Wer von uns, die wir in den Kreisen leben, die man wie zum Hohne die Höhen des Lebens nennt, darf sich rühmen, glücklich zu sein? Wer? Müssen wir nicht von frühester, zartester Jugend an unser Herz einzwängen in die Fesseln des Herkömmlichen und der Unnatur, müssen wir nicht unser Leben lang unser menschliches Gefühl unterdrücken und endlich unser Schicksal an einen Mann ketten lassen, den uns ein Staatsinteresse auf-octroirt? Daran ist nichts Außergewöhnliches. Es ist die Regel bei uns, nicht glücklich zu sein, in jenem vollen, herrlichen Glück, von dem man in den Büchern lies't und das die Dichter so verlockend schildern. Aber, fuhr sie, den Kopf trotzig in die Höhe werfend, leidenschaftlich fort, es giebt gewisse Grenzen dieses Nichtglücklichseins, ein gewisses Maß von Lebensmöglichkeit, worauf auch wir da oben Anspruch haben und worauf ich wenigstens Anspruch erhebe.

Sie sprach sehr lebhaft, mit starker Erregung und mit einem gewissen Flugfeuer, das rasch bei ihr vorüberzugehen pflegte, in der Regel nur, um einer noch tieferen Entmuthigung Platz zu machen.

Draußen war die Musik plötzlich abgebrochen; es folgte nun nur mehr eine Française und Galoppade, die Prinzessin wußte es; das Ende des Balles stand bevor, und wie ein Schauer befiel sie wieder die Erinnerung an die Schrecken ihrer Lage. Ihre künstliche Kraft brach zusammen, sie brachte das Tuch vor die Augen und schluchzte auf.

Graf Xavier beugte sich über sie. Königliche Hoheit! sagte er halb tröstend, halb flehend in einem Tone, der die weichsten Seiten ihres Gemüthes berührte.

Sie richtete sich wieder halb empor und wandte ihm das volle Gesicht zu. Nennen Sie mich nicht „königliche Hoheit“ in dieser Stunde, sprach sie mit eigenthümlicher Glut. Ich brauche mehr, viel mehr, als Die mir bieten können, die mich so ansprechen, einen Freund, einen wahren, selbstlosen Freund . . .

Er legte die Hand wie betheuernd aufs Herz, aber er gab keinen Laut von sich.

Einen Freund, fuhr die Prinzessin erregt fort, der nicht dieser Hofwelt angehört, die nur ihren Ehrgeiz vor Augen und im Herzen hat, die keines menschlich reinen Gefühles fähig ist und der Keiner von uns da oben, die wir sie kennen, Vertrauen und Glauben schenken darf. Einen Freund, der mir zu rathen weiß, nun, da ich rathlos bin, der mich an einem Abgrund der Verzweiflung vorüberführt, in den ich sonst unrettbar fallen muß.

Sie brach ab und fröstelte, als ob sie vor dem Schicksal schauere. Graf Xavier, begann sie dann wieder, indem sie seine beiden Hände ergriff und ihn zu sich heranzog, nicht wahr, ich täusche mich nicht in Ihnen, Sie sind mir so ein Freund, Sie helfen mir, Sie lassen mich nicht untergehen?

Es schnürte ihm die Kehle zu. Königliche Hoheit! war trotz ihres Verbotes, sie so zu nennen, abermals Alles, was er hervorzubringen vermochte. Aber er war auf die Kniee gesunken, seine Stirne fiel schwer und willenlos gegen Margaretha's Hände, und es war ihr, als ob seine Augen von Thränen feucht seien.

Warum weinen Sie? flüsterte die Prinzessin.

Ich bin so glücklich, königliche Hoheit!

Glücklich? wiederholte sie befremdet.

Er schlug die Augen auf zu ihr, und in der That, es leuchtete wie Glück in ihrem Ausdruck. Alles, was ich bin und habe, jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede That meines

ganzen Lebens bis zu seinem letzten Athmenzug gehört Ihnen! ... Und ich darf Ihr Ritter sein, ich darf es! ... Darum bin ich glücklich.

Sie blickte auf sein glattgescheiteltes Haar, — wie gern hätte sie mit der Hand liebkosend darüber gestrichen! Sie blickte in sein seliges Gesicht, — wie gern hätte sie seinen Mund geküßt und ihre Wange an die seine gelehnt. Sie kämpfte diese Regungen der Zärtlichkeit nieder, aber sie ließ ihre Hände in den seinen, sie lauschte seinen Worten, die heiß und glutvoll waren, wie der Sturm der Wüste — da knirschten Tritte im Sand; die Prinzessin fuhr erschreckt empor, ein leiser, unterdrückter Schrei entfuhr ihrer Brust, dann zwängte sie sich hastig hinter die Blätterwand der Laube und verschwand im Grünen.

XVI.

Vor dem Grafen Waldeck stand Graf Klamm, und an seinem Arme hing bleich und zitternd vor Zorn und Erregung Prinz Paul.

Das Gesicht des Hofmarschalls spielte schnell vom Ausdruck lächelnden Hohns in den getäuschter Erwartung über, und mit etwas heiserer Stimme sprach er zum Prinzen: Wir stören, wie es scheint.

Ja! antwortete statt des Prinzen Graf Waldeck, indem er den Prinzen herausfordernd fixirte.

Sie wählen die Schauplätze Ihrer Stelldichein mehr günstig als passend, höhnte Graf Klamm.

Ich gebe keine Stelldichein!

Es hat Sie in diesem Augenblick eine Dame verlassen.

Ja! mischte sich nun der Prinz ins Gespräch, ich hörte das Rauschen ihres Kleides. Ganz deutlich. Wer war es?

Königliche Hoheit!

Wer war es? wiederholte der Prinz mit Nachdruck.

Verzeihen mir königliche Hoheit . . . stammelte Waldeck. Er verwirrte sich. Warum hatte er doch die Wahrheit nicht sogleich gesagt? Nun war es zu spät, und nun konnte sein Schweigen wie sein Reden gleich falsch gedeutet werden. Zum ersten Mal verlor er die innere Richtschnur seines Handelns, die Wahrhaftigkeit, und mit ihr die Festigkeit des Auftretens, die bisher seine Stärke gebildet hatte.

Die Züge des Hofmarschalls zuckten in teuflischem Triumph auf, und der Prinz frug mit ungewohnter Heftigkeit zum dritten Mal: Wer war es? Den Namen! Ich befehle es Ihnen!

Da rauschte es wieder dicht hinter den Sprechenden. Zweige und Blätter wurden zerknittert: Ich! entgegnete eine feste Stimme auf die Frage des Prinzen.

Baronesse Stieda! — Wie ein treuer Hund war sie der Herrin, die sich in Gefahr begab, gefolgt und vertheidigte sie nun gegen die Pfeile der Bosheit mit dem Schild ihrer eigenen Ehre.

Was thaten Sie hier? frug der Hofmarschall, der keine Rücksichten kannte, wenn es sich um die Vertheidigung seiner Person handelte.

Wir unterhielten uns über Spionage und ihre moralische Schönheit, entgegnete die Baronesse, indem sie den Hofmarschall mit einem Blick voll unsäglicher Verachtung maß.

Graf Klamm sah consternirt aus und verlor die Haltung. Wir sind ganz zufällig hergekommen, sagte er. Königliche Hoheit sind mein Zeuge.

Der Prinz schwieg und zog seinen Arm aus dem des Hofmarschalls.

Zufällig! lachte die Baronesse laut auf. Dann hielt sie wie in Folge höherer Eingebung dem Grafen Waldeck die Hand hin und sagte im Tone süßer Verschämtheit: vous m'avez compromise, mon ami.

Der Prinz lächelte. Ein seltsamer Geschmack! flüsterte er kopfschüttelnd vor sich hin. Nun wandte sich die Baronesse auch an ihn. Ich habe Eurer königlichen Hoheit zu melden, daß meine gnädige Prinzessin müde war und sich soeben in ihre Gemächer zurückgezogen hat.

Sie sprach es mit gewohnter Ruhe, verneigte sich vor dem Prinzen und ging dann, etwas wie „Gemeinheit" zwischen den Zähnen murmelnd, ihres Weges.

Niemand lachte; nicht einmal der Hofmarschall, der es so gerne auf Kosten von Andern that. Die Baronesse hatte ihr Meisterstück gemacht.

XVII.

Als die Baronesse in das Boudoir der Prinzessin eintrat, fand sie diese laut schluchzend auf der Ottomane liegen. Sie wagte nicht, sie anzusprechen, aber sie konnte Niemand, der ihr nahe stand, weinen sehen, ohne selbst ergriffen zu werden, und so flossen bald ihre Thränen nicht minder reichlich, als die ihrer Gebieterin.

Dieser Beweis unwillkürlichen und freiwillig dargebrachten Mitgefühls rührte die Prinzessin. Sie nannte die Baronesse bei ihrem Vornamen und schlang den Arm um die übervolle Büste ihrer Hofdame, die trotz ihrer Einfalt etwas hatte, was manchmal den gescheidesten Leuten fehlt: ein gutes Herz. Giebt es denn keinen Ausweg? schluchzte sie.

Ja, einen Ausweg giebt es, sagte die Baronesse, mit stierem, auf einen Punkt gerichteten Blick, wie es so ihre Art war.

Welchen?

Sie dürfen ihn nicht mehr wiedersehen!

Die Prinzessin erhob sich, und ihre Augen flammten in zornigem Feuer. Die Auflehnung gegen eine Nothwendigkeit des Schicksals nahm bei ihr die Form einer Anklage gegen die Person an, die ihr Ausdruck verliehen.

Wen meinen Sie? frug sie streng.

Die Baronesse faltete die Hände wie zum Gebet

Den Grafen von Waldeck! sagte sie fest.

Wer will es mir verbieten? rief die Prinzessin fast wild um sich her blickend, als suche sie nach Dem, der die Kühnheit zu einem solchen Verbote besitze. Ich will ihn sehen, ich werde ihn sehen, ich muß ihn sehen, um zu beweisen, daß ich Herrin meiner Handlungen bin und die Gerüchte verachte, die man darüber auszusprengen wagt!

Die Baronesse stand noch immer an derselben Stelle, räumlich und sachlich; und als habe Margaretha in den Wind gesprochen, ergriff sie ihre Hand und sprach, an ihre eigenen Worte von vorher anknüpfend: Versprechen es mir Eure königliche Hoheit!

Die Prinzessin wurde ungeduldig. Lassen Sie mich, stieß sie hervor. Dann winkte sie nervös mit der Hand. Gehen Sie! Ich will allein sein!

Die Baronesse ging langsam und zögernd ab, als hoffe sie zurückgerufen zu werden. Als die Portière der Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, überkam die Prinzessin etwas wie Reue; sie machte eine Bewegung nach der Glocke, die Baronesse zurückzurufen; dann hielt sie plötzlich inne und versank in ein dumpfes Vorsichhinbrüten.

Sie konnte das Versprechen nicht geben, das die Baronin von ihr gefordert hatte. Es war zu spät; der Pfeil saß zu tief; sie liebte den Grafen Xavier!

XVIII.

Auch am Morgen nach dem Ballfest im Palais ihres Gatten hatte Prinzessin Margaretha eine Anwandlung eines sich emporrichtenden zornigen Stolzes. Freilich kehrte sich der Angriff diesmal nicht gegen Waldeck, sondern gegen den Grafen Klamm und den Gemahl.

Prinz Paul hatte nach der Scene im Wintergarten den Hofmarschall unbeachtet stehen lassen und war am Arme des Grafen Waldeck in den Saal zurückgekehrt.

Waldeck war sodann gegen das Ende des Balles, nachdem der Prinz ihn wieder frei gegeben hatte, zu Klamm herangetreten und hatte ihn mit einiger Ostentation gefragt, wann er morgen zu treffen sein werde, was von Allen als Einleitung zu einer Herausforderung angesehen worden war.

Aber der Hofmarschall rächte sich bitter für die ihm zu Theil gewordene Niederlage. Das gleichzeitige Verschwinden der Prinzessin und des Grafen Waldeck, der demonstrative Rundgang des Prinzen Paul mit demselben, endlich die ihm in Aussicht gestellte Forderung, deren Veranlassung zu kennen er unter bedeutungsvollem Achselzucken ablehnte, dies Alles waren Momente, die der spitzen Zunge des Hofmarschalls Stoff zu den pikantesten Combinationen lieferten, und ohne daß Jemand den Autor des Gerüchtes zu fassen oder auch nur zu bezeichnen gewußt hätte, war die Sache bald zu einem allerliebsten kleinen Scandal aufgebauscht.

Die Prinzessin gerieth außer sich; sie wußte wohl, woher der Wind wehe, und verlangte als eclatante Genugthuung die Entfernung des Grafen Klamm vom Hofe.

Sie that dies mit einem Ungestüm und einer Energie, die in einer Welt der Bedenken und Unentschiedenheit in der Regel Erfolge zu erzielen pflegt. Man brachte die Sache vor Se. Majestät.

Der König schien im Allgemeinen nicht besonders gut auf die Prinzessin zu sprechen zu sein. Er wich ihr aus, wo er konnte, und wenn er ihr begegnete, richtete er manchmal vorwurfsvolle Blicke auf sie. Im Uebrigen schien er weit davon entfernt zu sein, dem, was man da und dort ihre Vergnügungssucht nannte, Schranken in den Weg legen zu wollen; im Gegentheil hatte sie in dieser Richtung an ihm stets eine Stütze gehabt. Ich will nicht, daß Sie ihr junges Leben vertrauern, es ist besser Sie zeigen sich — dergleichen Theorieen hörte man ihn äußern, die ihm sonst keineswegs geläufig gewesen waren.

Uebrigens hatte die Sache ein Nachspiel, das weniger oberflächlichen Beobachtern hätte darthun können, wie viel Wahrheit in der Ansicht der Hofdame lag. Graf Klamm war unchevaleresk genug, die Forderung Waldeck's auszuschlagen, indem er unter Hohngelächter sein Einstehen für die Baronesse einen schlechten Scherz nannte und sich in ironischen Ausdrücken erbot, in dieser Richtung jede Ehrenerklärung abzugeben, die man immer von ihm fordern könne. Als die Zeugen Waldeck's sich damit nicht zufrieden gaben und darauf drangen, die Sache ernster zu nehmen, erklärte der Hofmarschall es für seine Pflicht, aus Achtung für die allerhöchste Entscheidung Sr. Majestät als Offizier à la suite die Sache vor ein Ehrengericht bringen zu müssen, dessen Entscheidung er nun mit einer Ruhe entgegensah, die ihre Kraft nicht aus dem Selbstgefühl persönlichen Muthes schöpfte.

Eine Genugthuung war auch der Prinzessin in dieser Sache zu Theil geworden. Am Morgen nach jenem Balle unterschrieb der Prinz das Decret, welches den Grafen Xavier von Waldeck zu seinem persönlichen Adjutanten ernannte.

Selbst dieses öffentliche Eingeständniß seines Unrechts schien übrigens Margaretha nicht vollständig mit dem Ge=

mahl auszusöhnen. Eine Zeit lang ging sie mit dem Gedanken um, Waldeck zu veranlassen, die ihm angebotene Stelle auszuschlagen, aber dazu fühlte sie sich angesichts des Glücks, ihn fortan in ihrer unmittelbaren Nähe zu wissen, alsbald wieder zu schwach und beruhigte den Einwand ihres Gewissens, indem sie sich versprach: sich von nun an größere Zurückhaltung vor der Welt aufzuerlegen und auch den Schein zu vermeiden.

Die Gelegenheiten, bei denen sie mit dem Grafen zusammentraf, waren ohnehin seltener geworden. Der Carneval neigte sich seinem Ende zu, und der Hofmarschall wußte es so einzurichten, daß Graf Waldeck fast niemals Dienst im Palais des Prinzen hatte und seine ganze Stellung mehr auf dem Papier, als in Wirklichkeit existierte.

Fast zwei Wochen dauerte dieser Zustand der Entfremdung. Graf Xavier sah ganz blaß und abgehärmt aus; in seinem Wesen lag etwas Verstörtes, und Spötter behaupteten, sie hätten ihn zu Zeiten seufzen und Todesgedanken äußern hören. Auch im Auftreten der Prinzessin lagen Anzeichen genug, welche bekundeten, wie schwer ihr die Durchführung dieser äußern Rücksicht fiel.

XIX.

Der Armenball bildete alljährlich den Abschluß der winterlichen Tanzfreuden der Residenz. Hier mischten sich allein alle Gesellschaftsklassen. Personen aus allen Kreisen besuchten ihn, und auch der Hof verfehlte niemals durch seine verherrlichende Gegenwart sein Scherflein zur Linderung der Noth der Armen beizusteuern.

So sollte es auch heuer gehalten werden. Die Prinzessin Margaretha hatte sich mit einem gewissen Eifer auf

diese Gelegenheit, öffentlich aufzutreten, vorbereitet und auch auf ihre Toilette mehr Sorgfalt verwandt, als es bisher ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen Aeußerlichkeiten zugelassen hatte. Sie war zuweilen sehr unvortheilhaft, ja geschmacklos gekleidet gewesen; ihre Schneiderinnen hatten aus ihr gemacht, was sie wollten, ohne daß sie sich viel darum gekümmert hätte.

An diesem Abend schien sie zum ersten Male die Sache selbst in die Hand genommen zu haben, oder, vom Zufall unterstützt, auf das Richtige verfallen zu sein. Sie trug ein Costüm, das ihr in seiner eleganten Einfachheit wunderbar gut stand. Eine Robe von blaßrosa Atlas, deren lange Schleppe sie schlank wie eine Grazie erscheinen ließ. Um den Hals hatte sie ein schwarzes Sammetband mit einem diamantenen Schmetterling, und auch in ihren dunklen Haaren glitzerten da und dort brillantene Flügel. Um die Wette mit ihren Diamanten aber glänzten ihre braunen Augen, und der zarte Teint ihres Nackens und ihrer Arme war nie so vortheilhaft hervorgetreten.

Sie selbst schien zu wissen, daß sie an diesem Abend hübsch war, und in ihrer Haltung lag etwas Selbstbewußtes, etwas wie das Gefühl weiblicher Reife und Ueberlegenheit.

Als sie am Arme des Königs den Saal betrat, executirte eben ein ausgezeichnetes Orchester den Brautchor aus Lohengrin, und die wunderbar aus idealer Sehnsucht und seliger Freude gemischten Accorde tauchten die Seelen in einen Strom von Harmonie und stimmten sie für zärtliche Gefühle. Es war ordentlich, als passe die Prinzessin ihre Bewegungen dem Tacte der Musik an, und ihre Gangart selbst hatte etwas schwebend Elastisches, etwas wellenförmig Biegsames angenommen.

Graf Waldeck war gegen alle Hofregel auch an diesem Abend nicht zum Dienst befohlen worden, aber er hatte sich

eingefunden und stand nun dicht unter der Hofloge, die Prinzessin mit den Augen verschlingend, während er selbst, von einer Säule geborgen, von da aus nicht gesehen werden konnte.

Margaretha hatte mit ihrem Gemahl die Polonaise gegangen und machte dann Cercle unter dem Ballcomité und den Mitgliedern der ersten Gesellschaft, die sich aus Convenienz eingefunden hatten, ohne sich, wie der Hof selbst, am Tanzvergnügen weiter zu betheiligen. Auf dem Rückweg nach ihrer Loge kam sie dicht an den Grafen Xavier heran. Er verneigte sich tief, und nach langen öden Tagen hörte er nun zum ersten Mal wieder den Klang ihrer geliebten Stimme.

Warum tanzen Sie nicht, Graf Waldeck? frug sie.

Ich tanze, königliche Hoheit. Jede Tour! — Er spielte mit seiner Tanzkarte. Sie ist ganz vergeben!

An wen denn? frug Margaretha etwas schnippisch.

Das ist mein Geheimniß, königliche Hoheit!

Ich möchte es wissen.

Unmöglich!

Wenn ich Sie aber bitte? — Sie legte einen seltsamen Nachdruck auf das Wort „bitte“ und blickte ihm tief in die Augen, während der Fächer mit den wallenden Straußenfedern an den Enden, von den graziösen Bewegungen der kleinen Hand geführt, dem unteren Theil des Gesichtes Kühlung zufächelte. Die Prinzessin war kokett in diesem Augenblick.

Graf Waldeck stieg das Blut in die Wangen. Seine grauen Augen leuchteten dunkel auf und willenlos ließ er sich die Tanzkarte aus der Hand nehmen.

Die Prinzessin warf einen raschen Blick darauf. Das Verzeichniß der Tanztouren entlang war eine Königskrone gezeichnet mit einem Namenszug darunter: ihrem Namens-

zug! Sie erröthete; ein Zittern kam über sie; schnell gab sie die Karte zurück.

Quelle folie! flüsterte sie.

Dann wandte sie sich von ihm ab und ließ ihn in Zweifel und Bangigkeit.

Sie hatte sich in die Hofloge zurückgezogen, die einige Stufen über das Niveau des Tanzbodens erhöht war, und von der aus man dem Feste bequem zusehen konnte.

Der Ball war sehr belebt. Eine Unzahl von Paaren tanzte, dazwischen folgten Maskenscherze, Declamationen, lebende Bilder.

Die Prinzessin blickte sinnend auf dies Gewühl froher Menschen, die mit strahlenden Augen sich umschlungen haltend im Takt der Musik durcheinander wirbelten. Sie schienen so glücklich, so selbstvergessen, so fröhlich, und ein Gefühl der Wehmuth kam über Margaretha. Einmal so, wie Diese! Einmal wie Alle! wünschte sie, einmal ohne Zwang, ohne Etiquette, ohne Rücksicht auf die Hofwelt!

Eine reizende Polka hatte ausgeklungen, und die ersten Takte eines Walzers tönten an ihr Ohr. Es war die einschmeichelnde Melodie des sogenannten Sehnsuchtswalzers, den sie sehr liebte. Eine Zeit lang horchte sie hin, dann befiel es sie wie ein Rausch der Sinne.

Ich will tanzen! rief sie, indem sie mit einer hastigen Bewegung den Hermelin, den sie umgeworfen hatte, von den Schultern streifte.

Tanzen, königliche Hoheit? sprach der Hofmarschall in dem Tone respectvoller Einwendung, den der Pantoffel der Höflinge den allerhöchsten Herrschaften gegenüber am liebsten anzunehmen pflegt. Hier?

Ja! Schnell, engagiren Sie!

Den Herrn Minister des Aeußern? frug Graf Klamm so unterthänig wie möglich.

Die Prinzessin erröthete, wie so oft, wenn ein ironischer Blick des Hofmarschalls ihr die Schleier von der Seele zu lüften schien. Nein, mit dem Grafen von Waldeck, sagte sie endlich.

Der Hofmarschall verneigte sich mit Resignation, und wenige Secunden später stand Graf Waldeck vor ihr.

Dieser Walzer ist reizend, begann sie beklommen und warf einen scheuen, flüchtigen Blick über ihn hin. Man darf ihn nicht ungetanzt vergeuden. Die letzten Worte hörte der Hofmarschall noch mit an; als sie schon im Gedränge der Tanzenden waren, setzte Margaretha leise hinzu: Nachdem Sie mich für alle Touren engagirt haben, muß ich doch wenigstens eine mit Ihnen tanzen.

Er legte den Arm um ihre Taille, nicht wie Höflinge zu thun pflegen, wenn sie mit Prinzessinen tanzen, auch bei dieser Gelegenheit in respectvoller Entfernung bleibend und jede Berührung möglichst vermeidend, sondern indem er sie fest an sich preßte. Sie erschrak fast darüber, aber sie leistete keinen Widerstand, und so begannen sie nun in seliger Selbstvergessenheit durch den Saal zu walzen. Die Prinzessin hatte nie so gut und leicht getanzt, nie so mühelos und elastisch; es war ihr, als fühlte sie sich getragen von seinen starken Armen, es schien ihr, als habe sie niemals einen schöneren Walzer, einen harmonischeren Rhythmus vernommen. Und wie sie nun über das glatte Parket hinschwebten, konnten sie ein schönes Paar genannt werden. Beide waren so aufgeblüht am inneren Schein ihrer jungen Liebe, wie Blumen in der Frühlingssonne; er schien freier, stärker, männlicher; sie war schöner, voller, jungfräulich reifer geworden.

Die tanzenden Paare wichen respectvoll zurück und stellten sich an den Wänden auf, um der Prinzessin zuzusehen; es trat so eine Leere um sie ein, und ohne Hemnisse

tanzten sie die ganze lange Walzertour durch; ja sie hielten sich noch umschlungen, als die letzten Takte schon verklungen waren.

Dann führte Waldeck die Prinzessin an ihren Platz zurück. Ich danke Ihnen! sagte sie mit Wärme, indem sie ihn entließ.

Die Hofloge war nun ganz voll, und Aller Augen richteten sich fast mit Entsetzen und stechendem Vorwurf auf die Ankommende.

Es ist nicht gebräuchlich an unserem Hofe, auf öffentlichen Bällen Rundtouren zu tanzen, sagte eine feste, kalte Stimme dicht hinter Margaretha. Die Prinzessin schlug zum ersten Male die Augen auf und wandte sich erschreckt um. Der König stand hinter ihr und maß sie mit strengen Blicken.

Je ne savais pas, vertheidigte sie sich leichthin.

Dann kam auch Prinz Paul dicht an sie heran und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, die sie erblassen machten.

C'est un scandale accompli! hörte man im Hintergrund der Loge leise sagen. Die Prinzessin wagte nicht sich umzusehen, aber sie erkannte ganz deutlich die Stimme des Hofmarschalls.

Sie reisen also nächste Woche nach Birkensee, mein Neffe? wandte sich dann der König zu dem Prinzen Paul. Ihr Entschluß hat jetzt meinen vollen Beifall.

Das Herz der Prinzessin pochte lauter; nun wandte die Majestät sich auch an sie: Ich denke, die Ruhe des Landes wird Ihnen wohl thun, Prinzessin, auf einen so anstrengenden Carneval.

Es war fast verbindlich gesprochen; aber doch enthielten diese Worte nichts Anderes, als einen Befehl, gegen den es keine Berufung gab.

Das Selbstgefühl der Prinzessin bäumte sich auf; sie warf den Kopf hastig zurück, aber der Blick des Königs hatte etwas Bannendes, und jede Gegenrede, jede Antwort selbst erstarb auf ihren Lippen.

Die hohen Herrschaften schickten sich an, aufzubrechen. Die Baronin gab der Prinzessin den Hermelin um.

Was habe ich denn so Entsetzliches gethan? frug sie, indem sie sich einhüllte.

Königliche Hoheit, erwiderte die Hofdame mit dem entwickelten Zahlensinn, es war der dritte.

Der dritte?

Der sogenannte Herzenswalzer, erklärte die Baronesse, die offenbar zuweilen Beobachtungen anstellte, die sonst höchst wahrscheinlich aller Welt entgangen waren.

XX.

Wie verborgen unter der Maske äußerer Ruhe sich auch diese Familienscene in der Hofloge abgespielt hatte, so war doch Graf Waldeck der gegen die Prinzessin gerichtete Charakter derselben nicht entgangen. Er sah die vor Zorn gerötheten Wangen, die fixen Blicke, die zuckenden Gesichtsmuskeln, er hörte den schneidenden, streitenden Ton, den die Reden selbst noch auf der Treppe beibehielten, und als die Hofwagen schon in den Thorweg einfuhren.

Es war nicht Neugierde, es war das vage Bedürfniß, Diejenige zu schützen, die sich soeben in einer Anwandlung freier Hingabe seinetwegen compromittirt hatte, was Waldeck veranlaßte, dicht hinter den hohen Herrschaften horchend die Treppe hinabzugehen und gleich nach ihnen den Saalbau zu verlassen.

Seit seiner Ernennung zum Adjutanten des Prinzen Paul war Waldeck ein Zimmer im Palais desselben einge-

räumt worden; aber er schlief nur dort, wenn es zum Dienst befohlen war. Nach jenem Balle kam ihm plötzlich der Gedanke, er müsse auch heute dort hingehen.

Unschlüssig blieb er einen Augenblick lang auf dem Punkte stehen, wo die Wege zum Palais des Prinzen und zu seiner Privatwohnung auseinander gingen. Es war eine helle, kalte Mondnacht, in der man die Contouren aller Dinge deutlich unterscheiden konnte. Waldeck blickte nach den Giebeln und Erkern, nach der im Schatten kauernden Masse des Schlosses hin und sann nach. So viel Unerklärliches, so Manches, was ihm selbst zu deutlicheren Vermuthungen keine genügende Grundlage hatte bieten können, war ihm in den letzten Wochen in dem Verhältniß des prinzlichen Paares, in dem Wesen Margaretha's aufgefallen und schien mit räthselhaften Augen auf ihn zu starren und seine Lösung von ihm zu heischen.

Das Geräusch der heimwärts rasselnden Hofwagen in der Ferne weckte ihn vom träumenden Nachdenken, und er lenkte seine Schritte nach dem Schlosse.

Die großen Sphinxe, die am Portal saßen, blickten so finster aus ihren Schatten, daß er unwillkürlich auf den Gedanken kam, wie es wäre, wenn sie plötzlich die steinernen Tatzen öffneten und ihn an ihre kalten Brüste drückten. Aber er kannte keine Furcht, und selbst der Macht unheimlicher Stimmungen war seine Seele nur selten zugänglich.

Der Posten am Palais präsentirte trotz der Nacht; der Portier hatte seine Loge geschlossen, und ungehindert konnte Waldeck den Vorplatz passiren.

Sein Zimmer befand sich im dritten Stock des weitläufigen Gebäudes. Leise stieg er die Treppen empor, steckte vorsichtig den Schlüssel in die hohe eichene Thür und öffnete sie.

Der Mond überflutete den einsamen Raum und spielte da und dort mit der Vergoldung eines Rahmens, dem Spiegelglas, dem weißen Zifferblatt der Uhr. Man konnte die Umrisse aller Gegenstände deutlich sehen, die steifen Möbel im Empirestyl, das sargähnliche Sopha, den weißen, gespensterhaften Bettvorhang.

Graf Waldeck hatte sich müde in einen Fauteuil niedergelassen, und seine Augen wanderten nun langsam von Gegenstand zu Gegenstand. Nur nach einer Seite hin wagte er nicht zu blicken: dahin, wo das Bild des Prinzen Paul hing. Es war ein Portrait in Lebensgröße, schlecht gemalt, aber von packender Aehnlichkeit. Nun fiel eben ein Mondstrahl darauf, und es war Waldeck, als seien diese schwermüthigen Augen vorwurfsvoll auf ihn gerichtet.

Dieser Eindruck war mit einem allgemeinen Gefühl des Unbehagens für ihn verbunden; aber er versuchte weniger sich über die Gründe desselben Rechenschaft zu geben, als ihn von sich zu verscheuchen. Zu diesem Zwecke suchte er sich das Bild der Prinzessin zu vergegenwärtigen, ihre leuchtenden Augen, ihr Lächeln, ihren blendenden Nacken, die Worte, die sie zu ihm gesprochen, den glücklichen Augenblick, da er sie an seine Brust gepreßt, um mit ihr durch den Saal zu wirbeln. Deutlich glaubte er den Takt des Walzers wiederum im Ohr zu vernehmen, und selige Schauer liefen durch seine Seele.

Wie gebannt und regungslos saß er so eine lange Weile. Um die Aufmerksamkeit nicht auf seine Fenster zu lenken, hatte er nicht gewagt, Licht zu machen. Es war eine tiefe, todte Stille um ihn her gewesen; nun schlug draußen die Thurmuhr zwei Uhr, unter sich hörte er eine Thür gehen, die Thür zu den Zimmern der Prinzessin; dann war wieder Alles still.

Ohne sich zu sagen, weßhalb, stand er auf und öffnete die Thür. Was war das? Klang es nicht wie ein Klopfen, ein regelmäßiges Klopfen, wie es bei Geistererscheinungen und Ahnungen gehört werden will? Seltsam! —

Er ging den dunklen Gang vorwärts. Das Klopfen wurde lauter; eine Stimme klang gedämpft durch Mauern und Thür an sein Ohr. Er konnte nicht hören, was sie sprach, aber es lag ein wilder, gebieterischer Ton darin. War es nicht die Stimme des Prinzen? So schien es ... Eine Angst überlief Waldeck, er stieg die breiten Treppen zum ersten Stockwerk hinunter.

Auf dem Corridor vor den prinzlichen Gemächern brannten kleine Oellampen und erleuchteten schlecht die großen Ahnenbilder an den weißgetünchten Wänden. Dort den finsteren Mann unter der wolkigen Allongeperrücke, der die Hand so trotzig auf die Krone legte, hier die schmächtige Gestalt in spanischer Tracht, die den Kopf einer großen grauen Bulldogge liebkosend an sich drückte, und jene bleiche Dame in Weiß, mit der perlenverzierten Brautkrone im blonden Haar, deren schwärmerische Augen der Nachwelt eine dunkle Geschichte von einem gebrochenen Herzen zu überliefern schienen.

Waldeck blieb stehen und horchte wieder. Nun hörte er auch noch eine weibliche Stimme, ganz deutlich, in wenigen hastigen, abgerissenen Worten. Sie kamen aus dem Munde der Prinzessin und klangen wie ein Flehen um Hülfe.

Vor Waldeck zeigte sich die niedere Thüre, die dem Gärtner als Zutritt zu dem Wintergarten diente. Die Klinke gab dem Drucke seiner Hand nach; er trat ein, und einem unwillkürlichen Sicherheitsbedürfniß gehorchend, verschloß er die Thür von innen.

Tiefstes Dunkel herrschte an der Stelle, wo er stand. Ueppige Treibhausgewächse bildeten einen dichten Wall vor

ihm, und erst nach längerem Suchen gelang es, eine Stelle ausfindig zu machen, wo er durch die Blätter hindurch nach dem Mittelraum sehen konnte, den fahles Mondlicht matt erhellte.

Da kniete sie mit gefalteten Händen, das Antlitz emporgerichtet. Ja, sie war es! Es war keine überirdische Vision, kein Engel, der auf seinem Fluge durch das Thal der Thränen hier eine Haltstelle gemacht hatte. Ihre langen Haare flossen aufgelös't von ihren Schultern herab, ein nachlässig umgeworfenes Nachtkleid deckte die Formen ihres Körpers, und ihre Lippen bewegten sich leise im Gebet.

Das Klopfen begann wieder; zuerst langsam, dann sich steigernd, bis es ungestüm und gewaltthätig wurde.

Königliche Hoheit! flüsterte Waldeck.

Die Prinzessin fuhr zusammen und starrte entsetzt nach der Stelle, von welcher die Worte kamen.

Waldeck bahnte sich einen Weg durch die künstliche Wildniß und trat aus dem Schatten in die Helle des Mondlichts.

Margaretha erkannte ihn sofort. Hastig erhob sie sich von der Erde und flog auf ihn zu. Gott sendet Sie mir! sprach sie leise und mit seltsamer Glut. Ich habe um Erlösung gebetet seit einer bangen, entsetzlichen Stunde. Retten Sie mich! flehte sie, indem sie die Hände krampfhaft gegeneinander preßte und mit einem halb scheuen, halb vertrauensvollen Blick sein Antlitz streifte.

Er stand ihr so nahe, daß der Odem ihres Mundes warm an seine Wange wehte und ihr angstvoll wogender Busen seinen Arm berührte. Ich fürchte mich so sehr! lispelte sie zitternd wie Espenlaub.

Das Klopfen hatte allmählich nachgelassen; man hörte Anzeichen vergeblicher Anstregungen, die Thüre mit Gewalt zu sprengen; dann wurde auch davon abgelassen.

Da du durch das Band der Kirche an mein Schicksal gebunden bist, begann eine tiefe, feierliche Stimme, die Waldeck nicht sogleich erkannte, folge meinem Ruf. Deine Stunde ist gekommen, das Maß deiner Sünden ist voll, und die Sühne kommt über dich! Oeffne! Oeffne! Oeffne! Im Namen des Dreieinigen!

Er will mich tödten! rief die Prinzessin entsetzt, indem sie sich noch inniger an Waldeck herandrängte.

Er schlang den Arm um sie, wie um sie zu schützen, seine Lippen berührten ihre Stirn, und eine selige Dämmerung umwob Beide mit ihrem ungewissen Schein.

Dann hörten sie schlürfende Tritte, die sich entfernten.

De profundis clamavi ad te, domine, domine exaudi orationem meam! klang es plötzlich langgezogen durch die tiefe Stille der Nacht. Prinz Paul sang den Sterbepsalm. Er hatte in getragenem, klagendem Tone begonnen, dann schlug auf einmal Melodie und Stimme um, und in einer seltsam hüpfenden, fast lustigen Weise fuhr er fort: In Paradisum deducant te angeli, in tuo adventu suscipiant te martyros et perducant te in civitatem sanctam Jerusalem ... Hier machte der Prinz eine Pause, als erwarte er das Responsorium eines unsichtbaren Chores, und wieder ernst schloß er: Requiem aeternam dona ei domine et lux perpetua luceat ei!

Es lag eine unsagbare Wehmuth, ein herzzerreißender Schmerz in diesem Gesang, der durch die heitere Weise, in welche der Prinz stellenweise verfiel, nur noch erhöht wurde.

Graf Waldeck durchrieselte es kalt; die Erkenntniß der Wahrheit blitzte durch seine Seele. Er ist wahnsinnig! sagte er, wie zu sich selbst.

Die Prinzessin lehnte den Kopf auf seine Schulter und schluchzte bestätigend.

Halb in abgerissenen Sätzen, halb andeutungsweise machte sie dem Grafen Waldeck Mittheilung von der bereits in der Hochzeitsnacht in Tobsucht ausgebrochenen Wahnidee des Prinzen, als sie vom bleichen Mondlicht beschienen in der Epheulaube des Wintergartens saßen, die schon einmal Zeugin ihrer Vertraulichkeit gewesen.

Margaretha wehrte nicht, daß Waldeck ihr mit sanfter Hand die Thränen von den Wangen wischte und, als wolle er sie vom Rande des Abgrunds zurückhalten, ihren Arm mit dem seinen verschlang. Er tröstete sie, und sie lauschte seinen Worten mit der fraglosen Hingebung vollkommener Hülflosigkeit; er schwur ihr, daß er sie retten wolle, und sie hatte keinen Zweifel, daß er es vermöge. War es ihr doch süß zu denken, daß der Mann, den sie liebte, wie eine Vorsehung über ihr walte, und eine selige Gewißheit durchbebte sie, daß er ihr Glück in seinen starken Händen halte, und daß sie es von ihm empfangen werde. Sie hätte in jener Nacht zu nichts Nein sagen können, was er vorschlug, und wenn er von ihr verlangt hätte, mit ihm die Reise in das dunkle Land des Todes anzutreten, oder ihre Tage zu seinen Füßen zu beschließen.

Es war wie eine Pause in ihrem Schicksal, wie ein Stillstand des rauschenden Stromes, der die Dinge zu ihrem nothwenigen Ende treibt und mit dem Lärm seiner brandenden Wogen den jähen Aufschrei der Herzen übertäubt.

Aber dieser ganz traumhafte glückliche Zustand war doch nur zu erkaufen gewesen, indem sie die starken Zweifel in den möglichen Erfolg ihres Vorgehens zum Schweigen brachte und sich ganz der inneren Gebrochenheit überließ, welche die Aufregungen der letzten Zeit nur zu erklärlich erscheinen ließen. Diese Schwäche warf denn auch ihre blassen Reflexe auf die Handlungsfähigkeit Margaretha's, und die Entschlüsse, die sie in jener Nacht faßte, waren fahl

und kraftlos, wie das Mondlicht, das durch die Glasscheiben der Decke fiel und zu ihren Füßen mit den Schatten der Blätter spielte.

Der Morgen kam; die Nebel der Selbstberuhigung fielen von ihren Augen, und sie griff sich schaudernd an die Stirne. Was hatte sie gethan? Welchen Weg hatte sie eingeschlagen? An welchen Abgründen, in die sie nicht zu schauen wagte, führte er vorbei! Zu welchen Zugeständnissen hatte sie sich von der Stimmung der Stunde hinreißen lassen!

Es war nicht gerade Reue, was ihr all diese Erwägungen einflößte, aber doch eine Beklommenheit, die der Reue ähnlich sah. Wenn es möglich gewesen wäre, mit einem Hauch ihres Mundes das Gestrige zunichte zu machen, sie hätte es gethan und sich mit verscheuchter Aengstlichkeit wiederum an das Bestehende angeklammert. Die Fesseln, die sie trug, erschienen ihr auf einmal Stützen, und sie empfand ein feiges Bedürfniß nach dem vergoldeten Käfich, aus dem zu entfliehen noch kurz vorher alle ihre Sinne verlangt hatten. Aber sie konnte nicht mehr zurück. Größer noch, als die Scheu, vorwärts zu gehen, waren die inneren Hindernisse, die sich ihrer Umkehr entgegenthürmten. Sie schämte sich vor sich selbst und mehr noch vor Waldeck, ihre Schwäche einzugestehen, und kam so nicht über das bange Gefühl hinaus von Jemand, der den Kahn in die hohe See hinaus abgestoßen und nicht weiß, wohin ihn die Wellen treiben.

Sie waren, als ob es sich um etwas Selbstverständliches handle, in erster Linie darüber übereingekommen, daß dies verhaßte und unnatürliche Eheband gelös't werden müßte.

Sich zu diesem Behufe in erster Linie an ihren Großohm zu wenden, hatte die Prinzessin mit Entschiedenheit abgelehnt. Die Erinnerung an ihn und Alles, was mit ihm

zusammenhing, bildete eine wunde Stelle in ihrer Seele, die bei jeder Berührung schmerzte. Gleich im Anfang ihrer Ehe hatte sie ihm geschrieben und andeutungsweise das traurige Loos durchblicken lassen, das ihr zu Theil geworden. Es war darauf gar keine Antwort erfolgt, und als sie in ihrer Noth eindringlicher wurde und ihre Lage ungeschminkt schilderte, hatte er ihr endlich mit banalen Trostgründen und pedantischen Weisheitslehren geantwortet.

Sie empfand dies als eine Art von Verstoßung, als wolle man sie fühlen lassen, daß man froh sei, sie auf irgend eine Weise losgeworden zu sein, und keinerlei Verpflichtung verspüre, sich durch ihre lästige Existenz weitere Ungelegenheiten zu bereiten, und gelangte auf diesem Wege zu der Ueberzeugung, daß sie von dort her nichts zu erwarten habe und, was immer das Schicksal ihr vorbehalten, sie auf ihren eigenen Füßen stehen müsse und auf ihre eigene Thatkraft angewiesen sei.

Bei diesem Stand der Dinge hatte Waldeck ihr gerathen, zu dem König zu gehen, um von ihm Hülfe und Gerechtigkeit in Anspruch zu nehmen. Dies hatte sie ihm zugesagt. Am folgenden Tage wollte sie ihn dann wie zufällig bei den drei Blutbuchen treffen, um ihm über das, was sie ausgerichtet, Bericht zu erstatten.

Allein, um wie viel schwerer war es, diesen Schritt im hellen Tageslicht angesichts der kalten Wirklichkeit der Dinge zu thun, als im Dunkel der Nacht mit weichgestimmter Seele eine Zusage darüber zu machen! Wie lange zögerte Margaretha, wie schwer wurde es ihr, die äußeren Zeichen ihrer Seelenpein niederzukämpfen, und wie viel kleine Hindernisse erfand sie, die Sache hinauszuschieben!

Der Wagen war für vier Uhr befohlen worden, und der Hofmarschall hatte die Mittheilung, daß die Prinzessin nach Georgslust zu fahren gedenke, mit so sichtlichem Vergnügen

und einem so triumphirenden Lächeln entgegengenommen, daß der Ausdruck seines Gesichts allein schon hingereicht hätte, der Prinzessin die vollkommene Aussichtslosigkeit des Schrittes, den sie zu thun im Begriffe stand, prophetisch vorzuspiegeln. Aber Margaretha hatte sich längst abgewöhnt, den Grafen Klamm anzusehen, wenn sie mit ihm sprach. Sie fürchtete sich ordentlich vor ihm, und in der That hatte seine scharfe Beobachtungsgabe zuweilen etwas dämonisch Unheimliches. Man fühlte sich vor ihm sozusagen seelisch entblößt, er durchschaute alle Vorwände, alle kleinen Regungen und Aufwallungen des Herzens, und was allenfalls noch seinem Auge entging, wurde seinem Ohr durch ein Cernirungscorps lauschender Lakaien und Spione aller Art zugetragen.

Auch über die jüngsten Pläne der Prinzessin hatte er Vermuthungen, die der Wahrheit sehr nahe kamen, und der rege Verkehr, den er fortwährend mit dem Cabinet des Königs unterhielt, bewies hinlänglich, daß er in keiner Hofintrigue als müssiger Zuschauer zu figuriren gedenke.

* * *

Es war ein grauer, trübseliger Nachmittag, als die Prinzessin durch die lange Pappelallee dahinfuhr, die nach Georgslust führte. Schwere Schneewolken hingen am Himmel, und die Raben auf der Straße, denen der Wagen sich näherte, flogen krächzend auf und setzten sich zankend auf die entlaubten Zweige.

Baronesse Stieda saß an der Seite der Prinzessin und stierte gedankenlos vor sich hin. Margaretha hatte es nach einigen vergeblichen Versuchen, sie den Stand der Dinge errathen zu lassen und sie auf ihre Ideen eingehen zu machen, aufgegeben, mit ihr zu sprechen. Mangel an Verständniß zu finden, machte sie an diesem Tage nervös und ungeduldig,

und der Drang, die widersprechenden Gefühle in sich selbst ausgähren zu lassen, überwog das Bedürfniß der Mittheilung. Sie zerzupfte die Spitzen ihrer Handschuhe, wie immer, wenn sie innerlich erregt war, und öffnete und schloß das Wagenfenster mehrmals mechanisch, ohne zu wissen, was sie that.

Endlich war die Fahrt zu Ende. Die Pferde standen still, schnaubten aus und scharrten im Schnee. Vor der Angekommenen lag in träger, imposanter Ruhe das Schloß des Königs. Seine nächste Umgebung war heute belebter als sonst; man sah da und dort Personen in festtäglicher Kleidung stehen oder zurückkommen, bald mit freudig belebten, bald mit enttäuschten Mienen, und selbst einige Miethwagen hatten sich eingefunden, die nun ihre Insassen erwarteten. Es war der Tag der Woche, an welchem der König eine Stunde lang allgemeine Audienzen ertheilte. Die Prinzessin hatte ihn nicht gerade gewählt, aber sie war ihm auch nicht ausgewichen, denn es gewährte ihr eine gewisse Genugthuung, dem König zu zeigen, daß sie nicht mehr und nicht weniger verlange, als er seinem geringsten Unterthanen zu gestatten pflege.

Der Lakai sprang vom Bock und eilte in das Schloß, um dem Kammerdiener Sr. Majestät die Ankunft der Prinzessin zu melden.

Es verging einige Zeit, während welcher Baronesse Stieda interessante Bemerkungen archäologischer Natur über den reinen Rococostyl von Georgsluft zum Besten gab und die Prinzessin krankhaft nach Fassung rang.

Als sie den Lakai in der Ferne zurückkommen sah, erhob sie sich und schickte sich hastig an, aus dem Wagen zu steigen. Der Lakai stürzte herzu und meldete, daß Seine Majestät bedauerten, Ihre Königliche Hoheit nicht empfangen zu können.

Die Baronesse zog die Uhr. „Dinerzeit!“ flüsterte sie verständnißvoll, indem sie, wie sich selbst bestätigend, mit dem Kopfe nickte.

Nicht empfangen zu können! stieß die Prinzessin hervor. Sie richtete sich auf, warf den Kopf zurück und wurde purpurroth vor Zorn. Ist der König nicht zu Hause? frug sie in hohem Fistelton.

In diesem Augenblick erblickte sie ihn am Fenster seines Arbeitszimmers. Die Audienzstunde war vorüber, er stand müssig an dem Kreuzstock und fütterte den uralten, federnarmen Papagei seiner höchstseligen Gemahlin. Die Prinzessin fühlte, daß ein Moment lang sich ihre Augen begegneten. Sie grüßte nicht und hielt trotzig seinen Blick aus, in dem etwas ablehnend Feindseliges, etwas wie eine Kriegserklärung zu liegen schien. Dann zögerte sie noch, als sei es denkbar, den Zutritt bei dem Monarchen zu erzwingen, und erst als die Baronesse sie gefragt hatte, wen sie noch erwarte, gab sie den Befehl umzukehren.

XXI.

Die Weigerung des Königs, sie zu empfangen, traf die Prinzessin wie ein Schimpf. Sie wußte, daß er im Allgemeinen leicht zugänglich war und Jedem, der sich an ihn wandte, Gehör zu schenken pflegte. Und das, was dem unbedeutendsten Petenten gewährt wurde, sollte ihr versagt sein! Sie, die ein Recht zu haben glaubte, Andere anzuklagen, sollte wie eine Schuldige, wie ein ungelegener Eindringling von der Schwelle gewiesen werden! Ihr Stolz und ihr Rechtsgefühl lehnten sich gleich sehr dagegen auf und versetzten sie in eine Art von nervöser Exaltation.

Der einzige Weg, den zu betreten ihr noch erübrigte, war der streng officielle. Sie hatte Waldeck beauftragt, dem

Gesandten ihres Vaterlandes die ersten Eröffnungen über den beklagenswerthen Stand der Dinge und die Unerträglichkeit ihres ehelichen Verhältnisses zu machen und ihn von dem Schritte zu benachrichtigen, den sie zu thun wünsche.

Der Gesandte gehörte in die Schule derjenigen Diplomaten, welche in der Vorsicht die Mutter der Weisheit verehren und sich mehr durch unruhige Geschäftigkeit, als durch Selbstständigkeit und Klarheit des Denkens auszeichnen. Händeringend lief er von Ort zu Ort, berieth sich mit seiner ganzen Legation, mit dem Minister des Aeußern, mit dem Leibarzt des Prinzen Paul, bis er sich endlich entschloß, einen Courier mit der flehentlichen Bitte um Instructionen an den Hof, den er vertrat, abgehen zu lassen.

Wohl hatte man sich strengste Discretion von allen Seiten unter den tiefgefühltesten Händedrücken zugesichert, aber ein Geheimniß unter Mehreren besitzt eine Expansivkraft, die aller menschlichen Vorsicht spottet. Das Wort „Scheidung" war vor fremden Ohren ausgesprochen worden. Einige behaupteten, daß es aus dem Munde des Leibarztes des Prinzen Paul, einer Creatur des Grafen Klamm, gekommen sei. Er selbst leugnete es, aber — gleichviel! — es fand ein hundertstimmiges Echo und verbreitete sich schnell in der Hofwelt, wie in der ersten Gesellschaft.

Bekanntlich geht es mit Gerüchten, wie mit Volksliedern; beide sind der schöpferischen Phantasie der Menge unterworfen, und Jeder fügt dem oft kargen Grundstock etwas von seinem eigenen Reichthum bei. Es ergab sich als eine Consequenz der Logik, an die Kunde, daß die Prinzessin Margaretha damit umgehe, sich scheiden zu lassen, die Frage nach dem Warum? dieser unerwarteten Entschließung zu knüpfen, und es gehörte wahrlich wenig Combinationsgabe dazu, diesen Grund als in der unbesiegbaren Leidenschaft

liegend zu bezeichnen, in der sie zu dem Grafen Xavier entbrannt sei.

Diese ehrenrührige Motivirung wurde denn auch alsbald als feststehend angenommen und verbreitet. Zu den Ohren der Prinzessin gelangte sie nicht; Graf Waldeck, dem sie in Form anspielungsreicher Gratulationen von allen Seiten her zugetragen wurde, fing sie auf und beschloß, ihr die Spitze abzubrechen, koste es, was es wolle.

Mußte ihm, den Margaretha zu ihrem Ritter geschlagen, nicht die Ehre seiner Dame über Alles gehen, und gab es ein Bedenken, dem diese Pflicht hätte nachstehen können?

Er hatte es zuerst durch Versicherungen auf Ehrenwort, durch Forderungen auf Pistolen und krumme Säbel versucht, gegen die bösen Zungen der Gesellschaft anzukämpfen. Aber er war überall mit den artigsten Entschuldigungen, den bündigsten Ehrenerklärungen vor und ohne Zeugen abgespeis't worden, ohne den achselzuckenden Verbeugungen, der leichten Ironie in den Gesichtern, ja dem lauten Kichern hinter seinem Rücken das Mindeste anhaben zu können.

Das Einstehen eines Einzelnen wird wohl überhaupt selten ein allgemeines Gerücht zu ersticken vermögen. Similia similibus! Gegen Oeffentlichkeit hilft nur wieder Oeffentlichkeit, und als die Sache nachgerade immer größere Dimensionen annahm, entschloß sich Waldeck, wenn auch widerwillig, diesen Weg zu betreten.

Da er wenig geübt war, die Feder zu führen, sich in diplomatischen Satzwendungen zu ergehen und die Wahrheit verhüllt, unter der Rose zu sagen, klang die kurze Notiz über die psychische Erkrankung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Paul und die Vorsicht, die sie seiner Umgebung auferlegte, welche er einem der gelesensten Blätter der Residenz zusandte, unbeholfen genug.

Allein der Eindruck dieser wenigen Zeilen war darum nur ein um so größerer. Sie platzten wie eine Bombe und fuhren hernieder wie ein Blitz, der die dunkle Stelle einer Landschaft erhellt. Ein schleuniges officielles Dementi vermochte ihre Wirkung nicht abzuschwächen, und die dunklen Gerüchte über ihren Urheber dienten nur dazu, ihre Autorität zu erhöhen und die Zweifel an die Richtigkeit der Thatsache, welche sie beurkundeten, vollends zu zerstreuen.

Die öffentliche Meinung schlug daraufhin mit einem Male um. Nun glaubte sich jeder an kleine Züge zu erinnern, an Anzeichen mannichfacher Art, daß es mit dem Prinzen Paul „nie recht richtig“ gewesen, und an die Stelle ehrenrühriger Vermuthungen trat ein aufrichtiges Mitleid mit dem Loose der schwergeprüften Prinzessin Margaretha. Ueberall, wo sie sich zeigte, begegnete sie Aeußerungen der Sympathie. Die Wagen der höchsten Aristokratie fuhren mit einer gewissen Ostentation vor dem Palais Paul vor, und die zahlreichen Audienzen, die um diese Zeit bei ihr erbeten wurden, hatten fast die Natur von Condolationsbesuchen und Beileidserklärungen.

Die Prinzessin nahm Niemand an, aber diese Wiederkehr der fast ganz verscherzten Volksgunst that ihrem Herzen wohl, und sie fühlte sich durch die allgemeine Zustimmung merkwürdig gehoben und bestärkt.

Selbst Graf Klamm, der mit Entsetzen gewahrte, wie sehr die Prinzessin überall an Terrain gewann, suchte sich ihr und Waldeck nun zu nähern. Ihn freilich wies Margaretha kalt zurück, und Waldeck hatte keine andere Antwort für ihn, als daß er ihn vor Zeugen daran mahnte, daß eine gewisse Ehrensache zwischen ihnen noch unbereinigt und in der Schwebe sei.

Auch aus dem Vaterlande Margaretha's war unterdessen Antwort eingetroffen. Ein Courier war angelangt und hatte

wie es hieß, dem König ein Handschreiben ihres Großohms überbracht, an dessen günstigem Inhalt sie um so weniger zweifelte, als sie sicher darauf hoffte. Alles ging Schlag auf Schlag. Margaretha blickte nicht mehr rückwärts und nicht mehr zur Seite; sie stürmte voran.

Ja, so groß war ihr stolzes Siegesgefühl, daß sie es selbst wagte, dem König offenen Trotz zu bieten.

Der Monarch hatte sie nach Empfang des Handschreibens ihres Ohms ersuchen lassen, zu ihm zu kommen. Sie hatte sich mit einer „leichten Indisposition" entschuldigt, aber aus der Art, in der sie diese Antwort an Se. Majestät gelangen ließ, konnte man deutlich genug die Bitterkeit einer noch unverschmerzten Kränkung herausfühlen.

Es war, als ob sie vom König Genugthuung für die jüngst erfahrene Abweisung verlange, die bei ihr einer übertriebenen Empfindlichkeit begegnet war. Sie schien den Fehdehandschuh in aller Form aufgenommen zu haben, und es gab Momente, in denen sie Waldeck davon sprach, sich äußersten Falles in das Gesandtschaftspalais ihres Vaterlandes zurückzuziehen, oder plötzlich zum Staunen Aller eine fluchtartige Reise nach der Residenz ihres Großohms antreten zu wollen.

Man war berechtigt anzunehmen, ihre Seele sei gewappnet und aufs Aeußerste gefaßt. Niemand, sie selbst nicht ausgenommen, ahnte, wie viel von ihrem trotzigen Muthe die Erregung des Augenblicks und wie viel in ihrer Haltung künstlich war.

XXII.

Die Prinzessin sollte auch noch den Triumph erleben, daß der König nachgab. Wie alle überlegenen Naturen konnte er in Verfolgung wichtiger Ziele im rechten Augen=

blick geschmeidig sein und kleinliche Reibereien und leere Etiketterücksichten widersprachen seiner höheren Auffassung der Dinge.

Lange vorher, ehe der Courier ihres Großohms angelangt war, hatte der König durch Klamm erfahren, daß Margaretha etwas Außergewöhnliches im Schilde führe und ihre Beziehungen zu Waldeck dazu benütze, ihre Pläne zu realisiren. Es war ihm bekannt geworden, daß sie den Grafen nicht nur in geheimen Audienzen empfange, sondern daß er auch am Tage des Armenballes erst spät in der Nacht ihre Gemächer verlassen habe. Die Weigerung, sie zu empfangen, war ebenso der Entrüstung entsprungen, die er über dieses scheinbare Aus-den-Augen setzen jeder Rücksicht auf ihre Stellung empfand, als einer unüberwindlichen Abneigung, die peinlichen Mittheilungen entgegenzunehmen, deren er sich von ihr versah und von denen er die leise Hoffnung hatte, daß sie todtgeschwiegen werden könnten.

Es hatte ihm nicht an Vermuthungen gefehlt, um was es sich eigentlich handle, aber volle Gewißheit gab ihm doch erst der Brief von Margaretha's Großohm.

Die Entdeckung der Schritte, welche Margaretha gethan, sich von ihrem Gemahl zu trennen, verursachte ihm im ersten Augenblick einen Anfall von blinder Wuth. Ihm, dem von jeher Alles nach Wunsch gegangen, dem Niemand zu widerstehen wagte, dessen Wort so oft in den Cabinetten entscheidend in die Wagschale fiel, stellte sich ein kaum reifes Mädchen entgegen, eine nachgeborene Prinzessin, die er selbst aus dem Dunkel in die Nähe seines Thrones erhoben, und störte mit ihren unbequemen Machinationen die kühle Ruhe seines Gemüthes. Sein erster Gedanke war gewesen, die Hand seiner Macht zerschmetternd auf sie niederfallen zu lassen und sie zu vernichten.

Allmählich aber wurde er milder gestimmt. Ein Gefühl des Unrechts dämmerte in ihm auf, eine leichte Angst, mit einem Makel aus diesem ungleichen Kampfe hervorzugehen. Und das nicht allein! Auch eine Regung von Mitleid hatte sich in dies unempfindlich scheinende Herz eingeschlichen. Er sah unter der dünnen Hülle ihrer äußeren Erregung die machtlose Angst, die kindlichste Haltlosigkeit, er sah, wie sie blässer und blässer wurde; er fühlte, daß sie unglücklich war, und wenn er sich auch über den Zustand des Neffen noch Täuschungen optimistischer Natur hingab, so war doch darüber kein Zweifel möglich, daß seine Ehe keine „wohlassortirte“ sei.

Die Prinzessin stand am Fenster, als die Carrosse der Majestät auf das Palais Paul zufuhr. Ein jäher Schreck befiel sie; es gab ihr einen Stich durchs Herz, und sie preßte unwillkürlich die Hand auf die Brust.

Alles um sie her schien in Fluß zu gerathen, und die Eindrücke stürzten mit verwirrender, betäubender Schnelligkeit auf sie ein. Der Wagen des Königs fuhr rasselnd in den Thorweg des Schlosses, der Portier zog hastig an einer Dienstglocke, die Lakaien rannten wie außer sich durcheinander, Thüren flogen auf und zu.

Werden Hoheit Sr. Majestät nicht bis an die Treppe entgegengehen? frug die Baronesse Stieda, die von Allen allein die Fassung bewahrte.

Die Prinzessin überhörte die Frage. Sie suchte krampfhaft sich die neuliche Weigerung des Königs, sie zu empfangen, den höhnisch geringschätzigen Blick, den er ihr vom Fenster seines Arbeitszimmers aus zugeworfen, die Entrüstung, die sie über dies Alles empfunden hatte, wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Aber dieses Gefühl wollte nicht Stand halten in diesem Augenblick und knickte unter der

Wucht einer unüberwindlichen, namenlosen und wie schuldbewußten Angst wie Schilfrohr zusammen.

Margaretha's Kniee brachen; sie hatte Mühe sich aufrecht zu erhalten, und ehe sie noch zu einem Entschluß darüber, wie sie ihn empfangen sollte, gekommen, stand der Monarch vor ihr.

Er war in Generalsuniform, und der Glanz der Epauletten und Ordenssternen hob noch den Eindruck seiner militärisch imposanten Erscheinung.

Alles Schlimme, was Margaretha jemals von ihm gehört, von seiner Unnahbarkeit und Härte, von seiner unbeugsamen Strenge und rücksichtslosen Consequenz, die dunkle Geschichte seines Privatschicksals, dessen Räder unbarmherzig über gebrochene Herzen dahingegangen, stand auf einmal wie verkörpert und zu einem Schreckbild zusammengedrängt vor ihrer Seele, und fast vergaß sie darüber die tiefe Verbeugung, welche die Hofetikette den höchsten Damen vor der Majestät zur Pflicht macht.

Die Baronesse Stieda hatte sich zurückgezogen; der König hatte der Prinzessin die Hand gegeben, und sie saßen sich nun in ziemlicher Entfernung gegenüber.

Sie sind unpäßlich, Prinzessin? begann der Monarch in so weichem und theilnehmendem Tone, als ob er factisch an diese Unpäßlichkeit glaube.

Margaretha wagte den Blick nicht aufzuschlagen. Etwas! hauchte sie.

Sie haben vielleicht zu viel getanzt im letzten Carneval.

War das Ironie und Anklage, oder nur eine gleichgültig hingeworfene Bemerkung? — Die Prinzessin vermochte es nicht genau aus dem Ton der Stimme zu entnehmen; ihre Lippen zitterten; es trat eine Pause ein.

Ich bedauerte, Sie letzthin nicht haben sehen zu können,

begann der König wieder. Ich war nicht in der Stimmung, setzte er halb vornehm, halb elegisch hinzu.

Die Prinzessin richtete sich empor und schwieg.

Hatten Sie ein Anliegen an mich? frug der König.

Sie preßte die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf verneinend.

Sie fühlen sich nicht glücklich hier, wie ich höre ...

Es schwirrte ihr vor den Augen, und in ihren Kopf stieg es wie ein Schwindel.

Margaretha! rief er, und es lag wie ermuthigende Milde im Klang seiner Stimme. Die Prinzessin vermochte nicht mehr an sich zu halten; sie brachte ihr Tuch vor die Augen und begann laut zu schluchzen.

Der König blickte ernst und schwieg, bis sie wieder ruhiger geworden war. Es schmerzt mich, sagte er dann, aber vielleicht machen Sie zu große Ansprüche ans Leben und an das, was wir Ihnen bieten können.

Es lag etwas Strenges, Verweisendes in diesen Worten. Margaretha nahm ihr Tuch von den Augen und suchte sich aufrecht zu erhalten, indem sie starr auf einem Punkt hinblickte. Das Maß von Glück, das ich beanspruche, sagte sie mit zuckenden Lippen, ist sehr bescheiden.

Der König mochte fühlen, daß er nicht ganz das Rechte getroffen; er antwortete nicht direct auf diese Rede der Prinzessin und variirte das angeschlagene Thema, als ob es sich um eine akademische Redeübung handle, weiter. Das Glück ist selten, mein Kind, ungemein selten! ... So wie die Dichter es besingen und die jugendliche Phantasie eines Mädchenherzens es sich ausmalt, existirt es wohl überhaupt nicht in der Wirklichkeit. Das Leben ist zu ernst, um nach dem Schema eines Romans abgespielt werden zu können. Wir aber, denen die Vorsehung eine wichtige und heilige Mission anvertraut, in deren Hände das Wohl und Wehe

von Millionen gelegt, wir gehören uns selbst nicht an, wir müssen erhaben sein können über menschliche Schwäche und Gebundenheit und das Widerstrebende in uns zu unterdrücken wissen. Wir haben Pflichten, Margaretha, vor allem Pflichten.

Margaretha hörte mit einer fast krankhaft gespannten, stieren Aufmerksamkeit auf die Worte des Königs. Seine Sophismen fingen an, ihr Urtheil gefangen zu nehmen, und so lange er sprach, war sie überzeugt, daß er Recht habe.

Aber der Widerspruch der Vernunft wetterleuchtete doch noch da und dort durch den Geist, den ein Dunkel zu umhüllen drohte.

Ich glaube nicht, sagte sie, daß es meine Pflicht sein kann, mit einem Gatten zu leben, den man mir angetraut, bevor ich ihn gesehen, der ... Sie suchte auch im Augenblick der höchsten Erregung nach Ausdrücken, die das Ohr des Königs nicht verletzen könnten.

Man hat gewiß diesen Zustand sehr übertrieben, warf der König ein.

Die Prinzessin protestirte mittelst einer Geberde.

Man übertrieb! wiederholte der König fest und streng, als gebe er einen Befehl. Und wenn gegenwärtig die nervöse Aufregung des Prinzen größer sein sollte, als bisher, bedenken Sie das geräuschvolle Leben, die Vergnügungen des Carnevals, so manchen Widerspruch in seinen Gewohnheiten, der auf das Gemüth Sr. Hoheit schmerzlich und peinlich einwirken mußte! ... Die Landluft wird Vieles bessern, ich bin sicher, vollkommene Ruhe und Ihre Pflege ...

Die Prinzessin fuhr auf. Ein von Schauder und Entrüstung gemischtes Gefühl machte ihrer bisherigen Beklemmung Platz. Majestät, rief sie mit fliegendem Athem, dazu bin ich nicht verpflichtet! Niemand kann von mir verlangen, daß ich es weiter trage, nach keinem Rechte Gottes und der Menschen!

Und wenn es nun ein Opfer wäre, ein freiwilliges Opfer, gebracht im Interesse des Staates, zum Wohl der Dynastie, der anzugehören Sie die Ehre haben? Hat dieser Gedanke nicht etwas Großes, nicht etwas Verführerisches für Sie? Wofür leben wir denn überhaupt, wenn es nicht für eine erhabene Idee unserer Mission ist, und glauben Sie, daß die Erfüllung einer ernsten Aufgabe zum Besten eines Ganzen und einer geheiligten Institution nicht auf die Dauer mehr Befriedigung bietet, als Nachgiebigkeit gegen eine Schwäche, als die feige Furcht vor dem uns zugefallenen Loos?

Die Prinzessin verlor ihre künstliche Haltung und versank wieder in die gebrochene Stellung von vorhin.

Glück! Glück! — Der König stieß diese Worte hervor, als ob sie etwas tief Verächtliches und Verwerfliches bedeuteten. Glauben Sie mir, ich blicke tiefer in die menschlichen Verhältnisse als so Mancher, und vor meinem Blicke lüften sich die Schleier, die für die Meisten darüber liegen, — aber von Denen, die unter uns wandeln und deren Lenkung die Vorsehung in unsere Hand gelegt hat, wie Wenige sehe ich, die ungestraft den freien Regungen ihres Herzens folgen dürfen und sich ohne Opfer und Selbstüberwindung ihren Gefühlen überlassen! ... Es gibt kein Glück ohne die Grundlage der Gleichheit der Lebensbedingungen, kein Glück, das erkauft werden muß um eine Abirrung vom geraden Wege, um eine Verletzung der bestehenden Ordnung, um eine Sünde und vielleicht um eine Schmach! — Es ist nur ein Taumel, ein kurzer Rausch der Sinne, aus dem das Erwachen schrecklich ist, ein Vergessen höherer, heiliger Pflichten, die ihre Rechte fort behaupten und sie eines Tages mit Zinseszinsen von uns einfordern. Wenn dies wahr ist für die Menge, für die einfachsten und consequenzlosesten Existenzen, um wie viel mehr für uns, die wir auf den Höhen

des Lebens wandeln, die wir die Pfeiler der bestehenden Staatsordnung sein sollen, die wir mit unserem Beispiel für so Viele maßgebend sein müssen. Wohin soll es führen, wenn wir den festen Boden verlassen und unsere verliebten Launen uns zu Gesetzen machen?

Das war nun sicher eine Anklage! Die Prinzessin empfand es als solche. Der König wußte Alles, ihr ganzes Herz lag offen vor seinem Blick, und er trat ihr als Richter gegenüber. Was hatte sie gethan! Wie tief war sie gesunken! Es war ihr, als halte man ihr einen Spiegel vor, der ihr ein Zerrbild ihrer Seele zeigte, als öffne sich vor ihr ein Abgrund von Verworfenheit und Pflichtvergessenheit, in den immer tiefer zu stürzen sie im Begriffe gestanden. Sie fühlte, wie sie erröthete uud wieder erblich. Sie schauderte vor sich selbst und hätte in die Erde sinken mögen vor Scham und Reue.

Ew. Majestät beschuldigen mich mit Unrecht, stammelte sie, wie ein entlarvter Verbrecher, der seine letzte Zuflucht zum Leugnen nimmt.

Der König sah, wie viel er an Terrain gewonnen, und wie nah er dem vollen Siege stand. Nun wurde er großmüthig, und in freierer Weise fuhr er fort: Ich habe Sie nie beschuldigt, mein Kind. Ich habe niemals etwas von dem absurden Gerücht geglaubt, das man über Sie in Bewegung zu setzen wagte, wenn schon ich es aufrichtig bedauerte, daß ihr gutes Herz und Ihr Mangel an Weltkenntniß Sie verleiten konnten, Ihre Protection Leuten angedeihen zu lassen, die sie nicht verdienten, und sich für Personen zu interessiren, die sich mit Tactlosigkeiten und Indiscretionen revanchirten.

Sie sagte kein Wort zu Gunsten Waldeck's; kein Wort der Widerrede und Vertheidigung. Sie fühlte, daß sie in diesem Augenblicke ihre Liebe verleugne, aber sie athmete

erleichtert auf. Es war wie ein Traum, aus dem sie erwachte. Der König hatte ihr die Gefahr gezeigt, um sie daran vorüber zu führen. Sie empfand auf einmal etwas wie Dankbarkeit gegen ihn, und ihr Herz begann sich ihm zu öffnen.

Sie hätten mir Ihr Vertrauen nie entziehen sollen, fuhr der König gefühlvoll fort, der die Vortheile seines nahenden Sieges bis auf das Aeußerste ausnützen wollte. Aber ich weiß, man hat mich bei Ihnen verleumdet. Sie glaubten, meine Hand sei zu rauh, um an die Wunden des Herzens zu rühren, und ich hätte kein Verständniß für die zarteren Regungen der Brust. Sie dachten wohl, ich selbst sei ohne Narbe. Aber ich, den Sie hier vor sich sehen, ich bin nicht geliebt worden von dem Weibe, das mir über Alles ging, nur geduldet, nur getragen ...

Er bedeckte die grauen Augen mit der feinen fleischlosen Hand und schien sich einen Augenblick lang nur der schmerzlichsten Erinnerung seines Lebens hinzugeben.

Ja, fuhr er dann wiederum fort, ich kenne die Leiden des Herzens so gut wie einer und verstehe mich auf ihre Heilung. Es gab trübe Stunden genug in dem ehelichen Verhältniß, das ich eingegangen hatte, wie Sie, ohne vorher die Herzen zu prüfen und die Eigenschaften gegeneinander abzuwägen, aber endlich hat doch meine Ausdauer, mein fester Wille, meine Treue gesiegt, und als sie starb, die einzige, die beste, die größte der Frauen, glücklicher als die zu sein keine verdient, keine! — er fixirte bei dem letzten Worte die Prinzessin — drückte sie mir die Hand, als ob es ihr schmerzlich wäre, mich zu verlassen, und sagte mir, daß ich sie nicht unglücklich gemacht habe, wenn es auch nicht Liebe gewesen, was ihr Schicksal an das meine gekettet. — Was waren das für Worte! Er konnte also beredt sein, dieser wortkarge Mann, er konnte von Gefühlen sprechen, dieser

kalt scheinende Verstandesmensch! Aus eigenem Antrieb stieg er von dem Piedestal unnahbarer Größe herab und machte sie zur Vertrauten von Herzensgeheimnissen, die er früher vielleicht keines Menschen Ohr preisgegeben!

Nichts schmeichelt dem Selbstgefühl mehr, als wenn Die, die man gefürchtet, zu denen man emporgestaunt wie zu Wesen einer höheren Art, plötzlich die Waffen strecken, ihre Wundmale zeigen, sich als Menschen unter Menschen bekennen und um Vertrauen und Neigung werben.

Es war nun nicht mehr bloße Dankbarkeit, was die Prinzessin dem König entgegenbrachte; ein intensiveres Gefühl der Hingebung schwellte ihre Seele. Sie sah um sein weißes Haar die Gloriole eines Gefühlsmartyriums schweben, das Bewußtsein von einer gewissen entfernten Aehnlichkeit ihres Schicksals mit dem seinen brachte ihn ihr menschlich näher und veredelte gleichsam das Gefühl der Ehrfurcht, das trotz aller Trübung durch trotzige Stimmungen nicht aufgehört hatte in ihrem Herzen fortzuleben. Zum ersten Mal schlug sie nun die Augen auf und blickte halb schüchtern, halb vertrauensvoll zu ihm empor.

Dem König war die Veränderung in ihren Gesichtszügen nicht entgangen. Er griff nach ihren beiden Händen und zog sie zu sich heran. Sie hätten nie vergessen sollen, sprach er mit Wärme, daß Sie in mir einen Freund besitzen, einen wahren, zuverlässigen Freund. Ich kannte Ihren Vater und achtete ihn hoch. Sie haben Aehnlichkeit mit ihm im Aeußeren und müssen sie auch im Inneren haben. Er vergaß nie die Pflichten seiner Stellung; sie waren ihm das Höchste.

Die Prinzessin beugte sich, als wolle sie dem königlichen Greise die Hände küssen; er aber entzog sich ihr rasch, und sie sagte mit einiger Verwirrung darob, aber voll aufrich-

tiger Wärme: Ich danke Ew. Majestät für diese gnädigen Worte.

Nun hatte der König sie Dank seiner überlegenen Taktik da, wo er sie wollte. Er hatte ihr Urtheil verwirrt und irre geführt; er hatte sich zu ihr herabgelassen und, als sei sie seinesgleichen an Stellung und Erfahrung, um ihre Freundschaft geworben; er hatte sie in einen Abgrund starren lassen und sie mit sanfter, väterlicher Hand daran vorübergeleitet; er hatte ihren Familienstolz geweckt und ihr verschlossenes Herz im Sturm erobert. Nun war denn auch der Zeitpunkt gekommen, in dem er es wagen zu dürfen glaubte, ihr die Mittheilung zu machen, von der er die schlimmsten Folgen für seine Sache fürchtete, die aber in Wahrheit nur ein Motiv mehr enthielt, daß sie ihm ganz verfalle.

In einem leichten Tone, als ob es sich um etwas Nebensächliches handle, das er in der Hitze der vorausgegangenen Discussion außer Augen verloren, begann er: Ihr Oheim, mon cher frère, hat Uns geschrieben, daß er Uns besuchen wolle.

Die Prinzessin erblaßte.

Er hat sich angemeldet, um die von Ihnen angeregten Punkte persönlich zu untersuchen und in Ihrem Namen Entscheidung zu treffen ...

Er zögerte in Fortsetzung seiner Rede und lehnte sich in dem Fauteuil zurück, als habe er an der Decke des Gemachs einen der genaueren Betrachtung besonders würdigen Gegenstand entdeckt.

Ich muß Ihnen offen gestehen, fuhr er dann matt lächelnd fort, daß er mir zu einer andern Zeit und aus einem freudigern Anlaß insbesondere viel willkommener sein würde, und ich möchte ihm das wirklich schreiben, falls Sie sich entschließen könnten, wieder bei uns zu bleiben, und

mir die Sache in die Hand zu geben. Ich bin sicher, daß eine consequent durchgeführte Cur unter Leitung eines gewiegten und erfahrenen Nervenarztes, vollkommene Ruhe, Zerstreuung, Landleben und dergleichen den Zustand meines Neffen, Ihres lieben Gemahls, bald wieder vollständig in das richtige Geleis bringen wird.

Der König sprach noch Mehreres in diesem Sinne. Aber die Prinzessin hörte längst nicht mehr auf ihn. Ihre Gedanken waren bei der Nachricht von dem Besuche ihres Oheims stehen geblieben. So war er also nicht bedingungslos auf ihre Seite getreten, so sonnenklar auch diesmal, wenigstens in ihrem Sinne, ihre Sache stand! Er wollte selbst sehen, prüfen, entscheiden! Wie genau sie ihn daran wieder erkannte als das Urbild steifer Kälte und ceremonieller Pedanterie! Ihre Gefühle gegen ihn hatten etwas von der kindlichen Furcht ihrer Mädchenjahre beibehalten, und der Gedanke, daß er ihr nun persönlich gegenübertreten wolle, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, um ihre Motive bis ins kleinste zu prüfen und am Ende wohl gar Kunde von dem dumpfen Gerücht über ihre sträfliche Neigung zu dem Grafen Waldeck zu erlangen, erfüllte sie mit einem Entsetzen, das alle übrigen Bedenken in ihr vollends zum Schweigen brachte. In ihrer Seele rief es ein lautes Nein! und mit bebender Lippe versprach sie dem König, daß sie es versuchen wolle, an der Seite ihres Gemahls auszuharren.

Der König war, wie wir gesehen haben, elegischer Stimmungen fähig; er konnte unter Umständen sogar sentimental werden; aber den Grundzug seines Wesens bildete das nicht, und hauptsächlich räumte er dergleichen, in der Regel schnell vorübergehenden Anwandlungen keinen Einfluß auf seine Handlungen ein und die Entschließungen, die er einmal gefaßt hatte.

Die weichen Töne, die er zuerst nur angeschlagen, weil sie ihm als Mittel zur Erreichung seines Zweckes dienlich schienen, hatten ihn zuletzt selbst übermannt und mit fortgerissen. Angesichts der scheinbaren Leichtigkeit seines Sieges und der geringen Fürchterlichkeit seiner Gegnerin überkam ihn nun das peinliche Gefühl, zu weit gegangen zu sein und sich durch seine Weichheit der Prinzessin gegenüber etwas in seiner Würde vergeben zu haben. Dies machte seine Stimmung in einem Augenblick umschlagen.

Es war, als ob sich sein ganzes Wesen sichtlich von innen heraus erkälte und versteinere. Seine Gesichtszüge wurde unbeweglicher, sein Ton höher und härter, als er nach kurzer Pause wieder anknüpfte: Sie glauben nicht, wie viel Kummer mir diese ganze Angelegenheit bereitet hat. Es sind Dinge vorgefallen, die ganz unverantwortlich erscheinen ... Wenn es denn einmal hätte sein müssen, um jeden Preis hätte sein müssen, und wenn keine Rücksicht der Convenance, kein höheres Familieninteresse Sie hätte zurückhalten können, ein Band wiederum zu brechen, das der Segen der Kirche geheiligt und unauflöslich gemacht hat: man hätte einen Vorwand finden können, diesem peinlichen Eclat die Spitze abzubrechen, und es wäre nicht nothwendig gewesen, das Unglück meiner Familie, das psychische Leiden eines meinem Throne und meiner Person zunächst stehenden Prinzen in die Gassen hinauszuposaunen und einer öffentlichen Discussion preiszugeben, die von den schlimmsten Präjudicien für die Zukunft sein kann.

Die Prinzessin blickte den König verstört an. Dieser plötzliche Umschlag seiner Stimmung war ihr momentan unverständlich, und sie frug sich, ob sie jetzt, oder zuvor recht gehört habe.

Man hat Namen und Verhältnisse in der Tagespresse herumgezogen, fuhr der Monarch fort, die jedem gesunden

und treuen Unterthanengefühl dafür hätten zu heilig und unantastbar sein sollen ... Ich kann nicht denken, daß solche Dinge mit Ihrem Wissen und Willen geschehen sind, Prinzessin.

Nein! betheuerte Margarathe. Ganz gewiß nicht.

Sie log in diesem Augenblicke, die gute Prinzessin. Es ist wahr, sie wußte nichts von den Zeitungsnotizen, welche Waldeck zur Vertheidigung ihrer Ehre und zur Klarstellung der sie leitenden Motive der öffentlichen Meinung gegenüber für nothwendig erachtet hatte, aber doch lag darin eine Mentalreservation, daß sie nicht aus freien Stücken hinzufügte, daß Alles, was in dieser Sache geschehen sei, in ihren Namen gethan wurde, daß sie Alles gebilligt habe und daß das Vorgehen Waldeck's zuletzt noch hinter ihrem ungestümen Andrängen zurückgeblieben sei.

Der König zog mit einer gewissen feierlichen Langsamkeit ein Zeitungsblatt aus der Tasche. Und doch, Prinzessin, hub er an, muß ihrer ganzen Fassung nach diese zweimal mit Hartnäckigkeit widerholte und gegen unser Dementi aufrecht erhaltene Zeitungsnotiz aus Ihrer unmittelbaren Umgebung stammen.

Der Hofmarschall des Prinzen, stammelte sie.

Graf Klamm ist keiner solchen Handlung fähig, entgegnete abweisend der König, der sich so viel auf seine Menschenkenntniß zu gut that. Die Baronesse Stieda? — er lächelte — ich spreche nicht von ihr! ... Aber da befindet sich am Hofe meines Neffen seit neuester Zeit ein gewisser Graf von Waldeck-Clarence ...

Der König sprach jetzt zum ersten Mal seinen Namen aus, und die Wangen der Prinzessin überflutete ein brennendes Roth.

Ich muß gestehen, daß er mir nie recht gefiel und mich die Wahl meines Neffen in diesem Fall frappirt hat. Eine heruntergekommene Familie ... ein junger Mensch von ganz

colossalem Dégagement der Manieren ... ziemlich leichtsinnig ... ich ersehe aus seiner militärischen Conduitenliste, daß er bis über die Ohren in Schulden steckt ... Der Umstand, daß ein müssiges Gerede ihn — ich glaube, er war es? — (die Prinzessin nickte) mit Ihrer Person in Zusammenhang zu bringen wagte, zwingt Uns, mit um so größerer Strenge gegen ihn vorzugehen wegen einer Handlung, die, sei sie aus bloßer Indiscretion und ungebetener Dienstfertigkeit, oder aus sonst einem Motive entsprungen, das ich nicht untersuchen will, ganz unqualificirbar ist.

Die Prinzessin stand der Wucht dieser Anklage sprachlos gegenüber. Sie fühlte den heißen Drang zu widersprechen, aber sie wußte nicht, wie und wo sie anfangen sollte, und der Gedanke, wie unmöglich es sein würde, gegen die tiefe Verachtung, die sich in diesem Urtheil aussprach, anzukämpfen, beruhigte sie momentan darüber, daß sie nicht wagte, wenigstens einen Versuch zu machen.

Erlauben Sie, daß ich ihn selbst frage, sagte der König. Er zog die Klingel; ein Lakai erschien. Graf Waldeck! befahl die Majestät.

Der König hatte dies Alles so fest und sicher gethan, als ob es sich um etwas ganz Selbstverständliches und Gleichgültiges handle. Die Prinzessin sah ihm wie geistesabwesend zu. An diese Folge ihrer Zugeständnisse hatte sie nicht gedacht! Ihr Innerstes empörte sich dagegen, und noch einmal flackerte ihr im Keime gebrochener Muth auf. Ein Verhör, Majestät! rief sie abwehrend.

Ein kalter, strenger Blick des Königs traf sie wie ein Blitz. Ich denke, es ist in Ihrem wie in meinem Interesse gelegen, der Sache auf den Grund zu kommen, und Sie werden kaum die Verächter des monarchischen Princips souteniren wollen.

Nein, gewiß nicht! So weit war ihr Muth niemals gegangen, und sie war zu Ende mit ihrer Kraft. Es blieb nichts Anderes mehr übrig, als den Dingen ihren Lauf zu lassen und das Herz dem Sturme des Geschicks preiszugeben.

Graf Waldeck trat ein. Er hatte Dienst an diesem Tage und war in großer Uniform.

Herr Lieutenant, kennen Sie diese Zeitungsnotiz? redete ihn der König an, indem er ihn mit einem unheimlichen lauernden Blick maß.

Waldeck nahm das Zeitungsblatt zur Hand und warf einen flüchtigen Blick darauf. Dann gab er es zurück.

Ja, Majestät! sagte er mit fester, ruhiger Stimme.

Seine Haltung verrieth auch jetzt nichts von Verwirrung, Angst und Bestürzung; er hatte sich im Gegentheil stramm emporgerichtet, und nur sein Auge suchte die Prinzessin, die vernichtet vor dem König stand und den Blick zur Erde heftete.

Kennen Sie den Autor der Notiz? fuhr der König fort.

Ich bin es selbst, Majestät! antwortete der Lieutenant.

Es trat eine Pause ein, in der Margaretha nichts hörte, als den leisen Gang der Wanduhr und das lautere Pochen ihres Herzens.

Der König war roth geworden, wie vor Zorn, und schien nach einem passenden Ausdruck seiner Entrüstung zu ringen. Er frug nicht nach den Motiven dieser Handlung Waldeck's. Es war kaum anders möglich, als daß er eine Ahnung von dem Opfer hatte, daß in diesem Augenblick vollbracht wurde. Aber sublime Gefühle und heroische Ritterlichkeit waren kein Milderungsgrund für so schwere Vergehen in den Augen des strengen, selbstherrischen Monarchen.

Sie begreifen, sagte er mit fast eherner Unnahbarkeit, daß Sie mit diesem Geständniß Ihre Entfernung vom Hofe und ihre Entlassung aus Meiner Armee ausgesprochen haben.

Graf Waldeck zögerte noch einen Moment lang. Noch einen Blick warf er auf die Prinzessin, noch einen letzten Blick schmerzvollen und doch milden Vorwurfs. Dann bemerkte er den ungeduldigen Wink des Königs und verließ in militärischer Haltung das Gemach.

XXIV.

Der König hatte sich zurückgezogen. Wie im Traume war Margaretha ihm an die Marmorfreitreppe des Schlosses mehr gefolgt, als daß sie ihn geleitet hätte. Er winkte mit der Hand, sie machte die vorschriftsmäßige Verbeugung. Dann verschwand er hinter den Glasthüren des Aufgangs.

Sie hörte wieder seinen schweren Wagen durch den gepflasterten Thorweg des Schlosses rasseln, und es war ihr, als ob dieses Geräusch sie erwecke aus einer allgemeinen Gebundenheit aller Sinne, die ihre ganze Widerstandskraft gefangen gehalten hatte. Die Fesseln des Zwanges und der Furcht fielen von ihr, und mit leidenschaftlicher Heftigkeit kam über sie der Wunsch, das Geschehene ungeschehen zu machen und die letzte Stunde aus dem Schuldbuch ihres Lebens auszutilgen. Sie stürzte in ihr Zimmer zurück und eilte an das Balconfenster desselben, gleich als ob es möglich wäre, den Monarchen zurückzurufen.

Da sprengte eben der königliche Vorreiter über das Pflaster hin, daß die Funken den Hufen seines Pferdes entstoben, eine schwere, zweispännige Carrosse folgte. Die Posten traten unters Gewehr, die Trommeln wirbelten, die Leute auf der Straße blieben stehen, machten Front und verneigten sich tief, als der Wagen der Majestät an ihnen vorüberfuhr.

Dieses Bild der Wirklichkeit brachte Margaretha wieder zu sich. Sie ließ die Arme sinken und setzte sich, wie über-

wunden von der schlagenden Thatsächlichkeit des Bestehenden, auf ein Tabouret nieder. Wie es auch wogte in ihrer Brust, wie es auch aufschrie in ihrer tiefsten Seele, sie durfte nicht hören auf die Stimme des Herzens und den Schrei der Natur. Sie war Prinzessin, und die Pflichten der Geburt mußten ihr höher stehen, als die Rechte des Herzens. Der König hatte ihr den Standpunkt wiederum gezeigt, auf dem sie zu stehen habe, und sie aufs Neue mitten in die Atmosphäre versetzt, aus der allein sie ihre Lebenselemente zu ziehen gewohnt war und von der sie sich nur scheinbar losgerissen hatte. Denn die Schranke der Stellung, welche sich unüberwindlich zwischen ihr und dem geliebten Manne erhob, bestand nicht allenfalls nur vor und in der Welt; sie bestand auch in ihrem Geiste und in ihr selbst. Sie konnte nicht darüber hinaus und vermochte sich nicht zu denken, daß es anders sein könne, und wie es anders sein könne. Ihre Stellung war für sie das von der Natur Gegebene, und daran hatte ihr ganzes Vorgehen von Anfang an gekrankt, daß sie nie versuchte, sich klar zu machen, wie sich ihre Verhältnisse nach der Trennung ihrer Ehe gestalten sollten.

Wie oft und feurig hatte sie Waldeck im Laufe ihres Vorgehens ihrer ewigen Dankbarkeit versichert, und nun hatte sie nicht einmal den Muth besessen, für ihre eigenen Befehle einzustehen, sich um ihren Sachwalter anzunehmen und ihn nicht einer königlichen Ungnade von den unberechenbarsten Folgen preiszugeben.

Es war Alles so schnell, so Schlag auf Schlag gegangen, redete sie sich ein, daß sie gar nicht zum Bewußtsein ihrer selbst kommen konnte. Aber es war nicht die Hast drängender Umstände, nicht die Muthlosigkeit allein gewesen, was sie in der Stunde der Entscheidung hatte schwach und grausam werden lassen. In ihrem ganzen Verhalten gegen Waldeck kam doch auch wieder jener Grundzug ihrer Er-

ziehung zur Geltung, der sie gelehrt hatte, in egoistischer Erhabenheit über das Loos unbedeutender Sterblicher dahinzuschreiten und über die große Vorstellung von der eigenen Berechtigung die der übrigen Menschenkinder vollständig außer Acht zu lassen.

Nun gab es keine Umkehr mehr. Rath- und thatlos stand sie dem Unvermeidlichen gegenüber. Sie rang die Hände, sie preßte die Stirne an die kalten Marmorwände ihrer Gemächer; sie dachte an Selbstvernichtung und sehnte sich nach dem Aufhören von all der Qual.

Nach Waldeck wagte sie nicht mehr zu fragen. Wer hätte ihr auch Aufschluß über ihn geben können? Der Gemahl, dessen Eifersucht er erweckt hatte, die gute Baronesse Stieda, die nur Thränen hatte, mitzuweinen, und Mahnungen daran, wie sehr sie mit ihren Rathschlägen im Rechte gewesen, die Hoflakaien endlich, die bezahlt waren, ihre Schritte zu bewachen und darüber Bericht zu erstatten?

Graf Klamm war seit einiger Zeit unsichtbar geworden. Er hatte sich beim Prinzen krank melden lassen, und je unerhörter dies war und je weniger die Prinzessin an diese Krankheit glaubte, um so mehr wuchs dadurch ihre bange Erwartung über die Rolle, die er im weiteren Verlauf ihrer Herzensangelegenheit zu spielen gedenke.

Im ersten Anfang war es ihr beinahe lieb gewesen, nichts zu hören und nichts zu sehen von Dem, dem sie so großes Unrecht zugefügt hatte. Scham und Reue stellten sich vor sein Bild in ihrem Geiste, und sie schloß das Auge vor dem Schicksal, dem sie ihn anheimgegeben.

Aber so konnte es nicht bleiben. Die Tage verstrichen, und die Kunde von dem, was aus ihm geworden, von der sie als sicher angenommen hatte, daß sie ihr von selbst zukommen werde, blieb aus. Die Entscheidung des Königs

begegnete in diesem Falle einem allgemeinen mißbilligenden Schweigen. Jedenfalls aber gelangte nichts von dem, was in intimeren Kreisen über den Abschied eines Offiziers, der Allen sympathisch gewesen, gesprochen wurde, bis zu den Ohren der Prinzessin. Sie blieb vollständig im Dunkel über sein Schicksal. Eine beklemmende Angst bemächtigte sich ihrer allmählich, die endlich in den brennenden Wunsch überging, um jeden Preis Gewißheit zu erlangen.

Unterdessen drang Prinz Paul auf Abreise nach seinem geliebten Birkensee. Der König hatte seine Zustimmung gegeben, ja den Wunsch ausgedrückt, daß sie möglichst bald erfolgen möge. Man hatte bei dem Prinzen einen Specialarzt für Nervenkrankheiten angestellt und jede Art von Vorsichtsmaßregeln getroffen. Dazu kam, daß der Prinz sich in den letzten Zeiten ruhiger verhielt, ja dem ungeübten Auge des Laien konnte er Tage lang als vollkommen gesund erscheinen.

Nun war der Widerstand für die Prinzessin beinahe unmöglich geworden. Alle Ausflüchte, alle Einwendungen, alle künstlichen Verzögerungen waren erschöpft.

Eine einzige gab es noch. Margaretha wollte sich, bevor sie sich zu längerem Aufenthalt in einem entlegenen Schloß vergrub, noch einmal öffentlich mit ihrem Gemahl zeigen, um so den Gerüchten ein formelles Dementi zu geben, die durch ihr Zulassen, ja durch ihre Veranlassung in das Publikum gedrungen waren. Als eine ihrer unwürdige Komödie hatte sie anfangs dieses Ansinnen zurückgewiesen, als es ihr zuerst gemacht worden war, nun kam sie aus freien Stücken darauf zurück.

Der Carneval mit seinen Freuden war verrauscht; auf die ruhigere Fastenzeit war die Charwoche gefolgt. Die kirchlichen Feierlichkeiten derselben boten von jeher der königlichen Familie mannichfache Gelegenheiten, sich öffentlich zu

zeigen, und insbesondere pflegte das Auferstehungsfest am Charsamstag niemals von dem gesammten Hofe versäumt zu werden.

Dabei wollte sich denn auch Margaretha mit dem Prinzen Paul einfinden. Sie gewann dadurch drei Tage Zeit, Nachforschungen anzustellen und günstige Zufälle abzuwarten, um Gewißheit über ein Menschenloos zu erlangen, das ihr vor Allem am Herzen lag.

XXV.

Auch diese drei Tage verstrichen, ohne daß ihre Erwartungen sich erfüllten. Der Charsamstag kam, und sie verbrachte ihn in fieberhafter Aufregung.

Von allen Schritten, die sie gethan, hatte keiner zu irgend welchem Resultate geführt, aber bis zuletzt lebte ein starker Glaube in ihr, daß plötzlich ein unvorhergesehener Glückszufall eintreten müsse, der sie von der Qual der Ungewißheit befreien werde.

Der Abend brach endlich an; ein milder, sanfter Abend voll lauer Lenzesluft. Der Himmel blieb noch hell, nachdem die Sonne längst untergegangen war, und Abendstern und Mondessichel leuchteten vereinsamt durch seine matte Bläue. Eine feierliche Stimmung schien ihre Flügel über die Stadt ausgebreitet zu haben; die Glocken läuteten von allen Thürmen, und die Straßen, durch welche die Hofwagen fuhren, wimmelten schwarz von Neugierigen und Andächtigen, die, Gebetbücher in den Händen, in die Kirchen wallten.

Die allgemeine Ruhe wirkte wohlthätig auf das wunde Gemüth Margaretha's, und als sie nun von der Geistlichkeit am Portal des ehrwürdigen Domes empfangen wurden und das Lichtmeer von den Altären und Säulen ihr entgegen-

strahlte, vergaß sie ihre Sorgen, und es kam über sie, wie eine Anwandlung demüthiger Ergebung in ihr Schicksal.

Sie schritt unter Vorantritt der Geistlichkeit gesenkten Hauptes an der Seite ihres Gatten durch das Schiff der Kathedrale und schien nicht zu beachten, was um sie vorging.

Schon war sie vor dem Hauptaltar der Kirche angekommen, als sie auf einmal das unbestimmte Gefühl hatte, als ob Jemand sie fixire.

In einem der letzten Hofstühle stand in tiefes Schwarz gekleidet eine Dame, die sichtlich bemüht war, sich an die Prinzessin heranzudrängen. Sie hatte den langen Wittwenschleier zurückgeschlagen und ihr bleiches, von einem dünnen Scheitel grauer Haare umrahmtes Gesicht erweckte im Geiste der Prinzessin die verwirrende Vorstellung einer entfernten Aehnlichkeit mit einem anderen, das sie momentan vergebens in ihrem Gedächtniß suchte. Sie zögerte einen Augenblick lang und fühlte nun, daß gegen ihre herabhängende Hand ein Papier raschele. Eine Bittschrift wahrscheinlich, dachte sie. Wie unter dem Banne eines höheren Zwanges nahm sie es an sich und schritt, von den Folgenden gedrängt, dann wieder rascher vorwärts.

Der Gottesdienst begann. Orgelaccorde rauschten durch die Hallen der Kirche; der Chor der Sänger stimmte ein.

Die Prinzessin kniete nieder, öffnete ihr Gebetbuch und neigte, wie in Andacht versunken, das Haupt bis tief zu den Blättern desselben herab. Aber es waren nicht Gedanken der Andacht, die ihre Seele erfüllten; das Blatt brannte in ihrer Hand, und sie empfand eine drängende Ungeduld, zu erfahren, was es enthalte. Ohne ihre Stellung zu verändern, warf sie einen scheuen Blick auf ihre Umgebung. Der Prinz betete — sie entnahm es der Bewegung seiner Lippen — inbrünstig neben ihr; das Gefolge hatte sich um=

gewandt und schaute zerstreut nach dem Chor, wo die Hofmusik sich producirte.

Die Prinzessin entfaltete mit zitternder Hand das Blatt und las: „Vergebens seit vier Tagen fleht eine unglückliche Mutter um die Gnade, bei Eurer königlichen Hoheit vorgelassen zu werden. Sie kann nicht glauben, daß ihre widerholte Abweisung mit den Intentionen Eurer Hoheit übereinstimmt und wagt es daher, ihr Gesuch Höchstderselben persönlich zu überreichen, so wenig Ort und Stunde dazu geeignet erscheinen mögen."

Die raschen Augen der Prinzessin überflogen die Schlußfloskeln, denn schon hatte sie den Namen am Schlusse des Blattes erblickt: „Elma, Gräfin von Waldeck-Clarence, geborene Gräfin Wolkenstein".

Seine Mutter! Die Prinzessin traf es wie ein Blitz „Eine unglückliche Mutter", hatte die Gräfin geschrieben. Was wollte sie damit sagen? Was begriff sie unter dem Worte: „unglücklich"? Waldeck war vom Hofe entfernt, aus der Armee entlassen worden, er stak, wie der König sich ausgedrückt hatte, „bis über die Ohren in Schulden" — waren dies nicht Dinge genug, die Anwendung des Wortes vollständig zu rechtfertigen?

Margaretha suchte sich dies einzureden, aber in ihrem Herzen lebte eine geheime Angst fort, das Wort möge hier noch eine weitere, traurigere Bedeutung haben.

Die Orgelaccorde umbraus'ten sie lauter, die Posaunen schmetterten dazwischen, Volk und Chor sangen viel hundertstimmig das: „Christus ist erstanden!"

Sie hörte es nicht und beachtete nicht, was um sie vorging. Ja, so tief war sie mit sich und ihren Gedanken beschäftigt, daß sie zerstreut noch knieen blieb, als der Gottesdienst schon zu Ende war und Alles sich erhob.

Der Prinz gab ihr ein Zeichen; sie fuhr zusammen und schloß sich hastig dem Zug der Geistlichkeit an. Dabei ging sie dicht an der Gräfin Waldeck vorbei, bedeutete ihr kaum merklich mit dem Kopfe, ihr zu folgen, und flüsterte ihr dann im dichtesten Gedränge ins Ohr: Ich werde Sie morgen um vier Uhr empfangen."

XXVI.

Ein Mensch, und sei er der unbedeutendste, wird nicht ausgestrichen aus den Registern des Lebens, wie man ein Blatt umwendet in einem Buche, oder wie eines vom Baume fällt in einen See und darin untergeht.

Zwischen dem ersten Aufkeimen des verzweiflungsvollen Entschlusses, im Tode Vergessenheit aller Enttäuschungen und eine Erlösung aus unhaltbar gewordenen Situationen zu suchen, und der endlichen That liegt eine Spanne Zeit voll der qualvollsten Peripetieen. Vielleicht, daß die Gefühle oft noch ganz am Ende zu den lachenden Gestaden des Daseins zurückkehren, von denen ein düsterer Anschlag den Kahn mit rauher Hand schon abgestoßen, vielleicht, daß schließlich ein kleinster Umstand entscheidend in die Wagschale fällt, das schon volle Maß überfließen macht und das Delirium des letzten entscheidenden Moments herbeiführt.

Der König hatte seiner ursprünglichen Entscheidung einigermaßen die Spitze abgebrochen und ihr nachträglich wenigstens eine mildere Form gegeben. Was ihn dazu bewogen, war wohl weniger Rücksicht auf Waldeck, als Gründe des äußeren Decorums und der Aufrechterhaltung des höfischen Scheins.

Bei Hofe, wie im Himmel, nimmt ja meistens selbst die Ungnade die Gestalt einer Wohlthat an; man fällt

sozusagen aufwärts, und noch in den äußersten Fällen **wird** die Schwere eines Sturzes durch die untergelegten **Luft**kissen milder Formen und rücksichtsvoller Beachtung **aller** Nebenumstände abgeschwächt.

Waldeck war kaum aus dem Palais Paul in sein Privatquartier zurückgekehrt, als er ein Schreiben des königlichen Adjutanten zugestellt erhielt, worin er aufgefordert wurde, motu proprio um seine Entlassung einzukommen. Es war daran ein freundschaftlicher Wink des Adjutanten geknüpft, sich auf dem Gnadenwege um eine Pension zu bewerben, der Waldeck nur ein stolzes, bitteres Lächeln abgewann.

Sein erstes Gefühl nach der Katastrophe war ein dumpfer mächtiger Groll gegen den Hofmarschall des Prinzen Paul, in welchem er nicht mit Unrecht die Triebfeder der Abneigung des Königs gegen ihn und den Urheber des unglücklichen Ausgangs der Sache erblickte.

Das militärische Ehrengericht hatte sich schon vor einiger Zeit dahin ausgesprochen, daß die Differenzen, zu denen die uns bekannte Scene im prinzlichen Wintergarten geführt hatte, eine Entscheidung durch die Waffen forderten. Man war sehr weit davon entfernt, die eigenthümliche Stellung, welche Baronesse Stieda in der Gesellschaft einnahm, als Milderungsgrund für Klamm gelten zu lassen und eine Dame darum gleichsam für vogelfrei zu erklären, weil sie eine ausgezeichnete Zielscheibe für schlechte Scherze abgab.

Graf Waldeck war denn auch mit einer gewissen Erbitterung darauf bestanden, diesem Ausspruch des militärischen Ehrengerichtes nachzukommen, während Klamm allerlei Ausflüchte dagegen gesucht hatte und, wie der technische Ausdruck lautet, in jeder Weise „krebste“. Bald waren es körperliche Indispositionen, bald unaufschiebbare Geschäfte, bald Dienstesangelegenheiten, die ihn verhinderten, seinen

Verpflichtungen nachzukommen, und die Cartellträger Waldeck's gingen sich müde, ihn daran zu mahnen.

In Wahrheit war er eine innerlich feige Natur, die sich vor Gefahren und körperlichen Schmerzen verkroch, und es stand für ihn fest, daß er sich unter keiner Bedingung den zweifelhaften Chancen eines Zweikampfes aussetzen wolle. Er hatte anfangs es kaum für möglich gehalten, daß ihm die Sache Schwierigkeiten bereiten könne, oder ihn sein an Auswegen reicher Geist in diesem Falle im Stiche lassen werde. Die allgemeine Mißbilligung, auf die sein Verhalten in dieser Angelegenheit wider sein Erwarten gestoßen war, versetzte ihn in eine gewisse unbehagliche Stimmung, die er sich durch die Entlassung des Grafen Waldeck aus der Armee vollständig überhoben wähnte. Die verschärften Mahnungen, die ihm dieser sandte, beantwortete er mit der Behauptung, daß seine Stellung ihm nicht gestatte, sich mit einem unter nicht ganz klaren Verhältnissen entlassenen Offizier zu schlagen.

Aber es war ganz merkwürdig, wie vereinzelt er mit dieser Ansicht stand. Niemand vermochte in der königlichen Ungnade einen Makel für Waldeck's Charakter zu erblicken, und von allen Seiten erhoben sich Parteigänger für den Gefallenen, die sich seiner Angelegenheit mit jener unermüdlichen Ausdauer annahmen, mit welcher sehr oft Unbetheiligte fremde Ehrensachen zu betreiben pflegen.

Auch vor den König gelangte die Kunde von Klamm's wenig chevalereskem Verhalten in der berührten Ehrensache. Indessen war es nicht sowohl dieses, als vielmehr eine noch viel peinlichere Angelegenheit, die endlich seinen Sturz herbeiführen sollte.

Die Personalveränderungen in der unmittelbaren Umgebung des Prinzen Paul hatten zu gewissen unliebsamen Entdeckungen geführt. Der Monarch hatte insbesondere ge=

funden, daß die Berichte, die Klamm seiner Zeit ihm über das Befinden des Neffen eingesandt, in einem ganz bedenklichen Grade rosig gefärbt gewesen, man hatte die Forschungen alsbald auch auf andere Gebiete der Wirksamkeit des Grafen Klamm ausgedehnt, die zwar schließlich mit einer Niederschlagung der Untersuchung endeten, aber doch die schleunige Pensionirung des Hofmarschalls zur Folge hatten. Von den „vorgefallenen Unregelmäßigkeiten", wie die Hofsprache die Sache betitelte, die vielleicht unschwer unter einen Paragraphen des Strafrechts zu subsumiren gewesen wären, gelangte gerade soviel an die Oeffentlichkeit, um Klamm moralisch zu vernichten.

Dem Menschenfreund bot der Gegensatz der Aufnahme, welche sein Sturz und der des Grafen Waldeck in der öffentlichen Meinung fand, ein erfreuliches Schauspiel dar. Beide förderten durch ihren Fall ein latentes, unausgesprochenes, ja sogar bis zu einem gewissen Grade noch unentwickelt gewesenes Urtheil über ihre Charaktere zu Tage. Aber während es bei Waldeck instinctive Sympathieen waren, die sein Mißgeschick bis zum Wohlwollen und der lebhaftesten Parteinahme steigerte, war es bei Klamm ein tiefer Abscheu, oder doch wenigstens ein kaltes Sichabwenden von einem moralisch Aussätzigen.

Graf Waldeck war, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er vergebens auf einem Duell mit dem Exmarschall bestehe, von dem er eine Lösung seines Schicksals ohne eigenes Zuthun erwartete, wieder auf sich und in sich zurückgesunken. Die Aufregungen, in die ihn die Betreibung dieser Angelegenheit versetzt, hatten nachgelassen und seine Gedanken hatten sich der alleinigen Betrachtung seiner Lage zugewandt.

Waldeck selbst war nicht schuldlos der Welt, dem Staate, dem König gegenüber. Hatte er sich doch als Hofmann und

Offizier in Intriguen eingelassen und in Angelegenheiten gemischt, die ihn nichts angingen; und dies noch dazu in einer Weise, die schon formeller Beanstandung unterlag. Er war auch nicht schuldlos in moralischer Beziehung; denn in die eine Empfindung eines ritterlichen Mitleids mit dem Loose Margaretha's hatte sich ein wärmeres Gefühl der Liebe zu einem Weibe gemischt, das einem Anderen angehörte, und er hatte dieser Leidenschaft nachgegeben und sie die Oberhand über sich behaupten lassen.

Allein von Allen besaß gewiß die Prinzessin das geringste Recht, die Strafe dieser Schuld, wie hoch oder wie gering man sie nun anschlagen mag, an diesem ihrem Opfer zu vollstrecken. Hatte sie ihn doch aus seinem Dunkel zu sich emporgehoben, zu ihrem Ritter ernannt und zu den Schritten, die ihn ins Verderben gestürzt, theils gedrängt, theils ihre Zustimmung gegeben.

Zu diesen qualvollen Stimmungen der Seele gesellten sich für Waldeck noch Sorgen von viel weniger idealem Inhalt. Er hatte es unter seiner Würde gehalten, um eine jener Gnadenpensionen zu betteln, von denen man nicht mit Unrecht sagt, daß sie zu gering zum Leben und zu hoch zum Sterben seien. Aber seine Gläubiger bedrängten ihn, man pfändete seine geringe Habe; alle peinlichen Gefühlsverletzungen und rauhen Eingriffe in die intimeren Gewohnheiten, die mit dergleichen Verhältnissen verbunden sind, kamen über ihn und wurden doppelt schmerzlich von ihm empfunden. Bald befand er sich materiell vis-à-vis de rien; das Elend starrte ihn mit hohlen Augen an, und auch der Blick in die Zukunft war ihm versperrt, denn er besaß keine der angeborenen Fähigkeiten oder erworbenen Fertigkeiten, die außer in den Kreisen, in denen er bisher gelebt hatte, Cours haben und gesucht werden.

Ja, es war in seinem Bereich nicht einmal ein Freund,

der den Versuch gemacht hätte, ihm über die ärgsten innerlichen und äußeren Schwierigkeiten hinüberzuhelfen. Er hatte das Bedürfniß nach Rath und Zuspruch, und Niemand rieth ihm und sprach ihm zu. Als er sich unter seinen zahlreichen Bekannten umsah, kam es ihm zum ersten Male zum Bewußtsein, wie sehr er eigentlich allein stand. Nicht fühlbar für sich und nicht fühlbar für die Anderen gehörte er doch im Grunde zu Denen, die sich schwer anschließen, theils weil sie sich in gewisser Beziehung selbst genügen, theils weil es ihnen Schwierigkeiten macht, aus sich herauszutreten und etwas von dem Reichthum an Gemüth, den sie besitzen, ohne es selbst zu wissen, in kleiner Münze auszugeben. Er vertrug sich mit Allen gut, und die wohlwollendste Stimmung war über ihn verbreitet, aber er besaß keine einzige jener intimeren Beziehungen, welche durch Zufall oder Wahlverwandtschaft unter jungen Männern ins Leben gerufen werden und oft lange mit scheinbar kühler Gleichgültigkeit aufrecht erhalten bleiben, bis endlich ein entscheidender Wendepunkt, eine hülflose Lage, ein Bedürfniß ideeller oder materieller Natur ihren Werth fürs Leben darthut.

Eine Zeit lang hatte er daran gedacht, nach Hause zurückzukehren, um sein krankes Dasein in der Stille des Landlebens zu vergraben. Aber davon hatte ihn ein Brief seiner Mutter wieder abgebracht, die ihn in der ersten Enttäuschung über seine Ungnade bei Hofe mit Vorwürfen von der unverständigsten und oberflächlichsten Natur überhäufte.

Von Jugend auf hatte er Anlage zu melancholischen Stimmungen gehabt; aber was jemals Trübes durch sein Leben gegangen war, verdichtete sich nun zu einer schwarzen Wolke über seinem Haupte und umgab seine Seele mit einem Dunkel, in das kein Strahl des Lichtes mehr Zutritt haben sollte.

XXVII.

Niemand hatte die Worte gehört, welche die Prinzessin bei der Auferstehungsfeier der Gräfin Waldeck zugeflüstert hatte. Aber doch — welche Schwierigkeiten waren zu überwinden, welche Vorsichtsmaßregeln mußten getroffen werden, welch ein Aufwand von Politik gehörte dazu, die zugesagte Audienz zu ermöglichen!

Der gute Ruf der Prinzessin, die Achtung des Königs, der theuer genug erkaufte Waffenstillstand, Alles stand auf dem Spiele, wenn die Sache schief ging. Mußte es nicht das schlechteste Licht auf die Prinzessin werfen und den cursirenden Gerüchten über sie eine seltsame Bestätigung geben, wenn es bekannt wurde, daß sie mit dem so tief gefallenen, preisgegebenen Höfling wieder in irgend welche Beziehungen zu treten wage?

Aber die Baronesse that diesmal Wunder von Schlauheit!

War auch das scharfe Auge Klamm's nicht mehr zu fürchten, so waren dafür einige ganz neue Persönlichkeiten an den Hof gekommen, vor denen man um so mehr jedes Aufsehen vermeiden mußte, je weniger sie in die Sache eingeweiht waren. Glücklicher Weise pflegte der Prinz auf Anordnung seines neuen Leibarztes um diese Zeit des Tages eine Spazierfahrt zu unternehmen. Die lästigen Lakaien versandte die Baronesse in die entferntesten Himmelsrichtungen, und der Portier war verständigt worden, daß es sich nur um einen der Hofdame geltenden Besuch handle.

Er ließ die Gräfin, die bescheiden zu Fuß ankam, ungehindert passiren. Die Baronesse erwartete sie auf der Treppe und geleitete sie durch die leeren Vorzimmer mit einer Hast, welche die adelsstolze Gräfin als einen dem Alter ihres Geschlechts und der Höhe ihrer Stellung gebührenden Ausdruck der Intimität ansah.

Sie sind bereits gemeldet! flüsterte sie ihr dann zu, als sie am Ende der Zimmerflucht angelangt waren.

Die Flügelthüren zum Gemache der Prinzessin öffneten sich wie von selbst; die Baronesse zog sich geräuschlos auf ihren Wachtposten zurück.

Die Prinzessin stand in der Mitte des dämmerigen Gemachs, als Frau von Waldeck eintrat.

Gräfin Waldeck? frug Margaretha indem sie einen scheuen, angstvollen Blick auf die Eingetretene warf.

Die Gräfin verneigte sich bis zur Erde.

Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, begann die Prinzessin, mechanisch den üblichen Ton einer Audienzconversation anschlagend. Ich habe Sie nie bei Hofe gesehen. Sie leben ganz zurückgezogen?

Vollkommen zurückgezogen, bejahte die Gräfin mit tiefer Stimme.

Es trat eine Pause ein. Die Prinzessin wagte nicht nach dem zu fragen, was zu wissen ihr doch allein von Wichtigkeit war. Nicht nur die Etikette des Hofes, welche verbietet, peinliche Punkte zu berühren, hielt sie davon ab; es war auch ein inneres Zögern, das aus complicirteren Motiven hervorging. Sie hielt sich noch krampfhaft aufrecht, sie spielte die traurige Komödie der Selbstüberwindung und vornehmen Herablassung fort, während ihre Blicke forschend über die schmächtige Gestalt der Gräfin hinglitten, die wie ein Bild der verschämten Armuth vor ihr stand, und deren blasses, kummervolles Gesicht das durch grünseidene Vorhänge gefärbte Tageslicht fast todtenhaft machte.

Es lag etwas in dem altmodischen Schnitt ihrer Kleidung, in dem sichtlichen Streben, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen und mit den beschränktesten Mitteln noch courmäßig zu erscheinen, was der Prinzessin unter anderen Um-

ständen ein Lächeln abgenöthigt hätte; sie wußte nicht, warum sie dies Alles jetzt so seltsam rührte.

Ich hoffe, es ist kein trauriger Anlaß, der Sie zu mir führt, Frau Gräfin? sprach sie endlich.

Ich komme den letzten Willen meines Sohnes zu vollstrecken.

Den letzten Willen? rief die Prinzessin, und ihr starres Auge blickte angstvoll ins Leere.

Die Gräfin überreichte ihr ein versiegeltes Convert. Die Prinzessin nahm es zögernd an sich. Ist er abgereis't? frug sie.

Er ist ... Gräfin Waldeck suchte nach einem Worte. Todt! sagte sie endlich kaum hörbar.

Todt! — Die Prinzessin erblaßte. Nie hatte sie ganz eine trübe Ahnung von diesem traurigsten Ausgang der Sache verlassen, aber wie viel Hoffnung auf eine freundlichere Wendung des Geschickes sie noch besessen, das sollte sie aus dem jähen Schreck, der sie über den Eintritt der vollen Gewißheit befiel, ermessen. Nun verließ sie auf einmal die künstliche Haltung, der vornehme Ton, die erheuchelte Ruhe, sie war nicht mehr Prinzessin in diesem Augenblick; sie war nur das liebende Weib, das sein erstes und vielleicht sein letztes verlorenes Glück beweint!

Schluchzend brach sie zusammen vor der ernsten, kalten Frau in Trauerkleidern, die in einer Prinzessin stets nur ein verkörpertes System von Etikettenregeln zu erblicken gewohnt war.

Die Gräfin erschrak. Ich bitte um Verzeihung, königliche Hoheit! stammelte sie. Ich habe wunde Punkte in Ihrer Erinnerung berührt. Theure Anverwandte, traurige eigene Erinnerungen ...

Ja, sagte die Prinzessin, nach Fassung ringend, traurige eigene Erinnerungen ...

Ich habe eine Tactlosigkeit begangen, flüsterte Frau von Waldeck für sich.

Was kann ich für Sie thun? frug die Prinzessin wieder.

Für mich nichts, königliche Hoheit, entgegnete Frau von Waldeck stolz. Aber für meinen Sohn, der die Gnade hatte, im Dienste Sr. königlichen Hoheit zu stehen ...

Sagten Sie nicht, daß er todt sei?

Die Gräfin senkte den stolzen Blick zur Erde, nicht wie aus Scham über sich und die Ihren, sondern mehr, wie in erhabenem Mitleid mit der Welt und den zeitgenössischen Anschauungen. Er ist nicht in geweihter Erde begraben, sagte sie endlich.

Nicht in geweihter Erde? wiederholte die Prinzessin, wie ein leises, geisterhaftes Echo.

An der Kirchhofmauer, bei den drei Blutbuchen, wo sie seinen Leichnam gefunden, haben sie ihn eingescharrt, wie einen Verbrecher.

Die Prinzessin blickte gespannt auf. Sie kannte diese Stelle wohl; sie nahm einen Platz ein in ihren Erinnerungen und war ihr in gewisser Beziehung theuer. Hier hatte sie ihn zum ersten Mal wieder gesprochen, hier waren sie später oft zusammengetroffen, und hier war sie oft in Gedanken der Liebe an ihn verweilt.

Rasche Bilder wirbelten durch ihre Seele; es kam über sie eine wilde, brennende Sehnsucht nach diesem Grab, das im Frühling die Bäume mit ihren fallenden Blüten bedeckten, die Vorstellung, sich vom Auge der Menschen ungesehen darauf zu werfen, wie auf einen theuren, unveräußerlichen Besitz, und mit heißen Thränenströmen das Verlorene zu beweinen.

Nun wollte man ihr auch diese Möglichkeit entreißen! Es war ihr, als sollte sie ihn dadurch ein zweites Mal verlieren, und in Vertheidigung ihrer egoistischen Gefühls-

bedürfnisse ungerecht, sagte sie fast unwillig: Lassen Sie die Todten ruhen!

Die Gräfin blickte sie befremdet an. Ein Waldeck-Clarence! — sprach sie halb fragend, halb mahnend, und nun zuckten zum ersten Mal jene Mundwinkel, die nur Stolz und Kälte ausdrücken zu können schienen, wie in einem innerlichen Weinkrampf schmerzlich zusammen.

Die Prinzessin erschrak bei diesem Anblick bis ins tiefste Innerste. Was meinen Sie, daß geschehen soll? frug sie schüchtern und ängstlich.

In geweihter Erde soll sein Leib ruhen. Ein ehrliches Begräbniß soll ihm zu Theil werden in der Gruft seiner Ahnen. Sie ist zerfallen, und ich bin mittellos, sie wieder in Stand zu setzen. Aber es gebührt ihm dort eine Stelle und ein Denkmal mit dem Wappenschild nach unten gekehrt; denn er war der letzte seines Stammes.

Er soll es haben! rief die Prinzessin, er soll es haben! Und das ehrliche Begräbniß, das Sie für ihn verlangen, ich werde es ihm zu verschaffen wissen, koste es, was es wolle!

Dann verschleierte sich ihr Blick. Einen Augenblick war es ihr, als solle sie dieser Mutter zu Füßen sinken, der sie so großes Herzeleid zugefügt, als solle sie sich am Halse dieser Frau ausweinen, die den gleichen Schmerz mit ihr zu tragen hatte.

Aber dieser Augenblick ging vorüber, und nur das Gefühl der Verpflichtung blieb. Gräfin Waldeck, sprach sie mit fester Stimme, vergessen Sie nicht, über mich zu verfügen! Was in meinen Kräften steht, sein Andenken zu rehabilitiren und Ihr Loos zu lindern, soll geschehen, und es wird mich glücklich machen, etwas thun zu können ... Wenn er entlassen wurde, setzte sie nach einer kurzen Ueberwindung hinzu — sie hatte sagen wollen: meine Schuld ist es nicht gewesen,

aber sie fühlte, daß sie sich damit einer Unwahrheit schuldig machen würde, und brach den Satz ab. Er war ein treuer, edler Diener, und ich habe ihn wahrhaft geliebt, schloß sie endlich.

Ueber das bleiche Gesicht der Gräfin zog es wie ein Widerschein von Freude. Ich danke Eurer königlichen Hoheit, sprach sie, indem sie die Hände der Prinzessin an ihre Lippen drückte.

Margaretha wandte sich schnell ab. Frau von Waldeck zog sich zurück.

Die Prinzessin war allein. Mit zitternden Händen öffnete sie das Couvert, das Waldecks Mutter ihr übergeben hatte. Eine weißatlassene Schleife raschelte ihr entgegen; darauf standen gestickt von ihrer eigenen Hand die Worte der Wappendevise der Clarences: Haut de naissance, de vaillance et d'amour! — Die Schärpe, womit sie ihn einst zu ihrem Ritter gemacht!

Die goldenen Buchstaben glitzerten und verschwanden vor ihrem thränenvollen Blick. Ja, er war dies Alles und blieb es bis zum Tode! sprach sie mit zuckenden Lippen. Dann bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

In demselben Augenblick trat Baronesse Stieda ein. Sie war sehr erregt und meldete der Prinzessin mit halberstickter Stimme, daß Se. königliche Hoheit der Prinz Paul sie zu sprechen wünsche.

XXVIII.

Wir haben, ehe wir in unserer Erzählung weiter fahren, den Enthüllungen der Gräfin wenig mehr beizufügen.

Waldeck beschloß zu sterben. Und selbst angesichts des Aeußersten war er noch feinfühlig und rücksichtsvoll. Er

wollte dem Hof, in dessen Diensten er gestanden, seiner Familie und seinen Bekannten das peinliche Aufsehen eines Selbstmordes ersparen.

So schrieb er denn an seine Mutter, daß er im Begriffe sei, ein Duell auf Tod und Leben zu bestehen, und gab ihr seine letzten Wünsche in der einfachen Weise, die ihn Zeit seines Lebens ausgezeichnet hatte, zu erkennen. Auch unter seinen Bekannten verbreitete er das Gerücht, daß das Duell mit dem Exmarschall des Prinzen Paul nun doch stattfinden werde, und es wurde dies um so natürlicher gefunden, als man den Sturz Klamm's auf eine erste Anregung Waldeck's zurückführte und daher dem Ersteren Rachegedanken sehr lebhafter Natur gegen den Letzteren zutraute.

Waldeck hatte nicht geglaubt, durch diese Finte Klamm in Schaden zu bringen; ja der Gedanke, ihn dadurch gewissermaßen in der öffentlichen Meinung wieder zu rehabilitiren, hatte ihn momentan sogar schwankend gemacht.

Die Dinge nahmen indessen einen anderen Verlauf, als Waldeck es vorhersehen konnte. Seine Leiche wurde trotz der von ihm getroffenen Veranstaltungen unter Umständen aufgefunden, die nur die Annahme eines Mordes oder eins Selbstmordes zuließen.

Nun deutete der Finger der öffentlichen Meinung abermals drohend auf Klamm. Der gewaltsame Tod Waldeck's, an dem er moralisch gewiß seinen Antheil hatte, wurde ihm auch factisch zugeschrieben, und mancherlei Indicien schienen diese Annahme zu bestätigen. Er wurde gerichtlich über die Sache vernommen, und obwohl er aus „Mangel an Anhaltspunkten" sofort wieder entlassen werden mußte, blieb doch ein Verdacht auf ihm haften, und es gab Wenige, die ihn nicht, wie in anderen, so auch in Duellsachen einer „Unregelmäßigkeit" dieser Art für fähig gehalten hätten.

Niemand fühlt das Unrecht schwerer, als wer selten in die Lage kommt, mit Unrecht beschuldigt zu werden. Graf Klamm verließ die Stadt, in einer Anwandlung von blinder Wuth mit fluchtartiger Schnelligkeit.

Lange erfuhr man nicht, was aus ihm geworden sei. Später wollten ihn frühere Bekannte in Bädern und an Spieltischen, in der zweideutigsten, obscursten Gesellschaft gesehen haben.

In der That ergab er sich ganz dieser Leidenschaft, die nach und nach seine finanziellen Verhältnisse vollständig zerrüttete. Körperliche Leiden kamen hinzu und machten ihn zu einer jener frühzeitigen Ruinen, die eine Atmosphäre von Oede um sich verbreiten und schließlich sich selbst und der Welt zur Last fallen. Er sank immer tiefer in Elend und Vereinsamung und sollte endlich an sich selbst die menschlichste der Eigenschaften, die er nie gekannt und geübt hatte, lernen: Das Mitleid!

XXIX.

Margaretha war aufgesprungen, als der Besuch des Prinzen ihr gemeldet wurde.

Noch niemals hatte er ihre Gemächer betreten, und eines jener heftigen Auftritte gewärtig, wie sie in letzter Zeit an dritten Orten so manchen erlebt hatte, sah sie sich unwillkürlich nach einer Waffe um.

Aber der Prinz schien sehr weit von gewaltthätigen Anschlägen entfernt zu sein. Seine Haltung war gebückt und gebrochen, und ein tiefer, hülfloser Kummer lag in seinen frühe gealterten Zügen.

Verzeihen Sie mir, Margaretha, begann er bescheiden, wenn ich Sie in Ihrem Schmerze störe . . . Sie wollen

allein sein ... Ich kenne das! setzte er mit einem Seufzer hinzu, indem er ihre Hand wie zu einer Beileidsbezeugung drückte, und seine Augen blinzelten, wie um hervorquellende Thränen zurückzuhalten.

Margaretha blickte erstaunt auf ihn; zögernd wies sie ihm einen Stuhl fern von ihr an, und er gehorchte willig ihrer Handbewegung.

Der König hat geschrieben, fuhr er dann mit umflorter Stimme fort, indem er ein Blatt Papier durch die Luft fächelte, es dürfe kein Zwang auf Sie ausgeübt werden, und einzig und allein von Ihrer Entscheidung solle es abhängig gemacht werden, ob wir nach Birkensee gehen oder nicht. Nach diesen Worten hielt er inne und blickte die Prinzessin forschend an.

Ihre Züge hatten sich bei der Nachricht von der Rücksicht, welche der König nachträglich gegen sie beobachtete, neu belebt, und ein Ausdruck von wiederkehrender Energie war zum Vorschein gekommen, den der Prinz unmöglich zu seinen Gunsten deuten konnte.

Margaretha! rief er in einem flehentlichen Tone, der ihr durch Mark und Bein ging, Alles, nur das nicht! Fordern Sie von mir, was Sie wollen, dies Eine kann ich nicht leisten! ... Hier drückt Alles auf mich, die Luft, die Menschen, die Mauern. Ich fühle mich gehemmt und gebunden bei jedem Schritt, beobachtet, verspottet, verhöhnt! Niemand versteht mich zu behandeln, jedes Wort, das man zu mir spricht, fühlt sich an wie ein Dolchstoß, und jede Stunde, die ich hier verbringen muß, ist eine Kette ununterbrochener Qualen für mich! Ich ertrage es nicht länger, haben Sie Erbarmen mit mir! —

Er ließ sich zu ihren Füßen niedergleiten, und wie er so vor ihr kniete, Thränen in den großen, träumerischen Augen, die Hände wie zum Gebet gefaltet, fühlte sie zum

ersten Mal sich ein Mitleid regen in ihr, zu dem die Erfahrung eigener Seelenqualen ihr Herz nunmehr umgestimmt hatte.

Stehen Sie auf, Prinz! sagte sie schnell. Es geziemt sich nicht, daß Sie vor mir knieen.

Die milde Wärme, die in ihrem Tone lag, schien eine hellere Gedankenreihe im Geiste des Prinzen hervorzurufen.

Birkensee! rief er, indem sein Auge vor sehnsüchtiger Begeisterung weiter wurde. Glauben Sie mir, dort wird Alles besser werden. Ich werde seine herrliche Luft in vollen Zügen trinken, jeder Baum in seinem Parke ist einer lieben, unvergänglichen Erinnerung geweiht, und die tiefe Stille, die in ihrem Schatten herrscht, senkt sich wie Balsam auf den wunden Geist. Nur die Welt hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin, die Welt und Schicksalsschläge, denen stärkere Naturen, als die meine, unterlegen wären! Draußen wird es mir leichter werden, ich werde freier athmen, die lachenden Felder und der unbeschränkte Horizont werden mir den Hintergrund geben, den mein Geist zu seiner Entfaltung bedarf ...

Sein Gesicht erstrahlte beim Erwachen der frohen Vorstellung der Befreiung von dem inneren Zwang durch eine äußerliche Ortsveränderung, — eine Illusion, welcher sich bekanntlich auch gesunde Phantasten nicht selten mit Vorliebe hingeben.

Auch der Prinzessin entging dieser Gedankenfehler. Sie fand, daß der Prinz merkwürdig viel Wahres aussprach, und frug sich vergebens, wodurch er sich in diesem Augenblicke von einem Vernünftigen unterscheide.

Er sollte sie alsbald noch mehr in Staunen setzen.

Auch die Wunden Ihrer Seele, Margaretha, fuhr er nach einer Weile in gedämpftem Tone fort, werden sich auf dem Lande leichter und sanfter schließen, als hier im Ge-

dränge der Welt. Sie müssen viel gelitten haben; denn Sie haben viel verloren! Ich weiß es, ich wußte den Verblichenen zu schätzen, denn ich sah ihm auf den Grund des Herzens und beobachtete im Stillen alle Peripetieen dieses Dramas, das nothwendig einen traurigen Ausgang nehmen mußte, wie alles irdische Glück, zumal das, welches man auf Seitenwegen sucht. Wähnen Sie nicht, daß ich Sie anklage! Ich kenne das unveräußerliche Recht der Gefühle, die über uns kommen, wir wissen nicht, von wannen, und deren wir uns nicht mehr erwehren können. Ihre Klagen werden in meinem Herzen einen Widerhall finden, und unsere ähnlichen Leiden werden brüderlich in Eins zerfließen.

Margaretha brachte ihr Tuch vor die Augen und schluchzte. Sie bedachte, indem sie bei Berührung aller wunden Stellen ihrer Seele sich ihrem Schmerze hingab, nicht, daß diese Thränen ein Geständniß involvirten; es bewegte sie zu tief, durch den Eintritt der traurigen Katastrophe ihren exaltirten Rächer in einen Freund umgestimmt zu sehen und dort einem Verständniß ihres Schmerzes zu begegnen, wo das Verständniß für alle Wahrheit in seinen Wurzeln getrübt schien.

Sie ahnte nicht, daß das, was sie für Seelengröße ansah, nichts war, als die Logik eines kranken Geistes, die vor keinem Mittel zurückschreckt, einen augenblicklichen Zweck zu erreichen.

Entscheiden Sie! drängte er jetzt, entscheiden Sie über Tod und Leben!

Margaretha hatte die Sache bis auf diese Stunde für bereits entschieden angesehen und in dumpfer Ergebenheit den Dingen entgegengeharrt, die da kommen sollten. Nun zeigte sich ihr auf einmal ein Ausweg. Der König legte die Entscheidung noch einmal in ihre Hand. Sollte sie den Augenblick ungenützt vorübergehen lassen? — Sie zögerte.

Reisen Sie voraus! sagte sie endlich, ich folge Ihnen, ich folge Ihnen gewiß später.

Doch nicht das war es, was der Prinz wollte. Er wußte zu gut, daß die Absicht des Königs darauf ging, sie an demselben Orte vereinigt zu wissen, um sich mit dieser Ausflucht zu begnügen.

Ich kann, ich darf nicht ohne Sie reisen, sagte er, und durch seine Stimme zitterte die Angst, ihre Entschließung möchte eine definitive sein. Wird es Ihnen denn so schwer, mir zu folgen? Haben Sie denn nicht am Altar geschworen, mir treu zu bleiben in gesunden und in kranken Tagen, und wollen Sie diesen Schwur gerade nun brechen, da Alles mich verläßt? Mein Bruder starb dahin, und so weit ich blicke, führt mich der Pfad der Erinnerung durch eine schattenvolle Gräberstraße. Der arme Klamm ist entlassen worden. Niemand hält bei mir aus! O seien Sie groß und mild! Oeffnen Sie Ihr Ohr meinen Bitten, um des Unrechts willen, das Sie und er und sei es auch nur in Gedanken an mir begangen!

Die Prinzessin erschrak. Bei den letzten Worten war sein Blick wieder stier und wild, sein Ton hoch und anklagend geworden; aber er mochte den Eindruck bemerkt haben, den er damit hervorbrachte, und unterwürfig wie zuvor, fuhr er fort: Der, den Sie geliebt haben, steht neben mir, und vereinigt seine Bitten mit den meinen, ich fühle es. Bringen Sie das Opfer in seinem Namen!

In seinem Namen! — Margaretha überlief es heiß und kalt. Es stieg plötzlich vor ihr auf wie eine leuchtende Feuersäule, und es war ihr, als ob man ihr, der Untergehenden, das rettende Tau darreiche. Ein Unrecht war begangen worden, eine Sühne war nothwendig. Hier lag sie. Das Schicksal verlangte, daß sie ein Opfer bringe, für ein anderes Opfer, das für sie gebracht worden war!

Mit einer Art von fliegender Begeisterung bemächtigte sich ihrer dieser Gedanke, der über sie gekommen war, wie eine höhere Eingebung.

Ich will Sie nicht unglücklich machen, sagte sie, indem sie ihm die Hand darreichte. Er nahm sie zögernd, und sein Blick verlangte eine Erklärung dieser noch immer zweifelhaft klingenden Entschließung.

Ich bin bereit, Ihnen zu folgen! sagte sie mit Nachdruck.

Margaretha! Er ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen.

Sie hielt ihn sanft zurück. Und sie versprechen mir dagegen, frug sie mit ernster Eindringlichkeit, ruhiger zu werden und Ihre düsteren Gedanken zu bekämpfen?

Ich will es versuchen! gelobte der Prinz mit einem tiefen Seufzer, durch den es hindurchklang wie ein vages Bewußtsein, daß eben gerade das sein Leiden ausmache, daß solche Versuche nicht mehr im Bereiche seines schwachen Ichs lagen.

Man sagt, daß oft ein schwerer Schicksalsschlag, ein tiefer Kummer, der Leben und Gemüth in ihren Wurzeln benagt, in einer einzigen Nacht das Haar Derjenigen gebleicht habe, die davon getroffen wurden. Noch öfter — unsichtbar dem Auge der Menge — bleicht und altert so eine tiefe Wunde das Herz, und wie der Reif die Blumen, so tödtet sie die Heiterkeit und jenen unbefangenen ersten Lebensmuth, der die Lasten und den Schmerz der Welt mit einem Lächeln trägt.

Als die Prinzessin Margaretha von einem längeren Aufenthalt auf Birkensee in die Residenz zurückkehrte, war eine sichtbare Aenderung in ihrem Wesen vor sich gegangen. Auf ihren Zügen lag ein steter Ernst, und es schien, als ob

sie auch körperlich größer geworden wäre. Sie erfüllte fortan die Pflichten, die Stellung und Geburt ihr auferlegten, ohne Murren; sie ertrug den Mann, den ein hartes Schicksal an sie gekettet, ohne Widerstand und pflegte seiner, als ob sie ihn unter Hunderten erwählt hätte.

Der Wahnsinn des Prinzen war nach längeren Aufregungsstadien allmählich in mildere Formen übergegangen. Das Dasein Margaretha's ist ihm zum Bedürfniß geworden; denn ihr Bild ist schließlich mit dem seiner ersten Geliebten in Eins zerflossen, und er vergöttert in ihr, wie die Pflegerin seiner Leiden, so die schönsten Erinnerungen seiner Jugend.

Auch der greise Monarch hat die Prinzessin im Laufe der Zeit immer mehr und mehr achten gelernt. Sie hat die Versöhnung mit der Linie seiner wahrscheinlichen Thronfolger angebahnt und bildet nun am Hofe eine Partei, die nur im Sinne des Friedens und der Wohlthätigkeit wirkt.

Nur Eines hat die Prinzessin unwiederbringlich verloren: es ist jene kindliche Naivität ihres ersten Auftretens, jene spontane Heiterkeit, jener erste Schmelz der Seele. Niemand hört mehr jenes helle Lachen aus ihrem Munde, das so seltsam durch den gedämpften Ton des melancholischen Hofes schallte.

Wenn sie an der Seite ihres Gemahls, in tiefes Schwarz gekleidet, das sie seit dem Tode Waldeck's mit Vorliebe trägt, durch den grünenden Schloßpark dahinfährt, bleiben Viele stehen und blicken ihr mitleidig nach, gleich als wollten sie sagen: Auch sie ist ein Opfer der Staatsinteressen.

Aber die Pflichterfüllung ist ein heiligender Zwang, der vom Selbst befreit. Die Prinzessin vergaß es im Laufe der Zeit, ein Opfer zu sein; sie hat es nie vergessen, *ein Opfer gemacht zu haben!*

Gustav Adolf's Page.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Novellen von C. F. Meyer. 2 Bde. Leipzig. Verlag von H. Haessel. 1885.

Einer autobiographischen Skizze des Dichters, die in einer werthvollen Festschrift Anton Reitler's zu C. F. Meyer's sechzigstem Geburtstage (Leipzig. H. Haessel 1885) mitgetheilt wird, entnehmen wir das Folgende:

„Geboren bin ich in Zürich, den 12. October 1825. Mein Geschlecht ist seit mehr als zwei Jahrhunderten hier heimisch. — — — Mein Vater, Regierungsrath Ferdinand Meyer, war ein Zwilling von sehr zartem Körper, ohne Leidenschaft, ein unglaublich gewissenhafter Arbeiter und ein bedeutendes organisatorisches Talent. — — — Meine Mutter, Betty Ulrich, war nach dem Urtheile Aller, die sie gekannt haben, eine Frau von großer Liebenswürdigkeit und originellem, aber feinem Wesen, nicht ohne einen Anflug von Melancholie, „heiterer Geist und trauriges Herz", wie sie sich selbst charakterisirte. — — — Meinen Vater verlor ich früh (1839) kurz nach dem durch die Berufung von David Strauß an die Züricher Hochschule verursachten cantonalen Aufruhr. — — — Nachdem ich das Unter- und das Obergymnasium durchlaufen, wo ich mir Nichts erwarb als eine gründliche Kenntniß der klassischen Sprachen, die mir geblieben ist, zog ich zu einem längeren Aufenthalte nach Lausanne und Genf. Meine Mutter war mit einer Genfer Familie eng befreundet, und mein Vater, der sich eingehend mit Geschichte beschäftigt und ein von Ranke rühmlich erwähntes Buch „Die evangelische Gemeinde in Locarno" (1836) geschrieben, hatte mir in dem waadtländischen Historiker Ludwig Vulliemin einen intimen Freund hinterlassen. So war mir die französische Schweiz von jeher eine zweite Heimath. — Bei diesem ersten Aufenthalt gab ich mich widerstandslos den neuen Eindrücken der französischen Literatur hin und ließ

Klassiker und Zeitgenossen auf mich wirken, die klassische Komik Molière's nicht weniger als den lyrischen Taumelbecher Alfred de Musset's. So wurde mir von jung auf die französische Sprache vertraut, und ich schrieb sie leidlich. Ungern von Lausanne nach Zürich zurückgekehrt, machte ich das Maturitätsexamen und immatriculirte mich bei der juristischen Facultät. Aber dieses Studium konnte mir nicht munden. — Ich zog mich bald aus den Collegien zurück und begann ein einsames Leben, kein unthätiges, aber ein zersplittertes und willkürliches. Ich habe damals unendlich viel gelesen, mich leidenschaftlich, aber ohne Ziel und Methode, in historische Studien vertieft, manche Chronik durchstöbert und mich mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte aus den Quellen bekannt gemacht. — — — Einmal hat mich die Ziellosigkeit meines Daseins fast zur Verzweiflung gebracht, und nur eine schnelle Flucht in die französische Schweiz hat mich gerettet. Was mich dann wieder neu belebt, waren wiederholt Reisen in das Ausland. Längere Zeit habe ich in Paris zugebracht und Italien mehrmals besucht. In Zürich fast ein Fremdling geworden, hatte ich inzwischen meinen Haushalt aus der Stadt an den See verlegt. Der Reihe nach bewohnte ich Landhäuser in Küsnacht, Meilen und wieder Küsnacht. Nach meiner Verehelichung mit einer Tochter des Obersten Eduard Ziegler (1875) erwarb ich schließlich den kleinen Landsitz in Kilchberg, wo ich jetzt mit Weib und Kind lebe.

„Die Geschichte meiner literarischen Laufbahn ist folgende: 1868 beklagte sich einer meiner Genfer Bekannten, Ernst Naville, der jetzt Mitglied des Institut de France ist und damals in Genf populärwissenschaftliche Vorlesungen hielt, welche in viele Sprachen übersetzt wurden, über die Mangelhaftigkeit der deutschen Ausgabe der ersten dieser „Reden" und ersuchte meine Schwester, die nächste unter meiner Führung zu übersetzen. Das Büchlein erschien bei H. Haessel in Leipzig. Im folgenden Jahre besuchte mich dieser, und wir wurden Freunde. Er verlangte von mir etwas Selbständiges zum Druck. Schon 1864 waren bei Metzler in Stuttgart durch Verwendung Gustav Pfizer's „Zwanzig Balladen" erschienen. Ich gab Haessel ein neues Bändchen, das er unter dem Titel „Romanzen und Bilder" 1870 gedruckt hat. 1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüther zwiespältig aufge-

regt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genöthigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Hutten's letzte Tage". Ein zweites Moment dieser Dichtung war meine Vereinsamung in der eigenen Heimath. Die Insel Ufenau lag mir sehr nahe, und ebenso nahe lag es meinem Gemüthe, den dort einsam gestorbenen Hutten als meinen Helden zu wählen. „Hutten's letzte Tage" erschienen 1871 (5. Auflage 1884) und fanden ein Publikum. 1872 folgte „Engelberg", ein schon früher entstandenes und liegen gebliebenes Idyll. Längst hatte mich eine historische Gestalt, die größte der Bündnergeschichte, gefesselt. Bünden war mir durch wiederholte und lange Sommerfrischen so zu sagen Schritt um Schritt bekannt, und in seinen Chroniken war ich so heimisch als möglich. Nachdem ich mich lange spielend mit dem Stoff beschäftigt hatte, schrieb ich unter den Kastanienbäumen meiner Wohnung in Meilen den Roman „Jürg Jenatsch" (1. Aufl. 1876, 7. Aufl. 1885). Mit dem französischen Historiker Augustin Thierry hatte ich mich schon in Lausanne viel beschäftigt und die »Récits des temps mérovingiens" ins Deutsche übersetzt (Elberfeld, Friedrichs). Aus der Histoire de la conquête de l'Angleterre war mir die räthselhafte Figur des Thomas Becket entgegengetreten, und ich habe so lange an ihr herumgebildet, bis sie mir fast quälend vor den Augen stand. Ich entledigte mich dieses Phantomes durch den „Heiligen". Die Novelle erschien 1880 (4. Auflage 1884). 1882 brachte die „Gedichte", wo die meisten Balladen und Romanzen sich ausgeschmolzen wiederfinden. Vier „Kleine Novellen" (Das Amulet, der Schuß von der Kanzel, Plautus im Nonnenkloster, Gustav Adolf's Page) erschienen 1883. Meine neuesten Werke sind: „Das Leiden eines Knaben" (1883) und die „Hochzeit des Mönchs" (1884*). 1880 hat mir die Universität meiner Vaterstadt den Doctor honoris causa gegeben.

* * *

---

*) Wozu noch 1885 „die Richterin" gekommen ist.

Ein Dichter, der erst in reifen Jahren mit seinen Erstlingen hervortritt und sofort nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt, sondern den Besten und Bewährtesten ebenbürtig an die Seite tritt, ist eine so seltene, ja einzige Erscheinung, daß die ästhetische Betrachtung sich lebhaft angeregt fühlt, dem Werdeproceß einer solchen Künstlernatur nachzuspüren, um aus dem Lebensgange und der eigenthümlichen Anlage dieses Talents das Gesetz einer so ungewöhnlichen Entwicklung zu erweisen.

An dieser Stelle, wo wir auf eine so weitführende Untersuchung verzichten müssen, können wir nur darauf hindeuten, daß sich in Allem, was der Dichter uns bisher gegeben hat, ein Zurücktreten seiner persönlichen Stimmungen und Schicksale gegen das Interesse an historischen Figuren und Ereignissen erkennen läßt, wodurch jenes lange Zaudern zum Theil erklärt werden möchte. Ein in leidenschaftlichen inneren Kämpfen gährendes Naturell, eine mächtig treibende und sprossende Subjectivität wird früh ans Licht hinausdrängen, während der tiefsinnige Betrachter geschichtlicher Erscheinungen, wenn er es redlich meint, sich selbst vergißt über der Freude an den Gesichten, die ihm zu Theil werden, und sich nicht beeilt, sein Forschen und Nachbilden für abgeschlossen zu erklären. Auch in dem trefflichen Bande der „Gedichte“ finden wir nur spärliche „lyrische Confessionen“. Die Seele des Dichters offenbart sich am deutlichsten in dem Antheil, den er am Leben des Volkes und ihrer Führer und Bildner nimmt, und selbst hier ist er mit so spröder Zurückhaltung in das Fremde und Sachliche vertieft, daß er gelegentlich davon berichtet, wie wenn es sich nur um Andeutungen für Eingeweihte handelt, mit einer herben Kürze und lapidaren Gedrungenheit des Ausdruckes, die den Genuß dieser Dichtungen nicht immer leicht macht. Bene intelligenti pauca könnte diesen höchst bedeutenden Balladen und Romanzen als Motto an der Stirne stehen. Wer aber mit eigner dichterischer Empfindung zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird aus diesen Blättern eine Fülle von Genuß und Erbauung schöpfen.

Breiter und reichlicher entfaltet sich die Gestaltungskraft C. F. Meyer's in seinen Romanen und Novellen, die sämmtlich aus historischen Studien hervorgegangen sind. Doch unterscheidet sie ein starker, specifisch poetischer Zug von der heute so üppig wuchernden halb-

schlächtigen antiquarischen Romantik. Nie empfangen wir den Eindruck, als ob irgend eine historische Epoche oder Episode von dem Dichter nothdürftig studiert worden wäre, um einer erfundenen Fabel ein kleidsames Costüm umzuhängen, oder gar eine moderne sociale Idee in der Maske einer früheren Cultur zur Geltung zu bringen. Mit wahrhaft künstlerischer Intuition ist der Dichter, scheinbar absichtslos, den Spuren vergangener Menschenschicksale nachgegangen, und indem dieselben wie in einem starken Traum vor seinem inneren Auge vorüberziehen, beginnt er davon zu berichten.

Wir können nicht verhehlen, daß diese an sich so fruchtbare Mischung von historischer Realität und subjectiver Phantastik auch ihr Bedenkliches hat, daß die Neigung des Dichters zu ganzen Farben, zu gewaltsamen sprunghaften Peripetien, zumal in seinen letzten Novellen, die schlichte Glaubwürdigkeit seiner Erfindungen hin und wieder beeinträchtigt. Immer noch erscheint uns sein „Jürg Jenatsch“ trotz der schroffen Schlußwendung, die uns psychologische Bedenken erweckt, als das Vollendetste, was er im großen Stil geschaffen, während schon im „Heiligen“ die Neigung zum Phantastischen sich befremdlich ankündigt. Aber selbst wo wir nicht mit ganz reiner Empfindung seine Darstellung begleiten, bewundern wir die Fülle neuer, unverbrauchter Motive, die sinnliche Energie, mit welcher selbst das Abenteuerlichste vor uns hingezaubert wird, den hohen künstlerischen Tact in der Ordnung und Führung der Geschichte. Ja, sobald wir uns erinnern, in wie trauriger Nüchternheit die neueste naturalistische Schule sich von Allem abkehrt, was die Seele dem grauen Alltagstreiben zu entheben vermag, werden wir mit doppeltem Dank die Gaben eines Talentes begrüßen, das sich aller sogenannten Actualität mit vornehmer Ruhe entschlägt, um sich in eine herrliche Traumwelt einzuspinnen, in der die Leiden und Freuden stark empfindender Menschen in ungebrochenen Accenten zu Worte kommen.

H.



I.

In dem Comptoir eines unweit St. Sebald gelegenen nürembergischen Patrizierhauses saßen sich Vater und Sohn an einem geräumigen Schreibtische gegenüber, der Abwickelung eines bedeutenden Geschäftes mit gespanntester Aufmerksamkeit obliegend. Beide, Jeder für sich auf seinem Stücke Papier, summirten sie dieselbe lange Reihe von Posten, um dann zu wünschbarer Sicherheit die beiden Ergebnisse zu vergleichen. Der schmächtige Jüngling, der dem Vater aus den Augen geschnitten war, erhob die spitze Nase zuerst von seinen zierlich geschriebenen Zahlen. Seine Addition war beendigt, und er wartete auf den bedächtigeren Vater nicht ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit in dem schmalen, sorgenhaften Gesichte — als ein Diener eintrat und ein Schreiben in großem Format mit einem schweren Siegel überreichte. Ein Cornet von den schwedischen Carabinieren habe es gebracht. Er beschaue sich jetzt nebenan den Rathssaal mit den weltberühmten Schildereien und werde pünktlich in einer Stunde sich wieder einfinden. Der Handelsherr erkannte auf den ersten Blick die kühnen Schriftzüge der Majestät des schwedischen Königs Gustav Adolf und erschrak

ein wenig über die große Ehre des eigenhändigen Schreibens. Die Befürchtung lag nahe, der König, den er in seinem neuerbauten Hause, dem schönsten von Nüremberg, bewirthet und gefeiert hatte, möchte bei seinem patriotischen Gastfreunde ein Anleihen machen. Da er aber unermeßlich begütert war und die Gewissenhaftigkeit der schwedischen Rentkammer zu schätzen wußte, erbrach er das königliche Siegel ohne sonderliche Besorgniß und sogar mit dem Anfange eines prahlerischen Lächelns. Kaum aber hatte er die wenigen Zeilen des in königlicher Kürze verfaßten Schreibens überflogen, wurde er bleich wie über ihm die Stuccatur der Decke, welche in hervorquellenden Massen und aufdringlicher Gruppe die Opferung Isaak's durch den eigenen Vater Abraham darstellte. Und sein guter Sohn, der ihn beobachtete, erbleichte ebenfalls, aus der plötzlichen Entfärbung des vertrockneten Gesichtes auf ein großes Unheil rathend. Seine Bestürzung wuchs, als ihn der Alte über das Blatt weg mit einem wehmüthigen Ausdrucke väterlicher Zärtlichkeit betrachtete. Um Gottes willen, stotterte der Jüngling, was ist es, Vater? Der alte Leubelfing, denn diesem vornehmen Handelsgeschlechte gehörten die Beiden an, bot ihm das Blatt mit zitternder Hand. Der Jüngling las:

„Lieber Herr!

„Wissend und Uns wohl erinnernd, daß der Sohn des Herrn den Wunsch nährt, als Page bei Uns einzutreten melden hiermit, daß dieses heute geschehen und völlig werden mag, dieweil unser voriger Page, der Max Beheim seliger † (mit nachträglicher Ehrenmeldung des vorvorigen, Utzen Volkamers seligen †, und des fürdervorigen, Götzen Tuchers seligen †) heute bei währendem Sturme nach beiden ihme von einer Stückkugel abgerissenen Beinen in Unsern Armen sänftiglich entschlafen ist. Es wird Uns zu besonderer Genugthuung gereichen, wieder Einen aus der evangelischen

Reichsstadt Nüremberg, welcher Stadt Wir fürnehmlich gewogen sind, in unsern nahen Dienst zu nehmen. Eines guten Unterhaltes und täglicher christlicher Vermahnung seines Sohnes kann der Herr gewiß sein.

„Des Herrn wohl affectionirter
Gustavus Adolphus Rex."

O du meine Güte, jammerte der Sohn, ohne sein zages Herz vor dem Vater zu verbergen, jetzt trage ich meinen Todtenschein in der Tasche, und Ihr, Vater — mit dem schuldigen Respect gesprochen — seid der Ursacher meines frühen Hinschieds, denn wer als Ihr könnte dem Könige eine so irrthümliche Meinung von meinem Wünschen und Begehren beigebracht haben? Daß Gott erbarm'! — und er richtete seinen Blick aufwärts zu dem gerade über ihm schwebenden Messer des gipsenen Erzvaters.

Kind, du brichst mir das Herz! versetzte der Alte mit einer kargen Thräne. Vermaledeit sei das Glas Tokayer, das ich zuviel getrunken —

Vater, unterbrach ihn der Sohn, der mitten im Elend den Kopf, wo nicht oben, doch klar behielt, Vater, berichtet mir, wie sich das Unglück ereignet hat. — August, berichtete der Alte mit Zerknirschung, du weißt die große Gasterei, die ich dem Könige bei seinem ersten Einzuge gab. Sie kam mich theuer zu stehen —

Dreihundertneunundneunzig Gulden elf Kreuzer, Vater, und ich habe nichts davon gekostet, bemerkte der Junge weinerlich, denn ich hütete die Kammer mit einer nassen Bausche über dem Auge. Er wies auf sein rechtes. Die Gustel, der Wildfang, halb unsinnig und närrisch vor Freude, den König zu sehen, hatte mir den Federball ins Auge geschmissen, da gerade ein Trompetenstoß schmetterte und sie glauben ließ, der Schwede halte Einzug. Aber redet, Vater —

Nach abgetragenem Essen bei den Früchten und Kelchen erging ein Sturm von Jubel oben durch den Saal und unten über den Platz durch das Kopf an Kopf versammelte Volk. Alle wollten sie den König sehen. Humpen dröhnten, Gesundheiten wurden bei offenen Fenstern ausgebracht und oben und unten bejauchzt. Dazwischen schreit eine klare, durchdringende Stimme: Hoch Gustav, König von Deutschland! Jetzt wurde es mäuschenstill, denn das war ein starkes Ding. Der König spitzte die Ohren und strich sich den Zwickel. Solches darf ich nicht hören, sagte er. Ich bringe ein Hoch der evangelischen Reichsstadt Nüremberg! Nun bricht erst der ganze Jubel aus. Stücke werden auf dem Platze gelös't, Alles geht drüber und drunter! Nach einer Weile drückt mich die Majestät von ungefähr in eine Ecke. Wer hat den König von Deutschland hoch leben lassen, Leubelfing? fragte er mich unter der Stimme. Nun sticht mich alten betrunkenen Esel die Prahlsucht — Leubelfing schlug sich vor die Stirn, als klage er sie an, ihn nicht besser berathen zu haben, — und ich antwortete: Majestät, das that mein Sohn, der August. Dieser spannt Tag und Nacht darauf, als Page in Euren Dienst zu treten. Trotz meines Rausches wußte ich, daß der königliche Leibdienst von Götz Tucher versehen wurde und der Bürgermeister Volkamer nebst dem Schöppen Beheim ihre Buben als Pagen empfohlen hatten. Ich sagte es auch nur, um hinter meinen Nachbarn, dem alten Tucher nnd dem Großmaul, dem Beheim, nicht zurückzubleiben. Wer konnte denken, daß der König die ganze Nüremberger Waare in Bayern verbrauchen würde —

Aber, hätte der König mich mit meinem blauen Auge holen lassen?

Auch das war vorbedacht, August! Der verschmitzte Spitzbube, der Chanacé, lärmte im Vorzimmer. Schon

dreimal hatte er sich melden lassen und war nicht mehr abzutreiben. Der König ließ ihn dann eintreten und hudelte den Ambassadeur vor uns Patriziern, daß einem deutschen Mann das Herz im Leibe lachen mußte. Nichts von alledem hatte ich in der Geschwindigkeit unerwogen gelassen —

So viel und so wenig Weisheit, Vater! seufzte der Sohn.

Dann steckten die Beiden die Köpfe zusammen, um eine Remedur zu suchen, wie sie es nannten, jetzt unter der Stimme flüsternd, welche sie vorher in ihrer Aufregung, uneingedenk der im Nebenzimmer hantierenden Angestellten und Lehrlinge, zu dämpfen vergessen hatten. Aber sie fanden keinen Rath, und ihre Geberden wurden immer ängstlicher und peinlicher, als im Gange draußen ein markiger Alt das Leiblied Gustav Adolf's anstimmte:

Verzage nicht, du Häuflein klein,
Ob auch die Feinde Willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören!

und ein tannenschlankes Mädchen mit lustigen Augen, kurzgeschnittenen Haaren, knabenhaften Formen und ziemlich reitermäßigen Manieren eintrat.

Willst du uns die Ohren zersprengen, Base? zankten die beiden Leubelfinge. Sie, das trübselige Paar musternd, erwiderte: Ich komme, Euch zum Essen zu rufen. Was hat's gegeben, Herr Ohm und Herr Vetter? Ihr habt ja Beide, ganz bleiche Nasenspitzen! Der zwischen den Hilflosen liegende Brief, den das Mädchen ohne weiteres ergriff und, als sie die kräftig hingeworfene Unterschrift des Königs gelesen, mit leidenschaftlichen Augen verschlang, erklärte ihr den Schrecken. Zu Tische, Herren! sagte sie und schritt den Beiden voran in das Speisezimmer. Hier aber ging es dem gutherzigen Mädchen selber nahe, wie den Leubelfingen jeder Bissen im Munde quoll. Sie ließ abtragen, setzte

ihren Stuhl zurück, kreuzte die Arme, schlug unter ihrem blauen Rocke, an dessen Gurt die Tasche und der Schlüsselbund hing, ein schlankes Bein über das andere und ließ horchend und nachdenkend, den ganzen verfänglichen Handel sich vortragen; denn sie schien vollständig zum Hause zu gehören und sich darin mit ihrem kecken Wesen eine entschiedene Stellung erobert zu haben.

Die Leubelfinge erzählten. Wenn ich denke, sagte dann das Mädchen muthig, wer es war, der das Hoch auf den König ausbrachte!

Wer denn? fragten die Leubelfinge, und sie antwortete: Niemand anders als ich.

Hol' dich der Henker, Mädchen! grollte der Alte. Gewiß hast du den blauen schwedischen Soldatenrock, den du dir im Schrank hinter deinen Schürzen aufhebst, angezogen und dich in den Speisesaal an deinen Götzen hinangeschlichen, statt dich züchtig unter den Weibern zu halten.

Sie hätten mir den hintersten Platz gegeben, versetzte das Mädchen zornig, die kleine Hallerin, die große Holzschuherin, die hochmüthige Ebnerin, die schiefe Geuderin, die alberne Creßerin, tutte quante, die dem Könige das Geschenk unserer Stadt, die beiden silbernen Trinkschalen, die Himmelskugel und die Erdkugel, überreichen durften.

Wie kann ein schamhaftes Mädchen, und das bist du, Gustel, es nur über sich bringen, Männertracht zu tragen! maulte der zimperliche Jüngling.

Das heißt, erwiderte das Mädchen ernst, die Tracht meines Vaters, wo noch neben der Brusttasche das gestopfte Loch sichtbar ist, das der Degen des Franzosen gerissen hat. Ich brauche nur einen schrägen Blick zu thun — sie that ihn, als trüge sie die väterliche Tracht — so sehe ich den Riß, und es wirkt wie eine Predigt. Dann, schloß sie, aus dem Ernst nach ihrer Art in ein Lachen überspringend,

wollen mir die Weiberröcke auch gar nicht sitzen. Kein Wunder, daß sie mich schlecht kleiden, bin ich doch bis fast in mein sechzehntes Jahr mit dem Vater und der Mutter in kurzem Habit zu Rosse gesessen.

Liebe Base, jammerte der junge Leubelfing, nicht ohne eine Mischung von Zärtlichkeit, seit dem Tode deines Vaters bist du hier wie das Kind des Hauses gehalten, und nun hast du mir das eingebrockt! Du lieferst deinen leibhaftigen Vetter wie ein Lamm auf die Schlachtbank! Der Utz wurde durch die Stirn geschossen, der Götz durch den Hals! Ihn überlief eine Gänsehaut. Wenn du mir wenigstens einen guten Rath wüßtest, Base!

Einen guten Rath, sagte sie nachdrücklich, den will ich dir geben: halte dich wie ein Nüremberger, wie ein Leubelfing!

Ein Leubelfing! giftelte der alte Herr. Muß denn jeder Nüremberger und jeder Leubelfing ein Raufbold sein, wie der Rupert, dein Vater, Gott hab' ihn selig, der mich, den Aeltern, er ein Zehnjähriger, auf einem Leiterwagen entführte, umwarf, heil blieb und mir zwei Rippen brach? Welche Laufbahn! Mit Fünfzehn zu den Schweden durchgegangen, mit Siebzehn eine Fünfzehnjährige vor der Trommel geheirathet, mit Neunzehn in einem Raufhandel das Zeitliche gesegnet!

Das heißt, sagte das Mädchen, er fiel für die Ehre meiner Mutter —

Weißt du mir keinen Rath, Guste? drängte der junge Leubelfing. Du kennst den schwedischen Dienst und die natürlichen Fehler, die davon frei machen. Auf was kann ich mich bei dem Könige gültig ausreden?

Sie brach in ein tolles Gelächter aus. Wir wollen dich, sagte sie, wie den jungen Achill im Bildwerk am Ofen dort unter die Mädchen stecken, und wenn der listige Ulysses vor

ihnen das Kriegszeug ausbreitet, wirst du nicht auf ein Schwert losspringen.

Ich gehe nicht! erklärte der durch diese mythologische Gelehrsamkeit Geärgerte. Ich bin nicht die Person, welche der Vater dem Könige geschildert hat. Da fühlte er sich an seinen beiden dünnen Armen gepackt. Ihm den linken klaubend, zeterte der alte Leubelfing: Willst du mich ehrwürdigen Mann dem Könige als einen windigen Lügner hinstellen? Das Mädchen aber, den rechten Arm des Vetters drückend, rief entrüstet: Willst du mit deiner Feigheit den braven Namen meines Vaters entehren?

Weißt du was, schrie der Gereizte, gehe du als Page zu dem König! Er wird, bubenhaft wie du aussiehst und dich beträgst, das Mädchen in dir ebenso wenig vermuthen, als der Ulysses am Ofen, von dem du fabelst, in mir den Buben errathen hätte! Mach dich auf zu deinem Abgott und bet ihn an! Am Ende, fuhr er fort, wer weiß, ob du das nicht schon lange in dir trägst? Träumst du doch von dem Schwedenkönig, mit welchem du als Kind in der Welt herumgefahren bist, wachend und schlafend. Als ich vorgestern auf meine Kammer ging, an der deinigen vorüber, hörte ich deine Traumstimme schon von weitem. Ich brauchte wahrlich mein Ohr nicht ans Schlüsselloch zu halten. Der König! Wache heraus! Präsentirt Gewehr! Er ahmte das Commando mit schriller Stimme nach.

Die Jungfrau wandte sich ab. Eine Purpurröthe war ihr in Wangen und Stirne geschossen. Dann zeigte sie wieder die warmen lichtbraunen Augen und sprach: Nimm dich in Acht! Es könnte dahin kommen, wäre es nur, damit der Name Leubelfing nicht von lauter Memmen getragen wird!

Das Wort war ausgesprochen, und ein kindischer Traum hatte Gestalt gewonnen als ein dreistes aber nicht unmög-

liches Abenteuer. Das väterliche Blut lockte. Des Muthes und der Verwegenheit war ein Ueberfluß. Aber die maidliche Scham und Zucht — der Vetter hatte wahrhaftiges Zeugniß abgelegt — und die Ehrfurcht vor dem Könige thaten Einspruch. Da ergriff sie der Strudel des Geschehenen und riß sie mit sich fort.

Der schwedische Cornet, welcher das Schreiben des Königs gebracht hatte und den neuen Pagen ins Lager führen sollte, meldete sich. Statt in die grauen Mauerbilder Meister Albrecht's hatte er sich in eine lustige Weinstube und in einen goldgefüllten grünen Römer vertieft, ohne jedoch den Glockenschlag zu überhören. Der alte Leubelfing, in Todesangst um seinen Sohn und um seine Firma, machte eine Bewegung, die Kniee seiner Nichte zu umfangen, nicht anders als um den Körper seines Sohnes bittend der greise Priamus die Kniee Achill's umarmte, während der junge Leubelfing an allen Gliedern zu schlottern begann. Das Mädchen machte sich mit einem krampfhaften Gelächter los und entsprang durch eine Seitenthür gerade einen Augenblick, ehe sporenklirrend der Cornet eindrang, ein Jüngling, dem der Muthwille und das Lebensfeuer aus den Augen spritzte, obwohl er in der strengen Zucht seines Königs stand.

Auguste Leubelfing wirthschaftete hastvoll, wie berauscht in ihrer Kammer, packte einen Mantelsack, warf sich eilfertig in die Kleider ihres Vaters, die ihrem schlanken und knappen Wuchs wie angegossen saßen, und dann auf die Kniee zu einem kurzen Stoßseufzer, um Vergebung und Begünstigung des Abenteuers betend.

Als sie wieder den untern Saal betrat, rief ihr der Cornet entgegen: Rasch, Herr Kamerad! Es eilt! Die Rosse scharren! Der König erwartet uns! Nehmt Abschied von Vater und Vetter! und er schüttete mit einem Zug

den Inhalt des ihm vorgesetzten Römers hinter seinen feinen Spitzenkragen.

Der in schwedische Uniform gekleidete Scheinjüngling neigte sich über die vertrocknete Hand des Alten, küßte sie zweimal mit Rührung und wurde von ihm dankbar gesegnet; dann aber plötzlich in eine unbändige Lustigkeit übergehend, ergriff der Page die Rechte des jungen Leubelfing, schwang sie hin und her und rief: Lebt wohl, Jungfer Base! Der Cornet schüttelte sich vor Lachen: Hol' mich, straf' mich — was der Herr Kamerad für Späße vorbringt! Mit Gunst und Verlaub, mir fiel es gleich ein: das reine alte Weib, der Herr Vetter! in jedem Zug, in jeder Geberde, wie sie bei uns in Finnland singen:

Ein altes Weib auf einer Ofengabel ritt —

Hol' mich, straf' mich! Er entführte mit einem raschen Handgriff dem aufwartenden Stubenmädchen das Häubchen und stülpte es dem jungen Leubelfing auf den von sparsamen Flachshaaren umhangenen Schädel. Die spitze Nase und das rückwärts fliehende Kinn vollendeten das Profil eines alten Weibes.

Jetzt legte der leichtbezechte Cornet seinen Arm vertraulich in den des Pagen. Dieser aber trat einen Schritt zurück und sprach, die Hand auf dem Knopfe des Degens: Herr Kamerad! Ich bin ein Freund der Reserve und ein Feind naher Berührung!

Potz! sagte dieser, stellte sich aber seitwärts und gab dem Pagen mit einer höflichen Handbewegung den Vortritt. Die zwei Wildfänge rasselten die Treppe hinunter.

Lange noch rathschlagten die Leubelfinge. Daß für den jungen, welcher seine Identität eingebüßt hatte, des Bleibens in Nüremberg nicht länger sei, war einleuchtend. Schließlich wurden Vater und Sohn einig. Dieser sollte einen Zweig des Geschäftes nach Kursachsen, und zwar nach

der aufblühenden Stadt Leipzig verpflanzen, nicht unter dem verscherzten patrizischen Namen, sondern unter dem plebejischen „Laubfinger“, nur auf kurze Zeit, bis der jetzige August von Leubelfing neben dem Könige vom Roß auf ein Schlachtfeld und in den Tod gestürzt sei, welches Ende nicht werde auf sich warten lassen.

Als nach einer langen Sitzung der Vertauschte sich erhob und seinem Bild im Spiegel begegnete, trug er über seinen verstörten Zügen noch das Häubchen, welches ihm der schwedische Taugenichts aufgesetzt hatte.

II.

Höre, Page Leubelfing! Ich habe ein Hühnchen mit dir zu pflücken. Wenn du mit deinen flinken Fingern in den dringendsten Fällen dem Könige, meinem Herrn, eine aufgehende Naht seines Rockes zunähen oder einen fehlenden Knopf ersetzen würdest, vergäbest du deiner Pagenwürde nicht das Geringste. Hast du denn in Nüremberg Mütterchen oder Schwesterchen nie über die Schulter auf das Nähkissen geschaut? Ist es doch eine leichte Kunst, welche dich jeder schwedische Soldat lehren kann. Du rümpfst die Stirne, Unfreundlicher? Sei artig und folgsam! Sieh da mein eigenes Besteck! Ich schenk' es dir.

Und die Brandenburgerin, die Königin von Schweden, reichte dem Pagen Leubelfing ein Besteck von englischer Arbeit mit Zwirn, Fingerhut, Nadel und Scheere. Dem Könige aus eifersüchtiger Zärtlichkeit überallhin nachreisend, hatte sie ihn mitten in seinem unseligen Lager bei Nüremberg, wo er einen in dasselbe eingeschlossenen, vom Kriege halb verwüsteten Edelsitz bewohnte, mit ihrem kurzen Besuche überrascht. In den widerstrebenden Händen des Pagen

öffnete sie das Etui, enthob ihm den silbernen Fingerhut und steckte denselben dem Pagen an mit den holdseligen Worten: Ich binde dir's aufs Gewissen, Leubelfing, daß mein Herr und König stets propre und vollständig einhergehe.

Den Teufel scher' ich mich um Nähte und Knöpfe, Majestät, erwiderte Leubelfing unmuthig erröthend, aber mit einer so drolligen Miene und einer so angenehm markigen Stimme, daß die Königin sich keineswegs beleidigt fühlte, sondern mit einem herablassenden Gelächter den Pagen in die Wange kniff. Diesem tönte das Lachen hohl und albern, und der Reizbare empfand einen Widerwillen gegen die erlauchte Fürstin, von welchem diese gutmüthige Frau keine Ahnung hatte.

Doch auch der König, welcher auf der Schwelle des Gemaches den Auftritt belauscht hatte, brach jetzt in ein herzliches Gelächter aus, da er seinen Pagen mit dem Raufdegen an der linken Hüfte und einem Fingerhut an der rechten Hand erblickte. Aber Gust, sagte er dann, du schwörst ja wie ein Papist oder Heide! Ich werde an dir zu erziehen haben.

In der That achtete Gustav Adolf es nicht für einen Raub, die Krone zu tragen. Wie hätte er, welcher — ohne Abbruch der militärischen Strenge — jeden seiner Leute, auch den Geringsten, mit menschlichem Wohlwollen behandelte, dieses einem gutgearteten Jüngling von angenehmer Erscheinung versagt, der unter seinen Augen lebte und nicht von seiner Seite weichen durfte. Und einem unverdorbenen Jüngling, der bei dem geringsten Anlaß nicht anders als ein Mädchen bis unter das Stirnhaar erröthete! Auch vergaß er es dem jungen Nüremberger nicht, daß dieser an jenem folgenschweren Bankett ihn als den „König von Deutschland" hatte hoch leben lassen, den möglichen ruhmreichen Ausgang

seines heroischen Abenteuers in eine kühne, prophetische Formel fassend.

Eine zärtliche und wilde, selige und ängstliche Fabel hatte der Page schon neben seinem Helden gelebt, ohne daß der arglose König eine Ahnung dieses verstohlenen Glückes gehabt hätte. Berauschende Stunden, gerade nach vollendeten achtzehn unmündigen Jahren beginnend und diese auslöschend wie die Sonne einen Schatten! Eine Jagd, eine Flucht süßer und stolzer Gefühle, quälender Befürchtungen, verhehlter Wonnen, klopfender Pulse, beschleunigter Athemzüge, soviel nur eine junge Brust fassen und ein leichtsinniges Herz genießen kann in der Vorstunde einer tödtenden Kugel oder am Vorabend einer beschämenden Entlarvung!

Als der nürembergische Junker August Leubelfing von dem Cornet dem Könige vorgestellt wurde, hatte der Beschäftigte kaum einen Augenblick gefunden, seinen neuen Pagen flüchtig ins Auge zu fassen. So wurde dieser einer frechen Lüge überhoben. Gustav Adolf war im Begriffe, sich auf sein Leibroß zu schwingen, um den zweiten fruchtlosen Sturm auf die uneinnehmbare Stellung des Friedländers vorzubereiten. Er hieß den Pagen folgen, und dieser warf sich ohne Zaudern auf den ihm vorgeführten Fuchs, denn er war von jung an im Sattel heimisch und hatte von seinem Vater, dem weiland wildesten Reiter im schwedischen Heere, einen schlanken und ritterlichen Körper geerbt. Wenn der König, nach einer Weile sich umwendend, den Pagen tödlich erblassen sah, so thaten es nicht die feurigen Sprünge des Fuchses und die Ungewohnheit des Sattels, sondern es war, weil Leubelfing in einiger Entfernung eine ertappte Dirne erblickte, die mit entblößtem Rücken aus dem schwedischen Lager gepeitscht wurde, und ihn das nackte Schauspiel ekelte.

Tag um Tag — denn der König ermüdete nicht, den

abgeschlagenen Sturm mit einer ihm sonst fremden Hartnäckigkeit zu wiederholen — ritt der Page ohne ein Gefühl der Furcht an seiner Seite. Jeder Augenblick konnte es bringen, daß er den tödlich Getroffenen in seinen Armen vom Rosse hob oder selbst tödlich verwundet in den Armen Gustav Adolf's ausathmete. Wann sie dann ohne Erfolg zurückritten, der König mit verdüsterter Stirn, so täuschte oder verbarg dieser seine Sorge, indem er den Neuling aufzog, daß er den Bügel verloren und die Mähne seines Thieres gepackt hätte. Oder er tadelte auch im Gegentheil seine Waghalsigkeit und schalt ihn einen Casse-Cou, wie der Lagerausdruck lautete.

Ueberhaupt ließ er es sich nicht verdrießen, seinem Pagen gute väterliche Lehre zu geben und ihm gelegentlich ein wenig Christenthum beizubringen.

Der König hatte die löbliche und gesunde Gewohnheit, nach beendigtem Tagewerk die letzte halbe Stunde vor Schlafengehen zu vertändeln und allerhand Allotria zu treiben, jede Sorge mit geübter Willenskraft hinter sich werfend, um sie dann im ersten Frühlicht an derselben Stelle wieder aufzuheben. Und diese Gewohnheit hielt er auch jetzt und um so mehr fest, als die vereitelten Stürme und geopferten Menschenleben seine Pläne zerstörten, seinen Stolz beleidigten und seinem christlichen Gewissen zu schaffen machten. In dieser späten Freistunde saß er dann behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben. Da wurde Dame gezogen oder Schach gespielt, und im Bretspiele schlug der Page zuweilen den König. Oder dieser, wenn er sehr guter Laune war, erzählte harmlose Dinge, wie sie eben in seinem Gedächtnisse obenauf lagen. Zum Beispiel von der pompösen Predigt, welche er weiland auf seiner Brautfahrt nach Berlin in der Hofkirche gehört. Sie habe das Leben einer Bühne verglichen: mit

den Menschen als Schauspielern, den Engeln als Zuschauern, dem den Vorhang senkenden Tode als Regisseur. Oder auch die unglaubliche Geschichte, wie man ihm, dem Könige, nach der Geburt seines Kindes anfänglich einen Sohn verkündigt und er selbst eine Weile sich habe betrügen lassen, oder von Festen und Costümen, seltsamerweise meistens Geschichten, die ein Mädchen ebenso sehr oder mehr als einen Jüngling belustigen konnten, als empfände der getäuschte König, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Wirkung des Betruges, welchen der Page an ihm verübte, und kostete unwissend den unter dem Scheinbilde eines gutgearteten Jünglings spielenden Reiz eines lauschenden Weibes. Darüber befiel auch wohl den Pagen eine plötzliche Angst. Er vertiefte seine Altstimme und wagte irgend eine männliche Geberde. Aber ein nicht zu mißdeutendes Wort oder eine kurzsichtige Bewegung des Königs gab dem Erschreckten die Gewißheit zurück, Gustav unterliege demselben Blendwerk wie bei der Geburt seiner Christel. Dann gerieth der wieder sicher Gewordene wohl in eine übermüthige Stimmung und gab etwas so Verwegenes und Persönliches zum Besten, daß er sich eine Züchtigung zuzog. Wie jenesmal, da er nach einem warmen ehrlichen Lobe der Königin im Munde Gustav's die kecke Frage hinwarf: wie denn die Gräfin Eva Brahe eigentlich ausgesehen habe? Diese Jugendgeliebte Gustav's und spätere Gemahlin De la Gardie's, welchen sie, da ihr der tapferste Mann des Jahrhunderts entschlüpft war, als den zweittapfersten heirathete, besaß dunkles Haar, schwarze Augen und scharfe Züge. Das erfuhr aber der neugierige Page nicht, sondern erhielt einen ziemlich derben Schlag mit der flachen Hand auf den vorlauten Mund, in dessen Winkeln Gustav die Lust zu einem muthwilligen Gelächter wahrzunehmen glaubte.

Es begab sich eines Tages, daß der König seiner Christel

das Geschenk eines ersten Siegelringes machte. Auf den edeln Stein desselben sollte der Mode gemäß ein Denkspruch eingegraben werden, eine Devise, wie man es hieß, welche — im Unterschiede mit dem ererbten Wappenspruche — etwas dem Besitzer des Siegels persönlich Eigenes, eine Maxime seines Kopfes, einen Wunsch seines Herzens, in nachdrücklicher Kürze aussprechen mußte, wie z. B. das ehrgeizige „Nondum“ des jungen Karl's V. Gustav hätte wohl seinem Kinde selbst einen Leibspruch erfunden, aber, wieder der Mode gemäß, mußte dieser lateinisch, italienisch oder französisch lauten.

So suchte er denn, tief auf einen Quartband gebückt, unter den tausend darin verzeichneten Sinnsprüchen berühmter oder witziger Leute mit seinen lichtgefüllten, doch kurzsichtigen Augen nach demjenigen, welchen er seiner erst siebenjährigen, aber frühreifen Christel bescheren wollte. Er belustigte sich an den lakonischen Sätzen, welche das Wesen ihrer Erfinder — meistentheils geschichtlicher Persönlichkeiten — oft richtig, ja schlagend ausdrückten, oft aber auch, gemäß der menschlichen Selbsttäuschung und Prahlerei, das gerade Gegentheil.

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem scharfen schwarzen Schatten auf das hellbeleuchtete Blatt und eine Devise von unbekanntem Ursprung. Es war der über die Schulter des Königs guckende Page, die Devise aber lautete: „Courte et bonne!“ Das heißt: Soll ich mir ein Leben wählen, so sei es ein kurzes und genußvolles! Der König las, sann einen Augenblick, schüttelte bedenklich den Kopf und zupfte über sich greifend seines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte er Leubelfing auf seinen Schemel nieder, in der Absicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. Gust Leubelfing, begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polster gedrückt, so daß das volle Kinn mit dem goldhaarigen

Zwickel vorsprang und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen auf das lauschend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte, Gust Leubelfing, mein Sohn! Ich vermuthe, diesen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden, ein „Epikurer", wie Doctor Luther solche Leute nennt. Unser Leben ist Gottes. So dürfen wir es weder lang noch kurz wünschen, sondern wir nehmen es, wie Er es giebt. Und gut? Freilich gut, das ist schlicht und recht. Aber nicht voll Rausches und Taumels, wie der französische Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie hast du ihn verstanden, mein lieber Sohn?

Leubelfing antwortete erst schüchtern und befangen, dann aber mit jeder Silbe freudiger und entschlossener: Solchergestalt, mein gnädiger Herr: ich wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in ein Flammenbündel und in den Raum einer Stunde vereinigt, daß statt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entstünde, um dann zu löschen wie ein zuckender Blitz. Sie hielt inne. Dem König schien dieser Stil und dieser „zuckende Blitz" nicht zu gefallen, obgleich es die Lieblingsmetapher des Jahrhunderts war. Er kräuselte spottend die feinen Lippen. Aber das noch ungesprochene rügende Wort unterbrechend leidenschaftlich hingerissen, rief der Page aus: Ja, so möcht' ich! Courte et bonne! Dann besann er sich plötzlich und fügte demüthig bei: Lieber Herr! Möglicherweise mißverstehe ich den Spruch. Er ist vieldeutig, wie die meisten hier im Buche. Eines aber weiß ich, und das ist die lautere Wahrheit: wenn dich, mein liebster Herr, die Kugel, welche dich heute streifte — er verschluckte das Wort — Courte et bonne! hätte es geheißen, denn du bist ein Jüngling zugleich und ein Mann — und dein Leben ist ein gutes!

Der König schloß die Augen und verfiel dann, tagesmüde wie er war, in den Schlummer, den er erst heuchelte,

um die Schmeichelei des Pagen nicht gehört zu haben oder wenigstens nicht zu beantworten.

So spielte der Löwe mit dem Hündchen und auch das Hündchen mit dem Löwen. Und als ob ein neckisches oder verderbliches Schicksal es darauf absähe, dem verliebten Kinde seinen vergötterten Helden aufs Innigste zu verbinden, ihm denselben in immer neuer Gestalt und in seinen tiefsten Empfindungen zeigend, ließ es den Pagen mit seinem Herrn auch den herbsten Schmerz theilen, welchen es giebt, den väterlichen.

Der König bediente sich Leubelfing's, dem er das unbedingteste Vertrauen bewies, um die regelmäßig aus Stockholm anlangenden Briefe der Hofmeisterin seines Prinzeßchens sich vorlesen und dann auch beantworten zu lassen. Diese Dame schrieb einen kritzlichen, schmalen Buchstaben und einen breiten gründlichen Stil, so daß Gustav ihre umständlichen Schreiben meist gleich dem Pagen zuschob, dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die ungezählten Stufen einer Wendeltreppe. Eines Tages bemerkte Leubelfing in der Ecke des Briefumschlages das große S, womit man damals wichtige oder secrete Schreiben zu bezeichnen pflegte, damit sie der Empfänger persönlich öffne und lese. Die Pageneigenschaften: Neugierde und Keckheit überwogen. Leubelfing brach das Siegel, und eine wunderliche Geschichte kam zum Vorschein. Die Hofmeisterin des Prinzeßchens hatte — gemäß dem vom Könige selbst verfaßten und frühe Erlernung der Sprachen vorschreibenden Studienplane — an der Zeit gefunden, der Christel einen Lehrer des Italienischen zu bestellen. Die mit Umsicht vorgenommene Wahl schien geglückt. Der noch junge Mann, ein Schwede von guter Abkunft, welcher sich auf langen Reisen weit in der Welt umgesehen hatte, ver-

einigte alle Vorzüge der Erscheinung und des Geistes, einen edelschlanken Körperbau, einnehmende Gesichtszüge, eine feingewölbte Stirn, ein gefälliges Betragen, eine befestigte Sittlichkeit, gleich weit entfernt von finsterer Strenge und lächerlicher Pedanterie, adeliges Ehrgefühl, christliche Demuth. Und die Hauptsache: ein echtes Lutherthum, welches, wie er selbst bekannte, erst in der modernen Babylon angesichts der römischen Gräuel aus einer erlernten Sache ihm zu einer selbständigen und unerschütterlichen Ueberzeugung geworden sei. Die kühle und verständige Hofmeisterin wiederholte in jedem ihrer Briefe, dieser Jüngling habe es ihr angethan. Auch die junge Prinzeß lernte frisch drauf los mit ihrem aufgeweckten Kopf und unter einem solchen Lehrer. Da ertappte die Hofmeisterin eines Tags die gelehrige und phantasiereiche Christel, wie sie, in einen Winkel geduckt, sich im Stillen damit vergnügte, die Kugeln eines Rosenkranzes von wohlduftendem Cedernholz herunterzubeten, an denen sie von Zeit zu Zeit mit schnupperndem Näschen roch. Ein reißender Wolf im Schafskleide! schrieb die brave Hofmeisterin mit fünf Ausrufungszeichen. Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und wurde zur weißen Bildsäule.

Auch Gustav Adolf erbleichte, im Tiefsten erschüttert, und seine großen blauen Augen starrten in die Zukunft. Er kannte die Gesellschaft Jesu.

Der Jesuit war ins Gefängniß gewandert, und ihm stand, nach dem drakonischen schwedischen Gesetze, eine Halsstrafe bevor, wenn der König nicht Gnade vor Recht ergehen ließ. Dieser aber befahl dem Pagen umgehend an die Hofmeisterin zu schreiben: mit dem Mädchen seien nicht viel Worte zu machen, die Sache als eine Kinderei zu behandeln; den Jesuiten schaffe man ohne Geschrei und Aufsehen über die Grenze, denn — so dictirte er Leubelfing — ich will keinen Märtyrer machen. Der verblendete Jüngling mit

seinem gefälschten Gewissen ließe sich schlankweg köpfen, um in die Purpurwolke der Blutzeugen aufgenommen zu werden und gen Himmel zu fahren mitsammt seiner geheimen bösen Lust, das bildsame Gehirn meines Kindes mißhandelt zu haben.

Aber mehrere Tage lang ließ ihn „das Unglück und das Verbrechen“ so nannte er das Attentat auf die Seele seines Kindes — nicht mehr los und er erging sich in Gegenwart seines Lieblings, weit über Mitternacht bis zum Erlöschen seiner Ampel rastlos auf- und niederschreitend, freilich eher im Selbst- als im Zwiegespräche, über die Lüge, die Sophistik und die Verlarvungen der frommen Väter, während sich der im Halbdunkel sitzende Page entsetzt und zerknirscht an die junge klopfende Brust schlug und die leisen beschämenden Worte sich zurief: Auch du bist eine Lügnerin, eine Sophistin, eine Verlarvte!

Seit jenen nächtigen Stunden ängstigte sich der Page furchtbar, bis zur Zerrüttung, über seine Larve und sein Geschlecht. Der nichtigste Umstand konnte die Entdeckung herbeiführen. Dieser Schande zu entgehen, beschloß der Aermste zehnmal im Abenddunkel oder in der Morgenfrühe, sein Roß zu satteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unschuldige Liebkosung des Königs, der keine Ahnung hatte, daß ein Weib um ihn war. Leicht zu Muthe wurde ihm nur im Pulverdampfe. Da blitzten seine Augen, und fröhlich ritt er der tödtlichen Kugel entgegen, welche er herausforderte, seinen bangen Traum zu endigen. Und wann der König hernach in seiner Abendstunde beim trauten Lichtschein seinen Pagen über eine Dummheit oder Unwissenheit ertappte, beim Kopfe kriegte und ihm mit einem ehrlichen Gelächter durch das krause Haar fuhr, sagte sich dieser in herzlicher Lust und Angst erbebend: Es ist das letztemal!

So fristete er sich und genoß das höchste Leben mit der Hülfe des Todes.

Es war seltsam. Leubelfing fühlte es: auch der König lebte mit dem Tode auf einem vertrauten Fuße. Der Friedländer hatte den Angriff an sich gerissen und den Eroberer in die unerträgliche Lage eines Weichenden, beinahe Flüchtigen gebracht. So legte der christliche Held sein Schicksal täglich, ja stündlich und fast herausfordernd in die Hände seines Gottes. Den Brustharnisch, welchen ihm der Page zu bieten pflegte, wies er beharrlich zurück unter dem Vorwand einer Schulterwunde, welche der anliegende Stahl drücke. Ein schmiegsames feines Panzerhemde, wie die Klugen und Vorsichtigen es auf bloßem Leibe trugen, ein Meisterstück niederländischer Schmiedekunst, langte an, und die Königin schrieb dazu, sie hätte erfahren, der Friedländer trage ein solches, ihr Herr und Gemahl dürfe nicht schlechter beschirmt in den Kampf gehen. Das feine Geschmiede warf Gustav als eine Feigheit verächtlich in einen Winkel.

Einmal in der Stille der Nacht hörte Leubelfing, dessen Haupt von demjenigen des Königs nur durch die Wand getrennt war, sich dicht an dieselbe drückend, wie Gustav inbrünstig betete und seinen Gott bestürmte, ihn im Vollwerthe hinwegzunehmen, wenn seine Stunde da sei, bevor er ein Unnöthiger oder Unmöglicher werde. Zuerst quollen der Lauscherin die Thränen, dann erfüllte sie vom Wirbel zur Zehe eine selbstsüchtige Freude, ein verstohlener Jubel, ein Sieg, ein Triumph über die Aehnlichkeit ihres kleinen mit diesem großen Loose, der dann mit dem albernen Kindergedanken, eine gemeinsame Silbe beendige ihren Namen und beginne den des Königs, sich in Schlummer verlor.

Aber der Page träumte schlecht, denn er träumte mit seinem Gewissen. In den richtenden Bildern, welche vor seinen Traumaugen aufstiegen, geschah es bald, daß der

König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurtheilender Geberde von sich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Besenstiel und den derbsten Scheltworten, wie die gebildete Frau solche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche sie wohl gar nicht kannte.

Einmal träumte dem Pagen, seine Fuchsstute gehe mit ihm durch und rase durch eine nackte, von einer zornigen Spätglut geröthete Gegend einer Schlucht zu, der König setze ihm nach, er aber stürze vor den Augen seines Retters oder Verfolgers in die zerschmetternde Tiefe, von einem höllischen Gelächter umklungen.

III.

Leubelfing erwachte mit einem jähen Schrei. Der Morgen dämmerte, und der Page fand seinen König, der sich in einem Zuge kühl und hell geschlafen hatte, in der gelassensten und leutseligsten Laune von der Welt. Ein Brief der Königin langte an, der eben nichts Dringliches enthielt, wenn nicht die Nachschrift, worin sie ihren Gemahl bat, zum Rechten zu sehen in einem Fall und in einer Nöthe, welche der hilfreichen Frau nahe ging. Der Herzog von Lauenburg, ein unsittlicher Mensch, der vor kaum ein paar Monaten eine der vielen Basen der Königin aus politischen Gründen geheirathet hatte, gab öffentliches Aergerniß, indem er, von den blonden Flechten und wasserblauen Augen seines Weibes gelangweilt, seine Flitterwochen abgekürzt hatte und, in das schwedische Lager zurückgeeilt, eine blutjunge Slavonierin neben sich hielt. Diese hatte er, als ein Wegelagerer, der er war, aus der Mitte einer niedergerittenen friedländischen Escorte weggefangen. Nun ersuchte die Königin ihren Gemahl, diesem prahlerischen Ehebruch ein rasches Ende zu machen; denn

der Lauenburger, dem Blicke nur des Königs ausweichend, prunkte vor seinen Standesgenossen mit der hübschen Beute und gönnte sich, als einem Reichsfürsten, die Sünde und den Scandal dazu. Gustav Adolf faßte die Sache als eine einfache Pflichterfüllung auf und gab kurzweg den Befehl, die Slavonierin — man nannte sie die Corinna — zu ergreifen und ihm vorzuführen in der achten Stunde, wo er von einem kurzen Recognoscirungsritte zurück zu sein glaubte. Streng und menschlich zugleich, dachte er das Mädchen, dem er, den Lauenburger kennend, den kleineren Theil der Schuld beimaß, zu ermahnen und dann ihrem Vater in das wallensteinische Lager zuzusenden. Er verritt, den Pagen Leubelfing zurücklassend mit der Weisung, die Königin brieflich zu beruhigen; er werde eine eigenhändige Zeile beifügen. Acht Uhr verstrich, und der König war noch nicht wieder angelangt, wohl aber die Corinna, von ein paar grimmigen schwedischen Pikenieren begleitet, welche sie dem Pagen, der im Vorzimmer über seinem Briefe saß, Degen und Pistolen neben sich auf den Tisch gelegt, überlieferten. Vor dem Thore des Schlößchens stand ja eine Wache.

Neugierig schickte der Page einen Blick über seine Buchstaben hinweg nach der Gefangenen, die er sich setzen hieß, und erstaunte über ihre Schönheit. Nur von mittlerer Größe, trug sie über vollen Schultern auf einem feinen Halse ein wohlgebildetes kleines Haupt. Wenig fehlte, stillere Augen, freiere Stirn, ruhigere Naslöcher und Mundwinkel, so war es das süße Haupt einer Muse, wie unmusenhaft die Corinna sein mochte. Pechschwarze Flechten und dunkeldrohende Augen bleichten das fesselnde Gesicht. Die in Unordnung gerathene buntfarbige Kleidung, von keinem südlich leuchtenden Himmel gedämpft, erschien unter einem nordischen grell und aufdringlich. Der Busen klopfte sichtbar.

Das Schweigen wurde dem Mädchen unerträglich. Wo ist der König, Junker? fragte sie mit einer hohen, vor Erregung schreienden Stimme. Ist verritten. Wird gleich zurück sein! antwortete Leubelfing in seiner tiefsten Note.

Der König bilde sich nur nicht ein, daß ich von dem Herzog lasse, fuhr das leidenschaftliche Mädchen mit unbändiger Heftigkeit fort. Ich liebe ihn zum Sterben. Und wo sollte ich hin? Zu meinem Vater? Der würde mich grausam mißhandeln. Ich bleibe. Der König hat dem Herzog nichts zu befehlen. Mein Herzog ist ein Reichsfürst. Offenbar plapperte die Angstvolle dem Lauenburger nach, welcher, ob auch an und für sich ein frevelhafter Mensch, seinen Fürstenmantel, halb im Hohn, halb im Ernst, allen seinen Missethaten umhing.

Nutzt ihm nichts, Jungfer, versetzte der Page Gustav Adolf's. Reichsfürst hin, Reichsfürst her, der König ist sein Kriegsherr, und der Lauenburger hat zu pariren.

Der Herzog, zankte die Slavonierin, ist vom alleredelsten Blut, der König aber stammt von einem gemeinen schwedischen Bauer. Ihr Freund, der Lauenburger, mochte ihr das aus dem Bauernkleide Gustav Wasa's entstandene Märchen vorgestellt haben. Leubelfing erhob sich beleidigt und schritt bolzgerade auf die Corinna zu, machte dicht vor ihr Halt und fragte gestreng: Was sagst? Auch das Mädchen hatte sich ängstlich erhoben und fiel jetzt mit plötzlich verändertem Ausdruck dem Pagen um den Hals: Theurer Herr! Schöner Herr! Helft mir! Ihr müßt mir helfen! Ich liebe den Lauenburger und lasse nicht von ihm! Niemals! So rief und flehte sie und küßte und herzte und drückte den Pagen, dann aber wich sie in unsäglicher Verblüffung einen Schritt zurück, und das seltsamste Lächeln der Welt irrte um ihren spöttisch verzogenen Mund.

Der Page wurde bleich und fahl. Schwesterchen, lispelte die Corinna mit einem schlauen Blick, wenn du deinen Einfluß — in demselben Moment hatte Leubelfing sie mit kräftiger Linken am Arme gepackt, auf die Knie niedergedrückt und den Lauf seines rasch ergriffenen Pistols der Schläfe des kleinen Kopfes genähert. Drück los, rief die Corinna halb wahnsinnig, und der Lust und des Elends sei ein Ende! wich aber doch dem Lauf mit den behendesten und gelenkigsten Drehungen und Wendungen ihres Hälschens aus.

Jetzt setzte ihr Leubelfing den kalten Ring des Eisens mitten auf die Stirn und sprach todtenbleich, aber ruhig: Der König weiß nichts davon, bei meiner Seligkeit. Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. Der König weiß nichts davon, wiederholte der Page, und du schwörst mir bei diesem Kreuz — er hatte es ihr an einem goldenen Kettchen aus dem Busen gezerrt — von wem hast du das? von deiner Mutter, sagst du? — Du schwörst mir bei diesem Kreuz, daß auch du nichts davon weißt! Mach schnell, oder ich schieße!

Aber der Page senkte seine Waffe, denn er vernahm Roßgestampf, das Gerassel des militärischen Saluts und die treppansteigenden schweren Tritte des Königs. Er warf noch einen Blick auf die sich von den Knieen erhebende Corinna, einen flehenden Blick, in welchem zu lesen war, was er nie ausgesprochen hätte: Sei barmherzig! Ich bin in deiner Gewalt! Verrathe mich nicht! Ich liebe den König!

Dieser trat ein, ein anderer Mann, als er vor zwei Stunden verritten war, streng wie ein Richter in Israel, in heiliger Entrüstung, in loderndem Zorn, wie ein biblischer Held, der ein himmelschreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe. Er hatte einem empörenden Auftritt, einer ekelerregenden Scene bei-

gewohnt: der Beraubung eines vor dem Friedländer in das schwedische Lager flüchtenden Haufens deutscher Bauern durch deutschen Adel unter Führung eines deutschen Fürsten.

Die Herren hatten im Gezelt eines der Ihrigen bis zur Morgendämmerung gezecht, gewürfelt, gekartet. Ein Abenteurer zweifelhaftester Art, der Bank hielt, hatte sie Alle ausgebeutelt. Den muthmaßlich falschen Spieler ließen sie nach einem kurzen Wortwechsel — er war von Adel — als einen Mann ihrer Gattung unangefochten ziehen, brachen dagegen, gereizt und übernächtig zu ihren Zelten kehrend, in ein Gewirr schwer beladener Wagen ein, das sich in einer Lagergasse staute. Der Lauenburger, der im Vorbeireiten sein Zelt öffnend das Nest leer gefunden und seinen Verdacht ohne Weiteres auf den König geworfen hatte, kam ihnen nachgesprengt und feuerte ihre Raubgier zu einer That an, von welcher er wußte, daß sie, von dem Könige vernommen, Gustav Adolf in das Herz schneiden würde.

Aber dieser sollte den Frevel mit Augen sehen. Mitten in den Tumult — Kisten und Kasten wurden erbrochen, Rosse niedergestochen oder geraubt, Wehrlose mißhandelt, sich zur Wehre Setzende verwundet — ritt der König hinein, zu welchem sich flehende Arme, Gebete, Flüche, Verwünschungen erhoben, nicht anders als zum Throne Gottes. Der König beherrschte und verschob seinen Zorn. Zuerst gab er Befehl, für die mißhandelten Flüchtlinge zu sorgen, dann befahl er die ganze adelige Sippe zu sich auf die neunte Stunde. Heimreitend, hielt er vor dem Zelt des Generalgewaltigen, hieß ihn seinen rothen Mantel umwerfen und — in einiger Entfernung — folgen.

In dieser Stimmung befand sich König Gustav, als er die Beihälterin des Lauenburgers erblickte. Er maß das Mädchen, deren wilde Schönheit ihm mißfiel und deren grelle Tracht seine klaren Augen beleidigte.

Wer sind deine Eltern? begann er, es verschmähend, sich nach ihrem eigenen Namen oder Schicksal zu erkundigen.

Ein Hauptmann von den Croaten; die Mutter starb früh weg, erwiederte das Mädchen, mit ihren dunkeln seinen hellen Augen ausweichend.

Ich werde dich deinem Vater zurücksenden, sagte er.

Nein, antwortete sie, er würde mich erstechen.

Eine mitleidige Regung milderte die Strenge des Königs. Er suchte für das Mädchen einen geringeren Straffall. Du hast dich im Lager in Männerkleidern umgetrieben, dieses ist verboten, beschuldigte er sie.

Niemals, widersprach die Corinna aufrichtig entrüstet, nie beging ich diese Zuchtlosigkeit.

Aber, fuhr der König fort, du brichst die Ehe und machst eine edle junge Fürstin unglücklich.

Eine rasende Eifersucht loderte in den Augen der Slavonierin. Wenn er nun mich mehr, mich allein liebt, was kann ich dafür? was kümmert mich die Andere? trotzte sie wegwerfend. Der König betrachtete sie mit einem erstaunten Blicke, als frage er sich, ob sie je in eine christliche Kinderlehre gegangen sei.

Ich werde für dich sorgen, sagte er dann. Jetzt befehle ich dir: du lässest von dem Lauenburger auf immer und ewig. Deine Liebe ist eine Todsünde. Wirst du gehorchen? Sie hielt erst mit zwei lodernden Fackeln, dann mit einem festen, starren Blick den des Königs aus und schüttelte das Haupt. Dieser wendete sich gegen den Generalgewaltigen, der unter der Thüre stand.

Was soll der mit mir? frug das Mädchen schaudernd. Ist's der Henker? Wird er mich richten?

Er wird dir die Haare scheeren, dann bringt dich der nächste Transport nach Schweden, wo du in einem Besserungshause bleibst, bis du ein evangelisches Weib geworden bist.

Ein heftiger Stoß von wunderlichen Befürchtungen und unbekannten Schrecken warf das kleine Gehirn über den Haufen. Ein geschorenes Schädelchen, welche entehrendere, beschämendere Entblößung konnte es geben! Schweden, das eisige Land mit seiner Winternacht, von welchem sie hatte fabeln hören, dort sei der Eingang zum Reiche der Larven und Gespenster! Besserung? Welche ausgesuchte, grausame Folter bedeutete dieses ihr unbekannte Wort? Ein evangelisches Weib? Was war das, wenn nicht eine Ketzerin? Und so sollte sie zu alledem noch ihres bescheidenen himmlischen Theiles verlustig gehen? Sie, die keine Fasten brach und keine fromme Uebung versäumte! Sie ergriff das Kreuz, das an dem zerrissenen Kettchen niederhing, und küßte es inbrünstig.

Dann ließ sie die irren Augen im Kreise laufen. Diese blieben auf dem Pagen haften, und Rachelust flammte darin auf. Sie öffnete den Mund, um den König, welcher sie des Ehebruchs geziehen, gleicherweise einen Ehebrecher zu schelten. Dieser stand ruhig bei Seite. Er hatte den Brief des Pagen in die Hand genommen und durchflog denselben mit nahen Blicken. Seine aufmerksamen Züge, deren aus Gerechtigkeit und Milde gemischter Ausdruck etwas Majestätisches und Göttliches hatte, erschreckten die Corinna; sie fürchtete sich davor, als vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Das wildwüchsige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenschaft verzogene Männerantlitz richtig beurtheilte, ohne davor zu erschrecken, wurde aus dieser veredelten menschlichen Miene nicht klug. Sie mochte den König nicht länger ansehen. Am Ende, dachte sie, ist der Schneekönig ein gefrorner Mensch, der die Nähe des Weibes und die ihn heimlich umschleichende Liebe nicht spürt. Ich könnte das junge Blut verderben! Wozu aber auch? Und dann — sie liebt ihn.

Jetzt trat der Profoß einen Schritt vorwärts und streckte die Hand nach der Slavonierin aus. Diese gab sich verloren. Blitzschnell richtete sie sich an dem Pagen auf und wisperte ihm ins Ohr: Laß mir zehn Messen lesen, Schwesterchen! von den theuren! Du bist mir eine dicke Kerze schuldig! Nun, Eine hat das Glück, die Andere — sie fuhr in die Tasche, zog einen Dolch heraus, schleuderte die Scheide ab und zerschnitt sich in einem kunstfertigen Zug die Halsader wie einem Täubchen. So mochte sie es in einer Feldküche gelernt und geübt haben.

Der Generalgewaltige spreitete seinen rothen Mantel, legte sie der Länge nach darauf, hüllte sie ein und trug sie wie ein schlafendes Kind auf beiden Armen durch eine Seitenthüre hinweg.

Jetzt wurde es im Nebenzimmer lebendig von allerhand ungebührlich laut geführten Unterhaltungen, und mit dem Schlage Neun trat der König, welchem Leubelfing die Flügelthür öffnete, unter die versammelten deutschen Fürsten und Herren.

Sie bildeten in dem engen Raume einen dichtgedrängten Kreis und mochten ihrer fünfzig oder sechzig sein. Die Herrschaften hielten sich nicht allzu ehrerbietig, manche sogar nachlässig, als ob sie ebensowenig die Farbe der Scham als die Farbe der Furcht kennten: schlaue neben verwegenen, ehrgeizige neben beschränkten, fromme neben frechen Köpfen; die Mehrzahl Leute, die ihren Mann stellten, und mit denen gerechnet werden mußte. Links vom Könige hielt sich in bescheidener Haltung der Hauptmann Erlach, der eigentlich hier nichts zu suchen hatte. Dieser Kriegsmann war unter die Fahnen Gustav Adolf's getreten, als des gottesfürchtigsten Helden seiner Zeit, und hatte dem Könige oft bekannt, ihn jammere der Sünden, die er hier außen im Reiche sehen müsse: Undank, Maske, Fallstrick, Intrigue, Cabale, verdecktes

Spiel, vertheilte Rollen, verwischte Spuren, Bestechung, Länderverkauf, Verrath, lauter in seinen helvetischen Bergen vollständig unbekannte und unmögliche Dinge. Er hatte sich hier eingefunden, vielleicht um seinem intimen Freunde, dem französischen Gesandten, welcher sich von seiner Sitteneinfalt angezogen fühlte, etwas Neues erzählen zu können, worauf die Franzosen brennen, wie sie einmal sind; vielleicht auch nur, um zur Erbauung seiner Seele einem Sieg der Tugend über das Laster beizuwohnen. Er kniff seelenruhig die Augen zu und wirbelte die Daumen der gefalteten Hände. Diesem Tugendbilde gegenüber, rechts vom Könige, stand die freche Sünde: der Lauenburger, mit unruhigen Füßen in seiner reichsten Tracht und seinem kostbarsten Spitzenkragen, dämonisch lächelnd und die Augen rollend. Er war einem Knecht des Gewaltigen begegnet, welchem dieser seinen Mantel übergeben. Unter dessen Falten hatte er eine Menschengestalt erkannt, war hinzugetreten und hatte das Tuch aufgeschlagen.

Gustav maß die Versammlung mit einem verdammenden Blick. Dann braus'te der Sturm. Seltsam — der König, gereizt durch den Widerspruch dieser stolzen Gesichter, dieser übermüthigen Haltungen, dieser prunkenden Rüstungen mit dem Unadel der darunter schlagenden Herzen, bediente sich, um den Hochmuth zu erniedrigen und das Verbrechen zu brandmarken, absichtlich einer groben, ja bäurischen Rede, wie sie ihm sonst nicht eigen war.

Räuber und Diebe seid ihr vom Ersten zum Letzten! Schande über euch! Ihr bestehlet eure Landsleute und Glaubensgenossen! Pfui! Mir ekelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für eure Freiheit habe ich meinen Schatz erschöpft — vierzig Tonnen Goldes — und nicht soviel von euch genommen, um mir eine Reithose machen zu lassen! Ja, eher bar wär' ich geritten, als mich aus

deutschem Gute zu bekleiden! Euch schenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweinestall hab' ich für mich behalten!

Mit so derben und harten Worten beschimpfte der König diesen Adel.

Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde und wiederholte mehrmals: Tapfer seid ihr, ja, das seid ihr! Ueber euer Reiten und Fechten ist nicht zu klagen! ließ dann aber einen zweiten noch heftigeren Zorn aufflammen: Rebellirt ihr gegen mich, forderte er sie heraus, so will ich mich an der Spitze meiner Finnen und Schweden mit euch herumhauen, daß die Fetzen fliegen!

Er schloß dann mit einer christlichen Vermahnung und der Bitte, die empfangene Lehre zu beherzigen. Herr Erlach trocknete sich mit der Hand eine Thräne. Die Herren gaben sich die Miene, es fechte sie nicht sonderlich an, aber ihre Haltung war sichtlich eine bescheidenere geworden. Einige schienen ergriffen, ja gerührt. Das deutsche Gemüth erträgt eine grobe, redliche Schelte besser, als eine lahme Predigt oder einen feinen, schneidenden Hohn.

Insoweit wäre es nun gut und in der Ordnung gewesen. Da ließ der Lauenburger, halb gegen den König, halb gegen seine Standesgenossen gewendet, in nackter Frechheit ein ruchloses Wort fallen:

Wie mag Majestät über einen Dreck zürnen? Was haben wir Herren verbrochen? Unsere Unterthanen erleichtert!

Gustav erbleichte. Er winkte dem Generalgewaltigen, der hinter der Thüre lehnte.

Lege diesem Herrn deine Hand auf die Schulter! befahl er ihm. Der Profoß trat heran, wagte aber nicht zu

gehorchen; denn der Fürst hatte den Degen aus der Scheide gerissen und ein gefährliches Gemurmel lief durch den Kreis.

Gustav entwaffnete den Lauenburger, stemmte die Klinge gegen den Fuß und ließ sie in Stücke springen. Dann ergriff er die breite, behaarte Hand des Gewaltigen, legte und drückte selbst sie auf die Schulter des Lauenburgers, der wie gelähmt war, und hielt sie dort eine gute Weile fest, sprechend: Du bist ein Reichsfürst, Bube, dir darf ich nicht an den Kragen, aber die Hand des Henkers bleibe über dir!

Dann wandte er sich und ging. Der Profoß folgte mit gemessenen Schritten.

Den Pagen Leubelfing, welchen die enge stehenden Herrschaften in eine Fensternische gedrängt hatten, vor der eine schwere Damastdecke mit riesigen Quasten niederhing, hatte der Vorgang bis zu einem krampfhaften Lachen ergötzt. Nach dem blutigen Untergange der Corinna, der ihn zugleich erschüttert und erleichtert hatte, waren ihm die von seinem Helden heruntergemachten Fürsten wie die Personen einer Komödie erschienen, ungefähr wie ein Knabe mit Vergnügen und unterdrücktem Gelächter seinen Vater, in dessen Hut er sich weiß und dessen Ansehen und Macht er bewundert, einen pflichtvergessenen Knecht schelten hört. Bei der ersten Silbe aber, welche der Lauenburger aussprach, war er zusammengeschrocken über die unheimliche Aehnlichkeit, welche die Stimme dieses Menschen mit der seinigen hatte. Derselbe Klang, dasselbe Mark und Metall. Und dieser Schreck wurde zum Grauen, als jetzt, nachdem König Gustav sich entfernt hatte, der Lauenburger eine erkünstelte Lache aufschlug und in die gellenden Worte ausbrach: Er hat wie ein Stallknecht geschimpft, der schwedische Bauer! Donnerwetter, haben wir Den heute geärgert! Pereat Gustavus! Es lebe die deutsche Libertät! Machen wir ein Spielchen, Herr Bruder, in meinem Zelt? Ich lasse ein Fäßchen Würz-

burger anzapfen! und er legte seinen rechten Arm in den linken der Fürstlichkeit, die ihm zunächst stand. Dieser Herr aber zog seinen linken Arm höflich zurück und antwortete mit einer gemessenen Verbeugung: Bedaure, Euer Liebden. Bin schon versagt.

Sich an einen Andern wendend, den Raugrafen, lud der Lauenburger ihn mit noch lustigeren und dringlicheren Worten: Du darfst es mir nicht abschlagen, Kamerad! Du bist mir noch Revanche schuldig! Der Raugraf aber, ein kurz angebundener Herr, wandte ihm ohne Weiteres den Rücken. So oft er seine Versuche wiederholte, so oft wurde er, und immer kürzer und derber, abgewiesen. Vor seinen Schritten und Geberden bildete sich eine Leere und entfüllte sich der Raum.

Jetzt stand er allein in der Mitte des von Allen verlassenen Gemaches. Ihm wurde deutlich, daß er fortan von Seinesgleichen streng werde gemieden werden. Sein Gesicht verzerrte sich. Wüthend ballte der Gebrandmarkte die Faust und drohte, sie erhebend, dem Schicksal oder dem Könige. Was er murmelte, verstand der Page nicht, aber der Ausdruck des vornehmen Kopfes war ein so teuflischer, daß der Lauscher einer Ohnmacht nahe war.

IV.

In der Dämmerstunde desselben ereignißvollen Tages wurde dem König ein mit einem richtig befundenen Salvoconduct versehener friedländischer Hauptmann gemeldet. Es mochte sich um die Bestattung der in dem letzten Zusammenstoße Gefallenen oder sonst um ein Abkommen handeln, wie sie zwischen sich gegenüberliegenden Heeren getroffen werden.

Page Leubelfing führte den Hauptmann in das eben leere Empfangszimmer, ihn hier zu verziehen bittend; er werde ihn ansagen. Der Wallensteiner aber, ein hagerer Mann mit einem gelben, verschlossenen Gesichte, hielt ihn zurück: er ruhe gern einen Augenblick nach seinem raschen Ritte. Nachlässig warf er sich auf einen Stuhl und verwickelte den Pagen, der vor ihm stehen geblieben war, in ein gleichgültiges Gespräch.

Mir ist, sagte er leichthin, die Stimme wäre mir bekannt. Ich bitte um den Namen des Herrn. Leubelfing, der gewiß war, diese kalte und dictatorische Geberde nie in seiném Leben mit Augen gesehen zu haben, erwiderte unbefangen: Ich bin des Königs Page, Leubelfing von Nürenberg, Gnaden zu dienen.

Eine kunstfertige Stadt, bemerkte der Andere gleichgültig. Thue mir der junge Herr den Gefallen, diesen Handschuh — es ist ein linker — zu probiren. Man hat mir in meiner Jugend bei den Jesuiten, wo ich erzogen wurde, die demüthige und dienstfertige Gewohnheit eingeprägt, die sich jetzt für meine Hauptmannschaft nicht mehr recht schicken will, verlorene und am Wege liegende Gegenstände aufzuheben. Das ist mir nun so geblieben. — Er zog einen ledernen Reithandschuh aus der Tasche, wie sie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieser von einer ausnahmsweisen Eleganz und von einer auffallenden Schlankheit, so daß ihn wohl neun Zehntel der wallensteinischen oder schwedischen Soldatenhände hineinfahrend mit dem ersten Ruck aus allen seinen Nähten gesprengt hätten. Ich hob ihn draußen von der untersten Stufe der Freitreppe.

Leubelfing, durch den kurzen Ton und die befehlende Rede des Hauptmanns etwas gestoßen, aber ohne jedes Mißtrauen, ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handschuh und zog sich denselben über die schlanken Finger. Er saß wie

angegossen. Der Hauptmann lächelte zweideutig. Er ist der Eurige, sagte er.

Nein, Hauptmann, erwiderte der Page befremdet, ich trage kein so feines Leder. So gebt mir ihn zurück! und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich.

Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser that einige Schritte mit wachsendem Erstaunen, und seine starkgewölbten strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: Ihr hier, Herr Herzog? Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigenthümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte. Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiderte sie mit ernster Höflichkeit: Ich grüße die Hoheit und stehe zu Diensten. Was wollet Ihr von mir, Herzog? — Er winkte den Pagen mit einer Geberde weg.

Leubelfing flüchtete sich in seine anliegende Kammer, welche, ärmlich ausgerüstet, ein schmaler Riemen, zwischen dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigsten des Hauses, lag. Er war erschreckt, nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, sondern durch das Unheimliche dieses späten Besuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denselben mit seinem Schicksale in Zusammenhang zu bringen.

Mehr von Angst als von Neugierde getrieben, öffnete er leise einen tiefen Schrank, aus welchem er — wenn es gesagt werden muß — durch eine Wandspalte den König schon einmal — nur einmal — belauscht hatte, um ihn ungestört und nach Herzenslust zu betrachten. Daß sein Auge und abwechselnd sein Ohr jetzt die Spalte nicht mehr ver-

ließ, dafür sorgte der seltsame Inhalt des belauschten Gespräches.

Die sich gegenüber Sitzenden schwiegen eine Weile, sich betrachtend, ohne sich zu fixiren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schicksal Deutschlands bestimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und sich auf allen Feldern verwickelt hatte, vor der entscheidenden, eine neue Lage der Dinge schaffenden Schlacht das unterhandelnde Wort nicht am Platze und ein Uebereinkommen unmöglich sei. Diesem Gefühle gab der Friedländer Ausdruck. Majestät, sagte er, ich komme in einer persönlichen Angelegenheit. Gustav lächelte kühl und verbindlich. Der Friedländer aber begann:

Ich pflege im Bette zu lesen, wann mich der Schlaf meidet. Gestern oder heute früh fand ich in einem französischen Memoirenwerke eine unterhaltende Geschichte. Eine wahrhaftige Geschichte mit wörtlicher Angabe der gerichtlichen Deposition des Admirals — ich meine den Admiral Coligny den ich als Feldherrn zu schätzen weiß. Ich erzähle sie mit Erlaubniß der Majestät. Bei dem Admiral trat eines Tages ein Partisan ein, Poltrot oder wie der Mensch hieß. Wie ein halb Wahnsinniger warf er sich auf einen Stuhl und begann ein Selbstgespräch, worin er sich über den politischen und militärischen Gegner des Admirals, Franz Guise, leidenschaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu schaffen. Es war, wie gesagt, das Selbstgespräch eines Geistesabwesenden, und es stand bei dem Admiral, welchen Werth er darauf legen wollte — ich möchte die Scene einem Dramatiker empfehlen, sie wäre wirksam. Der Admiral schwieg, da er das Gerede des Menschen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guise fiel, von einer Kugel —

Hat Coligny so gehandelt, unterbrach der König, so tadle ich ihn. Er that unmenschlich und unchristlich.

Und unritterlich, höhnte der Friedländer kalt.

Zur Sache, Hoheit, bat der König.

Majestät, etwas Aehnliches ist mir heute begegnet, nur hat der zum Mord sich Erbietende eine noch künstlichere Scene ins Werk gesetzt. Einer der Eurigen wurde gemeldet, und da ich eben beschäftigt war, ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der schwülen Mittagsstunde entschlummert und sprach heftig im Traume. Nur wenig gestammelte Worte, aber ein Zusammenhang ließ sich errathen. Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majestät, ich weiß nicht womit, tödtlich beleidigt, und er wäre entschlossen, ja genöthigt, den König von Schweden umzubringen um jeden Preis, oder wenigstens um einen anständigen Preis, was ihm leicht sein werde, da er in der Nähe der Majestät und in deren täglichem Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht, daß ich nach seinem Begehr fragte. Es handelte sich um Auskunft über einen schon vor Jahren in kaiserlichem Dienste verschollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbsache. Ich gab Bescheid und entließ den Listigen. Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugniß abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre unthunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen.

Freilich, stimmte der König bei.

Majestät, sprach der Friedländer, jede Silbe schwer betonend, du bist gewarnt!

Gustav sann. Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüth nicht damit vergiften, sagte er, so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich

stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indicien?

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. Mein Ohr und diesen Lappen da! Ich vergaß der Majestät zu sagen, daß der Träumer schlank war und ein ganz charakterloses, nichtssagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Larven trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm markig, ein Bariton oder tiefer Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und der Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegen blieb, sitzt selbigem Herrn wie angegossen.

Der König lachte herzlich. Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen, betheuerte er.

Auch ich, erwiderte der Friedländer, kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes, ehrliches Gesicht, dasselbe kecke Bubengesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauernmädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich bürge für keinen Menschen. Ein Gesicht kann täuschen, und — täuschte es nicht — ich möchte keinen Pagen um mich sehen, wäre es mein Liebling, dessen Stimme klingt wie die Stimme meines Hassers, und dessen Hand dasselbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel. Das ist ein Verhängniß. Das kann verderben.

Gustav lächelte. Er mochte sich denken, daß der großartige Emporkömmling jetzt, da er durch seinen ungeheuerlichen Pact mit dem Habsburger das Reich des Unausführbaren und Chimärischen betreten hatte, mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den innern Widerspruch durchschauend zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften, wollte der seines lebendigen Gottes Gewisse mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet berühren, wo das Blendwerk

der Hölle, wie er glaubte, sein Spiel trieb. Er ließ das Gespräch fallen und erhob sich, dem Herzoge für sein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handschuh, welchen der Friedländer nachlässig auf ein zwischen ihnen stehendes Tischchen geworfen hatte, aber mit einer so kurzsichtigen Geberde, daß sie dem scharf blickenden Wallenstein, der sich gleichfalls erhoben hatte, seinerseits ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte.

Ich sehe mit Vergnügen, scherzte der König, den Friedländer gegen die Thüre begleitend, daß die Hoheit um mein Leben besorgt ist.

Wie sollt' ich nicht? erwiderte dieser. Ob sich die Majestät und ich mit unsern Armaden bekriegen, gehören die Majestät und ich — der Herzog wich höflich einem „wir" aus — dennoch zusammen. Einer ist undenkbar ohne den Andern, und — scherzte er seinerseits — stürzte die Majestät oder ich von dem einem Ende der Weltschaukel, schlüge das andere unsanft zu Boden.

Wieder sann der König und kam unwillkürlich auf die Vermuthung, irgend eine himmlische Conjunctur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der anderen folgend mit verstohlenen Schritten und verhülltem Haupte. Seltsamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der christliche König, daß die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzustecken beginne. Er that wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

Die Majestät, endete der Friedländer fast gemüthlich seinen Besuch, sollte sich wenigstens ihrem Kinde erhalten Die Prinzeß lernt brav, wie ich höre, und ist der Majestät an das Herz gewachsen. Wenn man keine Söhne hat! Ich

bin auch solch ein Mädchenpapa! — Damit empfahl sich der Herzog.

Noch sah der Page, welchem das belauschte Gespräch wie ein Gespenst die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Gustav sich in seinen Sessel warf und mit dem Handschuh spielte. Er entfernte das Auge von der Spalte, und in die Kammer zurückwankend, warf er sich neben dem Lager nieder, den Himmel um die Bewahrung seines Helden anflehend, dem seine bloße Gegenwart — wie der Friedländer meinte und er selbst nun zu glauben begann — ein geheimnißvolles Unheil bereiten konnte. Was es mich koste, gelobte sich der Verzweifelnde, ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe.

Da er ungerufen blieb, schlich er sich erst wieder zum Könige in jener Freistunde, welche dann zu ihrer größern Hälfte in gleichgültigem Gespräche verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: Wo hast du dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelfing? Ich rief dich und du fehltest. Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß: er habe mit dem Bedürfniß, nach den erschütternden Scenen des Morgens freie Luft zu schöpfen, sich auf das Roß geworfen und es in der Richtung des wallensteinischen Lagers, fast bis in die Tragweite seiner Kanonen getummelt. Er wollte sich einen freundlichen Verweis des Königs zuziehen, doch dieser blieb aus. Wieder nahm das Gespräch eine unbefangene Wendung, und jetzt schlug die zehnte Stunde. Da hob Gustav mit einer zerstreuten Geberde den Handschuh aus der Tasche und ihn betrachtend sagte er: Dieser ist nicht der meinige. Hast du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Versehen eingesteckt? Laß schauen! Er ergriff spielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. Er sitzt, sagte er.

Der Page aber warf sich vor ihm nieder, ergriff seine Hände und überströmte sie mit Thränen. Lebe wohl, schluchzte er, mein Herr, mein Alles! Dich behüte Gott und seine Scharen! Dann jählings aufspringend, stürzte er hinaus wie ein Unsinniger. Gustav erhob sich, rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes und — seltsam — der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforschungen über die Flucht und das Verbleiben seines Pagen anstellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu thun; denn er hatte beschlossen, das Lager bei Nüremberg aufzuheben.

Leubelfing hatte den gestreckten Lauf seines Thieres nicht angehalten, dieser ermüdete von selbst am äußersten Lagerende. Da beruhigten sich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond schien taghell, und das Roß ging im Schritt. Bei klarerer Ueberlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereignisses, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den scharfen Augen der Liebe und des Hasses seinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er nicht gesehen, wie der Gebrandmarkte die Faust gegen die Gerechtigkeit des Königs geballt hatte? Besaß der Gestrafte nicht den Scheinklang seiner Stimme? War er selbst nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürstlichen Faust bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger sann Rache, sann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieser Stunde unheimlicher Verfolgung und Beschleichung seines Königs hatte sich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebste, was er besessen, preßte ihm das Herz zusammen und lös'te sich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr besitze, in ein

beklommenes Schluchzen und dann in unbändig stürzende Thränen. Eine schwedische Wacht, ein Musketier mit schon ergrautem Knebelbarte, der den schlanken Reiter weinen sah, verzog den Mund zu einer lustigen Grimasse, fragte dann aber gutmüthig: Sinnt der junge Herr nach Hause? Leubelfing nahm sich zusammen, und langsam weiterreitend entschloß er sich mit jener Keckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelt hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. Der König wird es abbrechen, sagte er sich, ich komme in einem Regiment unter und bleibe während der Märsche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht!

Jetzt gewahrte er einen Oberst, welcher die Lagerstraßen wachsam abritt. Das Licht des Mondes war so kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den ersten Blick einen Freund seines Vaters, denselben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödlichen Duell secundirt hatte. Er trieb seinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberst, der in der letzten Zeit meist auf Vorposten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerksam. Entweder ich irre mich, begann er dann, oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten sehen? Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblaß und schwermüthig ausschaut. Dann, plötzlich von einer Erinnerung überrascht: Seid ihr ein Nürembergér, fuhr er fort, und mit dem seligen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleichet ihm zum Erschrecken, oder eigentlich seinem Kinde, dem Wildfang, der Gustel, die bis in ihr sechzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trügt und hext. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt. Und er übergab sein Roß und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener mit plattgedrückter Nase und breitem Gesichte.

welcher seinen Gebieter mit einem gutmüthigen stupiden Lächeln empfing.

Mache sich's der Herr bequem, lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Feldstuhl bietend und sich auf seinen harten Schragen niederlassend. Zwei Windlichter gaben eine schwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberst ohne Ceremonie mit seiner breiten, ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte aber tiefeingeschnittene Narbe sichtbar. Gustel, du Narre, brach er los, meinst, ich hätt's vergessen, wie dich das ungrische Fohlen, die Hinterhufen aufwerfend, über seinen Starrkopf schleuderte, daß du durch die Luft flogest und wir Dreie dich für todt auflasen, die heulende Mutter, der Vater blaß wie ein Geist und ich selber herzlich erschrocken? Ein perfecter Soldat, der selige Leubelfing, mein bester Hauptmann und mein Herzensfreund! Nur ein bischen toll, wie du es auch sein wirst, Gustel! Alle Wetter, Kind, wie lange schon treibst du dein Wesen um den König? Schaust übrigens accurat wie ein Bube! Hast dir das blonde Kraushaar im Nacken wegrasirt, Kobold? und er zupfte sie. Mach dir nur nicht vor, du seiest das einzige Weibsbild im Lager! Sieh dir mal den Jakob Erichson an, meinen Kerl! Der Bursche trat eben mit Flaschen und Gläsern ein. Ein Mann wie du! Keine Angst, Gustel! Er hat nicht ein deutsches Wort erlernen können. Dazu ist er viel zu dumm. Aber ein kreuzbraves, gottesfürchtiges Weib! Und garstig! Uebrigens die einfachste Geschichte von der Welt, Gustel: sieben Schreihälse, der Ernährer ausgehoben, sein Weib für ihn eintretend. Der denkbar beste Kerl! Ich könnte ihn nur gar nicht mehr entbehren!

Der Page betrachtete das brave Geschöpf mit entschiedenem Widerwillen, während der Oberst weiter polterte. Alle Wege ein starkes Stück, Gustel, neben dem Könige dich

einzunisten, der die Weibsen in Mannstracht verabscheut! Hast eine Fabel gespielt, was sie auf den Bänken von Upsala ein Monodrama nennen, wenn eine Person für sich mutterseelenallein jubelt, fürchtet, verzagt, empfindet, tragirt, imaginirt! Und hast dir Gott weiß wie viel darauf eingebildet, ohne daß eine sterbliche Seele etwas davon wußte oder sich einen Deut darum bekümmerte. Du blickst unmuthig? Halsgefährlich, Kind, war es gerade nicht! Wurdest du entlarvt: Pack dich, dummes Ding! hätte er dich gescholten und den nächsten Augenblick an etwas Anderes gedacht. Ja, wenn dich die Königin demaskirt hätte! Puh! Nun sag' ich: man soll die Kinder nicht küssen! So'n Kuß schläft und lodert wieder auf, wann die Lippen wachsen und schwellen. Und wahr ist's und bleibt's, der König hat dich mir einmal von den Armen genommen, Pathchen, und hat dich geherzt und abgeküßt, daß es nur so klatschte! Denn du warest ein keckes und hübsches Kind. — Der Page wußte nichts mehr von dem Kuß, aber er empfand ihn wild erröthend.

Und nun, Wildfang, was soll werden? — Er sann einen Augenblick. Kurz und gut, ich trete dir mein zweites Zelt ab! du wirst mein Galopin, giebst mir dein Ehrenwort, nicht auszureißen, und reitest mit mir bis zum Frieden. Dann führ' ich dich heim nach Schweden in mein Gehöft bei Gefle. Ich bin einzeln. Meine zwei Jüngern, der Axel und der Erich — er zerdrückte eine Thräne. Für König und Vaterland! sagte er. Der überbliebene Aelteste lebt mir in Falun, ein Diener am Wort mit einer fetten Pfründe. Da hast du dann die Wahl zwischen uns Beiden. — Page Leubelfing gelobte seinem Pathen, was er sich selbst schon gelobt hatte, und erzählte ihm darauf sein vollständiges Abenteuer mit jenem Wahrheitsbedürfniß, das sich nach lange getragener Larve so gebieterisch meldet, wie Hunger und Durst nach langem Fasten.

Der Alte dachte sich seine Sache und erlustigte sich dann besonders an dem Vetter Leubelfing, dessen Conterfei er sich von dem Pagen entwerfen ließ. Der Flachskopf, philosophirte er, kann nichts dafür, eine Memme zu sein. Es liegt in den Säften. Auch mein Sohn, der Pfarrer in Falun, ist ein Hase. Er hat es von der Mutter.

Von Sommerende bis nach beendigter Lese und bis an einem frostigen Morgen die ersten dünnen Flocken über der Heerstraße wirbelten, ritt Page Leubelfing in Züchten neben seinem Pathen, dem Obersten Ake Tott, in die Kreuz und Quer, wie es die Wechselfälle eines Feldzuges mit sich bringen. Dem Hauptquartier und dem Könige begegnete er nicht, da der Oberst meist die Vor= und Nachhut führte. Aber Gustav Adolf füllte die Augen seines Geistes, wenn auch in verklärter und unnahbarer Gestalt, jetzt da er aufgehört hatte ihm durch die Locken zu fahren nnd der Page den Gebieter Nachts nicht mehr an seiner Seite, nur durch eine dünne Wand getrennt, sich umwenden und sich räuspern hörte. Da geschah es zufällig, daß Leubelfing seinen König wieder mit Augen sah. Es war auf dem Marktplatze von Naumburg, wo sich der Page eines Einkaufs halber verspätet hatte und eben seinem Obersten nachsprengen wollte, welcher, dieses Mal die Vorhut befehligend, die Stadt schon verlassen hatte. Von einer immer dichter werdenden Menge mit seinem Roß gegen die Häuser zurückgedrängt, sah er auf dem engen Platze ein Schauspiel, wie ein ähnliches nur erst einmal menschlichen Augen sich gezeigt hatte, da vor vielen hundert Jahren der Friedestifter auf einer Eselin Einzug hielt in Jerusalem. Freilich saß Gustav auf seinem stattlichen Streithengst, von geharnischten Hauptleuten auf muthigen Thieren umringt; aber Hunderte von leidenschaftlichen Gestalten, Weiber, die mit beiden gehobenen Armen ihre Kinder über

die jubelnden Häupter emporhielten, Männer, welche die Hände streckten, um die Rechte Gustav's zu ergreifen und zu drücken, Mägde, die nur seine Steigbügel küßten, geringe Leute, die sich vor ihm auf die Kniee warfen, ohne Furcht vor dem Hufschlag seines Thieres, das übrigens sanft und ruhig schritt, ein Volk in kühnen und von einem Sturm der Liebe und der Begeisterung ergriffenen Gruppen umwogte den nordischen König, der ihm seine geistigen Güter gerettet hatte. Dieser, sichtlich gerührt, neigte sich von seinem Rosse herab zu dem greisen Ortsgeistlichen, der ihm dicht vor den Augen Leubelfing's die Hand küßte, ohne daß er es verwehren konnte, und sprach überlaut: Die Leute ehren mich wie einen Gott! Das ist zuviel und gemahnt mich an mein Ende. Prediger, ich reite mit der heidnischen Göttin Victoria und mit dem christlichen Todesengel!

Dem Pagen quollen die Thränen. Als er aber gegenüber an einem Fenster die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abschied zuwinkte, schwoll ihm der Busen von einer brennenden Eifersucht.

Kaum eine Woche später, als die schwedischen Schaaren auf dem blachen Felde von Lützen sich zusammenzogen, marschirte Ake Tott seitwärts unweit des Wagens, darin der König fuhr. Da erblickte Leubelfing einen Raubvogel, der unter zerrissenen Wolken schwebend auf das Hartnäckigste sich über der königlichen Gruppe hielt und durch die Schüsse des Gefolges sich nicht erschrecken und nicht vertreiben ließ. Er gedachte des Lauenburgers, ob seine Rache über Gustav Adolf schwebe. Das arme Herz des Pagen ängstigte sich über alles Maß. Wie es frühe dunkelte, wuchs seine Angst, und da es finster geworden war, gab er, sein Ehrenwort brechend, dem Rosse die Sporen und verschwand aus den Augen des ihm „Treubrüchiger Bube!“ nachrufenden Obersten.

In unaufhaltsamem Ritte erreichte er den Wagen des

Königs und mischte sich unter das Gefolge, das am Vorabende der erwarteten großen Schlacht ihn nicht zu bemerken oder sich nicht um ihn zu kümmern schien. Der König gedachte dann die Nacht in seinem Wagen zuzubringen, wurde aber durch die Kälte genöthigt, auszusteigen und in einem bescheidenen Bauernhause ein Unterkommen zu suchen. Mit Tagesanbruch drängten sich in der niedrigen Stube, wo der König schon über seinen Karten saß, die Ordonnanzen. Die Aufstellung der Schweden war beendigt. Es begann die der deutschen Regimenter. Page Leubelfing hatte sich, von dem Kammerdiener des Königs, der ihm wohlwollte, erkannt und nicht zur Rede gestellt, den in seinem Gestick das schwedische Wappen tragenden Schemel wieder erobert, auf welchem er sonst neben dem Könige gesessen, und sich in einer Ecke niedergelassen, wo er hinter den wechselnden kriegerischen Gestalten verborgen blieb.

Der König hatte jetzt seine letzten Befehle gegeben und war in der wunderbarsten Stimmung. Er erhob sich langsam und wendete sich gegen die Anwesenden, lauter Deutsche, unter ihnen mehr als Einer von Denjenigen, welche er im Lager bei Nüremberg mit so harten Worten gezüchtigt hatte. Ob ihn schon die Wahrheit und die Barmherzigkeit jenes Reiches berührte, dem er sich nahe glaubte? Er winkte mit der Hand und sprach leise, fast wie träumend, mehr mit den geisterhaften Augen, als mit dem kaum bewegten Munde:

Herren und Freunde, heute kommt wohl mein Stündlein. So möcht' ich euch mein Testament hinterlassen. Nicht für den Krieg sorgend — da mögen die Lebenden zusehen. Sondern — neben meiner Seligkeit — für mein Gedächtniß unter euch! Ich bin über Meer gekommen mit allerhand Gedanken, aber alle überwog, ungeheuchelt, die Sorge um das reine Wort. Nach der Victorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiser einen läßlichen Frieden vorschreiben und nach

gesichertem Evangelium mit meiner Beute mich wie ein Raubthier zwischen meine schwedischen Klippen zurückziehen. Aber ich bedachte die deutschen Dinge. Nicht ohne ein Gelüst nach eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habsburger darf es unmöglich länger gehören, denn es ist ein evangelisches Reich. Doch ihr denket und sprechet: ein fremder König herrsche nicht über uns! Und ihr habet Recht. Denn es steht geschrieben: der Fremdling soll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte letztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen ... Sein leises Reden wurde überwältigt von dem stürmischen Gesange eines thüringischen Reiterregimentes, das, vor dem Quartier des Königs vorbeiziehend, mit Begeisterung die Worte betonte:

> Er wird durch einen Gideon,
> Den er wohl weiß, dir helfen schon ...

Der König lauschte, und ohne seine Rede zu beendigen, sagte er: Es ist genug, Alles ist in Ordnung, und entließ die Herren. Dann sank er auf das Knie und betete.

Da sah der Page Leubelfing mit einem rasenden Herzklopfen, wie der Lauenburger eintrat. Als ein gemeiner Reiter gekleidet, näherte er sich in kriechender und zerknirschter Haltung und reckte die Hände flehend gegen den König aus, der sich langsam erhob. Jetzt warf er sich vor ihm nieder, umfing seine Kniee, schluchzte und schrie ihn an mit den beweglichen Worten des verlorenen Sohnes: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir! Und wiederum: Ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße! und er neigte das reuige Haupt. Der König aber hob ihn vom Boden und schloß ihn in seine Arme.

Vor den entsetzten Augen des Pagen schwammen die

sich umschlungen Haltenden wie in einem Nebel. War das, konnte das die Wahrheit sein? Hatte die Heiligkeit des Königs an einem Verworfenen ein Wunder gewirkt? Oder war es eine satanische Larve? Mißbrauchte der ruchloseste der Heuchler die Worte des reinsten Mundes? So zweifelte sie mit irren Sinnen und hämmernden Schläfen. Der Augenblick verrann. Die Pferde wurden gemeldet, und der König rief nach seinem Lederwams. Der Kammerdiener erschien, in der Linken den verlangten Gegenstand, in der Rechten aber einen an der Halsöffnung gefaßten blanken Harnisch haltend. Da entriß ihm der Page den kugelfesten Panzer und machte Miene, dem König behülflich zu sein, denselben anzulegen. Dieser aber, ohne über die Gegenwart des Pagen erstaunt zu sein, weigerte sich mit einem unbeschreiblich freundlichen Blick und fuhr Leubelfing durch das krause Stirnhaar, wie er zu thun pflegte. Gust, sagte er, das geht nicht. Er drückt. Gieb das Wams.

Kurz nachher sprengte der König davon, links und rechts hinter sich den Lauenburger und seinen Pagen Leubelfing.

V.

In der Pfarre des hinter der schwedischen Schlachtlinie liegenden Dorfes Meuchen saß gegen Mitternacht der verwittwete Magister Todänus hinter seiner Foliobibel und las seiner Haushälterin, Frau Ida, einer zarten und ebenfalls verwittweten Person, die Bußpsalmen David's vor. Der Magister — übrigens ein wehrhafter Mann mit einem derben, grauen Knebelbarte, der ein paar Jugendjahre unter den Waffen verlebt — betete dann inbrünstig mit Frau Ida für die Erhaltung des protestantischen Helden, der eben

jetzt in kleiner Entfernung das Schlachtfeld, er wußte nicht, ob behauptet oder verloren hatte. Da pochte es heftig an das Hofthor, und die geistergläubige Frau Ida errieth, daß sich ein Sterbender melde.

Es war so. Dem öffnenden Pfarrer wankte ein junger Mensch entgegen, bleich wie der Tod, mit weit geöffneten Fieberaugen, barhaupt, an der Stirn eine klaffende Wunde. Hinter ihm hob ein Anderer einen Todten vom Pferde, einen schweren Mann. In diesem erkannte der Pfarrer trotz der entstellenden Wunden den König von Schweden, welchen er in Leipzig einziehen gesehen, und dessen wohlgetroffener Holzschnitt hier in seinem Zimmer hing. Tief ergriffen bedeckte er das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

In fieberischer Geschäftigkeit und mit hastiger Zunge begehrte der verwundete Jüngling, daß sein König im Chor der anstoßenden Kirche aufgebahrt werde. Zuerst aber forderte er laues Wasser und einen Schwamm, um das Haupt voll Blut und Wunden zu reinigen. Dann legte er mit der Hülfe des Gefährten den Todten, welcher seinen Armen zu schwer war, auf ein ärmliches Ruhebett, sank daran nieder und betrachtete das wachsfarbene Antlitz liebevoll. Als er es aber mit dem Schwamm berühren wollte, wurde er ohnmächtig und glitt vorwärts auf den Leichnam. Sein Gefährte hob ihn auf, sah näher zu und bemerkte außer der Stirnwunde eine zweite, eine Brustwunde. Durch einen frischen Riß im Rocke neben einem über dem Herzen liegenden geflickten Risse sickerte Blut. Das Gewand seines Kameraden vorsichtig öffnend, traute der schwedische Cornet seinen Augen nicht. Hol' mich! straf' mich! stotterte er, und Frau Ida, welche die Schüssel mit dem Wasser hielt, erröthete über und über.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und der Oberst Ake Tott trat herein. In Proviantsachen rück-

wärts gesendet, war er nach verrichtetem Geschäfte dem Schlachtfelde wieder zugeeilt und hatte in der Dorfgasse, vor dem Kruge ein Glas Branntwein stürzend, die Mär vernommen von einem im Sattel wankenden Reiter, der einen Todten vor sich auf dem Pferde gehalten.

Ist es wahr, ist es möglich? schrie er und stürzte auf seinen König zu, dessen Hand er ergriff und mit Thränen benetzte. Nach einer Weile sich umwendend, erblickte er den Jüngling, welcher in einem Lehnsessel ausgestreckt lag, seiner Sinne unmächtig. Alle Teufel, rief er zornig, so hat sich die Gustel doch wieder an den König gehängt!

Ich fand den jungen Herrn, meinen Kameraden, bemerkte der Cornet vorsichtig, wie er, den todten König vor sich auf dem Pferde haltend, über das Schlachtfeld sprengte. Er hat sich für die Majestät geopfert!

Nein, für mich! unterbrach ihn ein langer Mensch mit einem Altweibergesicht. Es war der Kaufherr Laubfinger. Um eine beträchtliche, durch den Krieg gefährdete Schuld einzutreiben, hatte er sich aus dem sicheren Leipzig herausgewagt und unwissend dem Schlachtfelde genähert. In die von Gepäckwagen gestaute Dorfgasse gerathen, war er dann dem Obersten nachgegangen, ihn um eine salva guardia zu ersuchen. In einem überströmenden Gefühle von Dankbarkeit und von Erleichterung erzählte er jetzt den Anwesenden umständlich die Geschichte seiner Familie. Gustel, Gustel, weinte er, kennst du noch dein leibliches Vetterchen? Wie kann ich dir's bezahlen, was du für mich gethan hast?

Damit, Herr, daß Ihr das Maul haltet! fuhr ihn der Oberst an.

Der Pfarrer aber trat in das Mittel und sprach mit ruhigem Ernst: Herrschaften, Ihr kennt diese Welt. Sie ist voller Lästerung. Frau Ida seufzte. Und da am meisten, wo ein großer und reiner Mensch eine große und reine

Sache vertritt. Würde der leiseste Argwohn dieses Andenken trüben — er zeigte den stillen König — welches Fabelgeschöpf würde nicht die papistische Verleumdung aus dieser armen Mücke machen, und er deutete auf den ohnmächtigen Pagen, die sich die Flügel an der Sonne des Ruhmes verbrannt hat! Ich bin wie von meinem Dasein überzeugt, daß der selige König von diesem Mädchen nichts wußte.

Einverstanden, geistlicher Herr, schwur der Oberst, auch ich bin davon, wie von meiner Seligkeit nicht durch die Werke, sondern durch den Glauben überzeugt.

Sicherlich, bestätigte Laubfinger. Sonst hätte der König sie heimgeschickt und auf mich gefahndet.

Hol' mich, straf' mich! betheuerte der Cornet, und Frau Ida seufzte.

Ich bin ein Diener am Wort, Ihr traget graues Haar, Herr Oberst, Ihr, Cornet, seid ein Edelmann, es liegt in Eurem Nutzen und Vortheil, Herr Laubfinger, für Frau Ida bürge ich: wir schweigen.

Jetzt öffnete der Page die sterbenden Augen. Sie irrten angstvoll umher und blieben auf Ake Tott haften: Pathe, ich habe dir nicht gehorsamt, ich konnte nicht — ich bin eine große Sünderin.

Ein großer Sünder, unterbrach sie der Pfarrer streng. Ihr redet irre! Ihr seid der Page August Leubelfing, ehelicher Sohn des nürembergischen Patriziers und Handelsherrn Arbogast Leubelfing, geboren den und den, Todes verblichen den siebenten November Eintausend sechshundert zweiunddreißig an seinen Tages vorher in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunden, pugnans cum rege Gustavo Adolpho.

Fortiter pugnans! ergänzte der Cornet begeistert.

So will ich auf Euren Grabstein setzen! Jetzt aber machet Euren Frieden mit Gott! Euer Stündlein ist ge-

kommen. — Der Magister sagte das nicht ohne Härte, denn er konnte seinen Unmuth gegen das abenteuerliche Kind, das den Ruf seines Helden gefährdet hatte, nicht verwinden, ob es schon in den letzten Zügen lag.

Ich kann jetzt noch nicht sterben, ich habe noch viel zu reden! röchelte der Page. Der König . . . im Nebel . . . die Kugel des Lauenburgers — der Tod schloß ihr den Mund, aber er konnte sie nicht hindern, mit einer letzten Anstrengung der brechenden Augen das Antlitz des Königs zu suchen.

Jeder der Anwesenden zog seinen Schluß und ergänzte den Satz nach seiner Weise. Der geistesgegenwärtige Pfarrer aber, dessen Patriotismus es beleidigte, den Retter Deutschlands und der protestantischen Sache — für ihn ein und dasselbe — von einem deutschen Fürsten sich gemeuchelt zu denken, ermahnte sie Alle eindringlich, dieses Bruchstück einer durch den Tod zertrümmerten Rede mit dem Pagen zu begraben.

Jetzt, da August Leubelfing sein Schicksal vollendet hatte und leblos neben seinem Könige lag, schluchzte der Vetter: Nun die Base verewigt und der Erbgang eröffnet ist, nehme ich doch meinen Namen wieder an mich? und er warf einen fragenden Blick auf die Umstehenden. Der Magister Todänus betrachtete eben das unschuldige Gesicht der tapferen Nürembergerin, das einen glücklichen Ausdruck hatte. Der strenge Mann konnte sich einer Rührung nicht erwehren. Jetzt entschied er: Nein, Herr! Ihr bleibt ein Laubfinger. Euer Name wird die Ehre haben, auf dem Grabhügel eines hochgesinnten Mädchens zu stehen, das einen herrlichen Helden bis in den Tod geliebt hat. Ihr aber habt Euer höchstes Gut gerettet, das liebe Leben. Damit begnüget Euch.

Die Kirche wurde gegen den Andrang der zuströmenden Menge gesperrt und verriegelt; denn das Gerücht hatte sich

rasch verbreitet, hier liege der König. Die Todten wurden dann gewaschen und im Chore aufgebahrt. Ueber alledem war es helle geworden. Als die Kirchenthore den mit ungeduldigen Geberden, aber ehrfürchtigen Mienen Eindringenden sich öffneten, lagen die Beiden vor dem Altare gebettet auf zwei Schragen, der König höher, der Page niedriger und in umgekehrter Richtung, so daß sein Haupt zu den Füßen des Königs ruhte. Ein Strahl der Morgensonne — dem gestrigen Nebeltage war ein blauer, wolkenloser gefolgt — glitt durch das niedrige Kirchenfenster, verklärte das Heldenantlitz und sparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.

Neunter Band. **Dramen, I.**

Die Sabinerinnen. — Meleager. — Hadrian. — Maria Moroni. — **Die** Pfälzer in Irland. — Die Göttin der Vernunft.

Zehnter Band. **Dramen, II.**

Elisabeth Charlotte. — Ludwig der Baier. — Hans Lange. — Colberg.

Elfter und zwölfter Band (Neue Serie I/II).

Kinder der Welt. Roman. Zwei Bände. 11. Aufl.

Dreizehnter und vierzehnter Band. (Neue Serie III/IV).

Im Paradiese. Roman. Zwei Bände. 7. Aufl.

Fünfzehnter Band. (Neue Serie V). **Novellen, VI.**

Er soll dein Herr sein. — Judith Stern. — Die Kaiserin von Spinetta. — Das Ding an sich. — Zwei Gefangene. — Die Tochter der Excellenz. — Beppe der Sternseher.

Sechszehnter Band (Neue Serie VI.) **Novellen, VII.**

Die ungarische Gräfin. — Ein Märtyrer der Phantasie. — Nerina. — Jorinde. — Getreu bis in den Tod. — Das Seeweib. — Die Frau Marchesa.

Siebzehnter Band. (Neue Serie VII.) **Novellen, VIII.**

Frau von F. — Die talentvolle Mutter. — Romulusenkel. — Die Hexe vom Corso. — Der lahme Engel. — Die Rache der Vizgräfin. — Der verkaufte Gesang.

Achtzehnter Band. (Neue Serie VIII). **Novellen, IX.**

Die Dichterin von Carcassonne. — Ehre über Alles. — Der Mönch von Montaudon. — Das Glück von Rothenburg. — Die Eselin. — Getheiltes Herz. — Unvergeßbare Worte.

Neunzehnter Band (Neue Serie IX). **Novellen, X.**

Buch der Freundschaft.

David und Jonathan. — Grenzen der Menschheit. — Nino und Maso. — Siechentrost. — Die schwarze Jakobe. — Gute Kameraden.

Zwanzigster Band (Neue Serie X). **Dramen, III.**

Die Grafen von der Esche. — Die Franzosenbraut. — Die glücklichen Bettler. — Die Weiber von Schorndorf

Einundzwanzigster Band (Neue Serie XI). **Dramen, IV.**

Elfride. — Graf Königsmark — Alkibiades. — Don Juan's Ende.

Paul Heyse, Gedichte. 3. Aufl. aus dem „Skizzenbuch“ und den „Versen aus Italien“ vermehrt. Min.-Form. 1885. geh. M. 5. hübsch in Leinwand geb. M. 6. In feinstem Ganz-Lederband gebunden M 9.

— — Spruchbüchlein. 2. Aufl. 1886. geh. M. 3. Sehr fein gebunden M. 4.

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

C. F. Meyer, Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte 8. Aufl. 1884. geheftet M. 3, geb. M. 4.

— — Hutten's letzte Tage. Eine Dichtung. 5. Auflage. 1884. geh. M. 3, geb. M. 4.

— — dasselbe. 4. Auflage. In Quarto auf Kupferdruckpapier in Schwabacher Schrift gedruckt. geh. M. 16, geb. M. 20.

— — Der Heilige. Novelle. 5. Aufl. 1886. geh. M. 3, geb. M. 4.

— — Thomas à Becket, the Saint. Translated from the German by M. von Wendheim. 1885. geh. M. 3, geb. M. 4..

— — Engelberg. Eine Dichtung. 1873. M. 2.

— — Romanzen und Bilder. 1870. M. 1.

— — Das Leiden eines Knaben. Novelle. 2. Auflage. 1883. geh. M. 2, geb. M. 3.

— — Die Hochzeit des Mönchs. 3. Aufl. 1886. geh. M. 2, geb. M. 3.

— — Gedichte. 2. Aufl. 1883. geh. M. 3, geb. M. 4.

— — Die Richterin. Novelle. 1885. geh. M. 2, geb. M. 3.

— — Novellen. 2 Bde. geh. M. 8, geb. M. 10.

Jeder Band wird einzeln verkauft.

Inhalt I.: Das Amulet. — Der Schuß von der Kanzel. — Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolf's Page. geh. M. 4, geb. M. 5.

II: Die Hochzeit des Mönchs. — Das Leiden eines Knaben. — Die Richterin. geh. M. 4, geb. M. 5.



Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.

30 Bände mit 2300 Abbildungen in 28 Bände elegant gebunden:

— Statt für M. 124. 80., für nur M. 60. —

Diese Sammlung naturwissenschaftlicher Werke zeichnet sich aus durch populäre Darstellung bei wissenschaftlicher Genauigkeit und Gründlichkeit. Mehr als 2300 Abbildungen erleichtern wesentlich das Verständniß. Die Sammlung ist **ein Schmuck** für jede Bibliothek, **eine wahre Fundgrube** für interessante, belehrende und **anregende Unterhaltung.** Von allen Seiten, insbesondere aber von der Presse ist die Gediegenheit und Nützlichkeit der Naturkräfte um die Wette gerühmt worden. Die **eingetretene Preisermäßigung** macht die Sammlung auch weiteren Kreisen zugänglich, und seien die Naturkräfte nunmehr auch zur Anschaffung für jede Familie **bestens** empfohlen.

Inhaltsübersicht der erschienenen 30 Bände.

Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 3. broschiert, M. 4. gebunden käuflich.

1. Bd. **Die Lehre vom Schall.** Gemeinfaßliche Darstellung der Akustik von R. Radau. 290 S. m. 108 Abb. 2. Aufl.

2. Bd. (Doppelband.) **Licht und Farbe.** Gemeinfaßliche Darstellung der Optik von Fr. J. Pisko. 568 S. m. 148 Abb. 2. Aufl. Preis M. 6. —. brosch., M. 7. 20. gebd.

3. Bd. **Die Wärme.** Nach dem Französischen des Prof. Cazin deutsch bearbeitet. Herausg. von P. Carl 307 S. m. 92 Abb. u. 1 Farbendrucktafel. 2. Aufl.

4. Bd. **Das Wasser.** Von Fr. Pfaff. 342 S. m. 57 Abb. 2. Aufl.

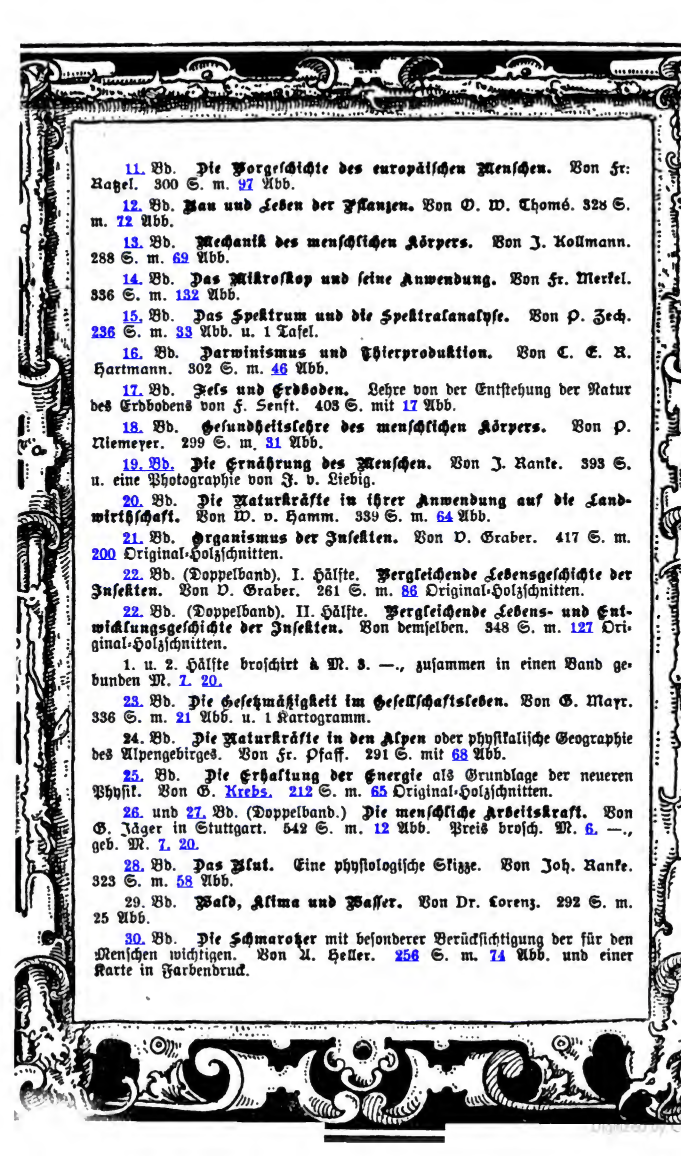
5. Bd. **Himmel und Erde.** Gemeinfaßliche Darstellung des Weltalls von P. Zech. 272 S. m. 45 Abb. u. 5 Tafeln. 2. Aufl.

6. Bd. **Die elektrischen Naturkräfte.** Der Magnetismus, die Elektricität und der galvanische Strom mit ihren hauptsächlichsten Anwendungen. Gemeinfaßlich dargestellt von P. Carl. 281 S. m. 113 Abb. 2. Aufl.

7. Bd. **Die vulkanischen Erscheinungen.** Von Fr. Pfaff. 328 S. m. 37 Abb.

8. u. 9. Bd. (Doppelbd.) **Aus der Urzeit.** Bilder aus der Schöpfungsgeschichte von K. Zittel. 2 Thl. 646 S. m. 183 Abb. u. 5 Kärtchen. 2. Aufl. Preis M 6. —. brosch., M. 7. 20. geb.

10. Bd. **Wind und Wetter.** Gemeinfaßliche Darstellung der Meteorologie von E. Lommel. 354 S. m. 66 Abb. 2. Aufl.



11. Bd. **Die Vorgeschichte des europäischen Menschen.** Von Fr. Ratzel. 300 S. m. 97 Abb.

12. Bd. **Bau und Leben der Pflanzen.** Von O. W. Thomé. 328 S. m. 72 Abb.

13. Bd. **Mechanik des menschlichen Körpers.** Von J. Kollmann. 288 S. m. 69 Abb.

14. Bd. **Das Mikroskop und seine Anwendung.** Von Fr. Merkel. 336 S. m. 132 Abb.

15. Bd. **Das Spektrum und die Spektralanalyse.** Von P. Zech. 236 S. m. 33 Abb. u. 1 Tafel.

16. Bd. **Darwinismus und Thierproduktion.** Von C. E. R. Hartmann. 302 S. m. 46 Abb.

17. Bd. **Fels und Erdboden.** Lehre von der Entstehung der Natur des Erdbodens von F. Senft. 403 S. mit 17 Abb.

18. Bd. **Gesundheitslehre des menschlichen Körpers.** Von P. Niemeyer. 299 S. m. 31 Abb.

19. Bd. **Die Ernährung des Menschen.** Von J. Ranke. 393 S. u. eine Photographie von J. v. Liebig.

20. Bd. **Die Naturkräfte in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft.** Von W. v. Hamm. 339 S. m. 64 Abb.

21. Bd. **Organismus der Insekten.** Von V. Graber. 417 S. m. 200 Original-Holzschnitten.

22. Bd. (Doppelband). I. Hälfte. **Vergleichende Lebensgeschichte der Insekten.** Von V. Graber. 261 S. m. 86 Original-Holzschnitten.

22. Bd. (Doppelband). II. Hälfte. **Vergleichende Lebens- und Entwicklungsgeschichte der Insekten.** Von demselben. 348 S. m. 127 Original-Holzschnitten.

1. u. 2. Hälfte broschirt à M. 3. —., zusammen in einen Band gebunden M. 7. 20.

23. Bd. **Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben.** Von G. Mayr. 336 S. m. 21 Abb. u. 1 Kartogramm.

24. Bd. **Die Naturkräfte in den Alpen** oder physikalische Geographie des Alpengebirges. Von Fr. Pfaff. 291 S. mit 68 Abb.

25. Bd. **Die Erhaltung der Energie** als Grundlage der neueren Physik. Von G. Krebs. 212 S. m. 65 Original-Holzschnitten.

26. und 27. Bd. (Doppelband.) **Die menschliche Arbeitskraft.** Von G. Jäger in Stuttgart. 542 S. m. 12 Abb. Preis brosch. M. 6. —., geb. M. 7. 20.

28. Bd. **Das Blut.** Eine physiologische Skizze. Von Joh. Ranke. 323 S. m. 58 Abb.

29. Bd. **Wald, Klima und Wasser.** Von Dr. Lorenz. 292 S. m. 25 Abb.

30. Bd. **Die Schmarotzer** mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen. Von A. Heller. 256 S. m. 74 Abb. und einer Karte in Farbendruck.



Behördliche Empfehlungen und Belobungen sowie einige Urtheile der Presse über die Sammlung:

Die Naturkräfte.

Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.

Aus der großen Zahl von anerkennenden Besprechungen des ganzen Unternehmens, welche der Verlagsbuchhandlung vorliegen, veröffentlicht dieselbe nachstehend auszugsweise eine Blumenlese. Ein flüchtiger Ueberblick derselben dürfte überzeugend darthun, daß das fachmännische Urtheil, seien die Blätter, in denen es sich ausspricht, politische Zeitungen, belletristische, naturwissenschaftliche, pädagogische oder technische Zeitschriften, darin übereinstimmt, daß das Unternehmen ein bedeutendes und wohlgelungenes sei. Diese Allseitigkeit des Lobes erfüllt die Verlagshandlung mit der freudigen Genugthuung, das Ziel erreicht zu haben, das sie sich gesetzt, nämlich eine wahre naturwissenschaftliche Volksbibliothek, eine Vermittlerin zwischen Wissenschaft und Volk, geschaffen zu haben.

Herzogl. bad. Oberschulrath: „Als geeignetes Lehrmittel zur Anschaffung für die Bibliotheken der Mittelschulen wird empfohlen: ‚Die Naturkräfte' &c."

Königl. bayer. Cultusministerium: „Im Verlage der R. Oldenbourg-schen Verlagsbuchhandlung in München ist unter dem Titel ‚Die Naturkräfte' &c. eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek erschienen, welche nach den hierüber erholten fachmännischen Gutachten zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der k. Gewerbschulen, Real- und humanistischen Gymnasien ganz vorzüglich geeignet ist.

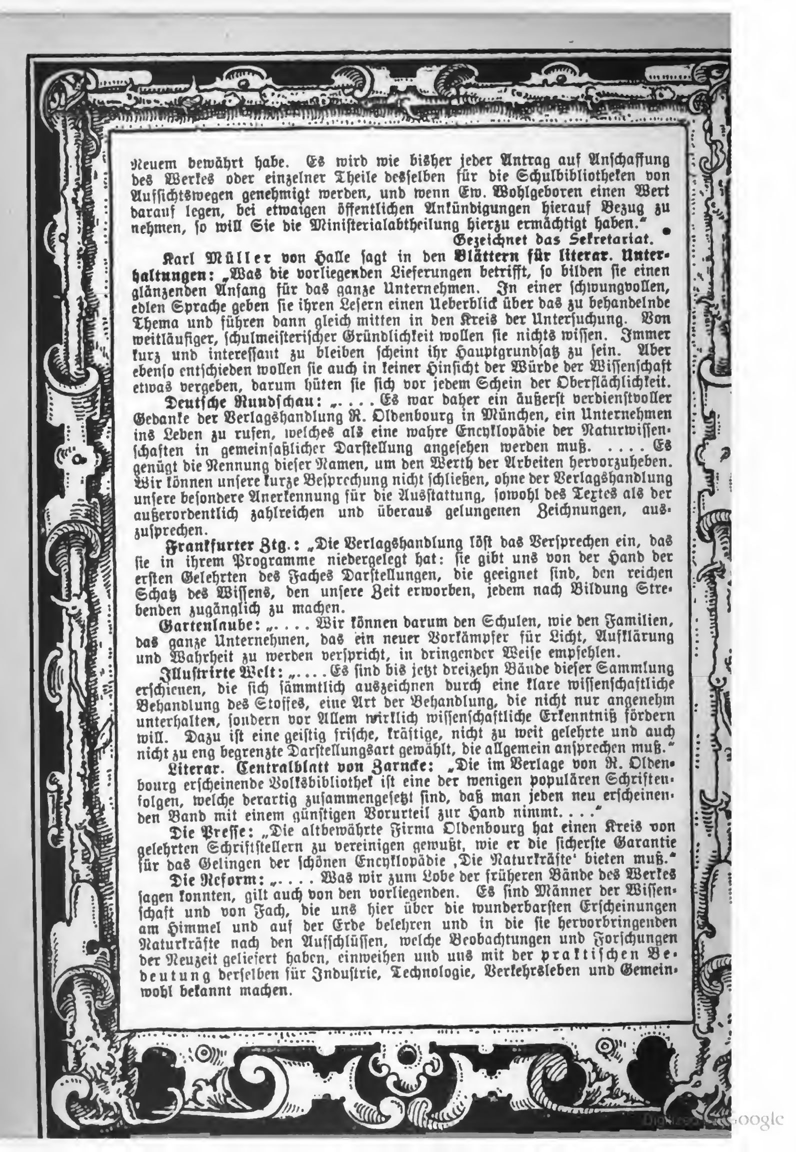
Den Schulbehörden wird daher die Anschaffung dieses Werkes für die Schülerbibliotheken anempfohlen."

Königl. bayer. Staatsministerium d. Innern: „. . . . Diese von namhaften Fachmännern verfaßten Schriften dürften sich zur Aufnahme in Bibliotheken der Kreis- und Bezirkscomités des landwirthschaftlichen Vereins, dann in landwirthschaftlichen Ortsbibliotheken eignen &c."

Kaiserl. Königl. österr. Ministerium für Cultus und Unterricht: „Über Ihre Eingabe vom 17. Juni d. J. habe ich mich bestimmt gefunden, mittels einer Kundmachung in dem Verordnungsblatte für den Dienstbereich des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht auf das in Ihrem Verlage erscheinende Werk ‚Die Naturkräfte' die Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten zum Zwecke allfälliger Anschaffung für die Bibliotheken aufmerksam zu machen."

Königl. sächs. Cultusministerium: „Auf Ihr Gesuch um Empfehlung des in Ihrem Verlage erschienenen Werkes ‚Die Naturkräfte' läßt Ihnen das k. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts erwidern, daß das erwähnte Unternehmen bereits den sächsischen Lehrern hinreichend und auch von vortheilhafter Seite bekannt sein dürfte und daß eben deshalb eine besondere Empfehlung nicht notwendig erscheine."

K. württemb. Cultusministerialabtheilung für Gelehrten u. Realschulen: „. . . . Die ergebenst unterzeichnete Stelle ist beauftragt worden, Ihnen Namens der Ministerialabtheilung zu erwidern, daß die angestellte Durchsicht derjenigen Theile Ihres Werkes, welche dem betreffenden Referenten nicht schon vorher bekannt waren, das allgemeine Urtheil über die Verdienstlichkeit Ihres Unternehmens und die Gediegenheit der Bearbeitung der einzelnen Theile der Naturwissenschaften nach ihrem heutigen Stande von



Neuem bewährt habe. Es wird wie bisher jeder Antrag auf Anschaffung des Werkes oder einzelner Theile desselben für die Schulbibliotheken von Aufsichtswegen genehmigt werden, und wenn Ew. Wohlgeboren einen Wert darauf legen, bei etwaigen öffentlichen Ankündigungen hierauf Bezug zu nehmen, so will Sie die Ministerialabtheilung hierzu ermächtigt haben."

Gezeichnet das Sekretariat.

Karl Müller von Halle sagt in den **Blättern für literar. Unterhaltungen:** „Was die vorliegenden Lieferungen betrifft, so bilden sie einen glänzenden Anfang für das ganze Unternehmen. In einer schwungvollen, edlen Sprache geben sie ihren Lesern einen Ueberblick über das zu behandelnde Thema und führen dann gleich mitten in den Kreis der Untersuchung. Von weitläufiger, schulmeisterischer Gründlichkeit wollen sie nichts wissen. Immer kurz und interessant zu bleiben scheint ihr Hauptgrundsatz zu sein. Aber ebenso entschieden wollen sie auch in keiner Hinsicht der Würde der Wissenschaft etwas vergeben, darum hüten sie sich vor jedem Schein der Oberflächlichkeit.

Deutsche Rundschau: „. . . . Es war daher ein äußerst verdienstvoller Gedanke der Verlagshandlung R. Oldenbourg in München, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches als eine wahre Encyklopädie der Naturwissenschaften in gemeinfaßlicher Darstellung angesehen werden muß. . . . . Es genügt die Nennung dieser Namen, um den Werth der Arbeiten hervorzuheben. Wir können unsere kurze Besprechung nicht schließen, ohne der Verlagshandlung unsere besondere Anerkennung für die Ausstattung, sowohl des Textes als der außerordentlich zahlreichen und überaus gelungenen Zeichnungen, auszusprechen.

Frankfurter Ztg.: „Die Verlagshandlung löst das Versprechen ein, das sie in ihrem Programme niedergelegt hat: sie gibt uns von der Hand der ersten Gelehrten des Faches Darstellungen, die geeignet sind, den reichen Schatz des Wissens, den unsere Zeit erworben, jedem nach Bildung Strebenden zugänglich zu machen.

Gartenlaube: „. . . . Wir können darum den Schulen, wie den Familien, das ganze Unternehmen, das ein neuer Vorkämpfer für Licht, Aufklärung und Wahrheit zu werden verspricht, in dringender Weise empfehlen.

Illustrirte Welt: „. . . . Es sind bis jetzt dreizehn Bände dieser Sammlung erschienen, die sich sämmtlich auszeichnen durch eine klare wissenschaftliche Behandlung des Stoffes, eine Art der Behandlung, die nicht nur angenehm unterhalten, sondern vor Allem wirklich wissenschaftliche Erkenntniß fördern will. Dazu ist eine geistig frische, kräftige, nicht zu weit gelehrte und auch nicht zu eng begrenzte Darstellungsart gewählt, die allgemein ansprechen muß."

Literar. Centralblatt von Zarncke: „Die im Verlage von R. Oldenbourg erscheinende Volksbibliothek ist eine der wenigen populären Schriftenfolgen, welche derartig zusammengesetzt sind, daß man jeden neu erscheinenden Band mit einem günstigen Vorurteil zur Hand nimmt. . . ."

Die Presse: „Die altbewährte Firma Oldenbourg hat einen Kreis von gelehrten Schriftstellern zu vereinigen gewußt, wie er die sicherste Garantie für das Gelingen der schönen Encyklopädie ‚Die Naturkräfte' bieten muß."

Die Reform: „. . . . Was wir zum Lobe der früheren Bände des Werkes sagen konnten, gilt auch von den vorliegenden. Es sind Männer der Wissenschaft und von Fach, die uns hier über die wunderbarsten Erscheinungen am Himmel und auf der Erde belehren und in die sie hervorbringenden Naturkräfte nach den Aufschlüssen, welche Beobachtungen und Forschungen der Neuzeit geliefert haben, einweihen und uns mit der praktischen Bedeutung derselben für Industrie, Technologie, Verkehrsleben und Gemeinwohl bekannt machen.



Verlag von
R. Oldenbourg
in München und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Novellenschatz des Auslandes.
Herausgegeben von
Paul Heyse und H. Kurz.
In 14 Bänden.
57 Novellen des Auslandes
in vorzüglicher Uebersetzung.
Jeder Band einzeln
1 M. geb.
Inhaltsverzeichniß
umstehend.

